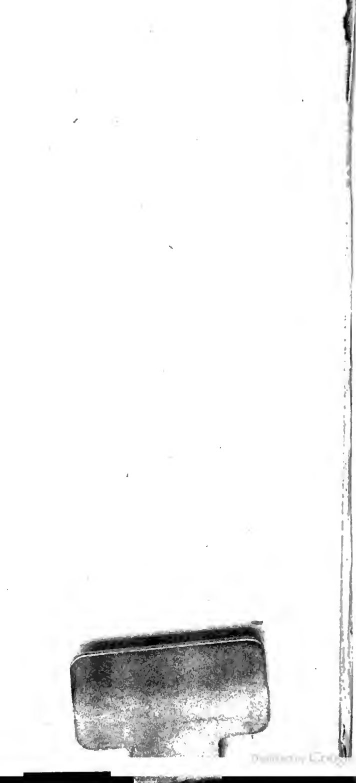
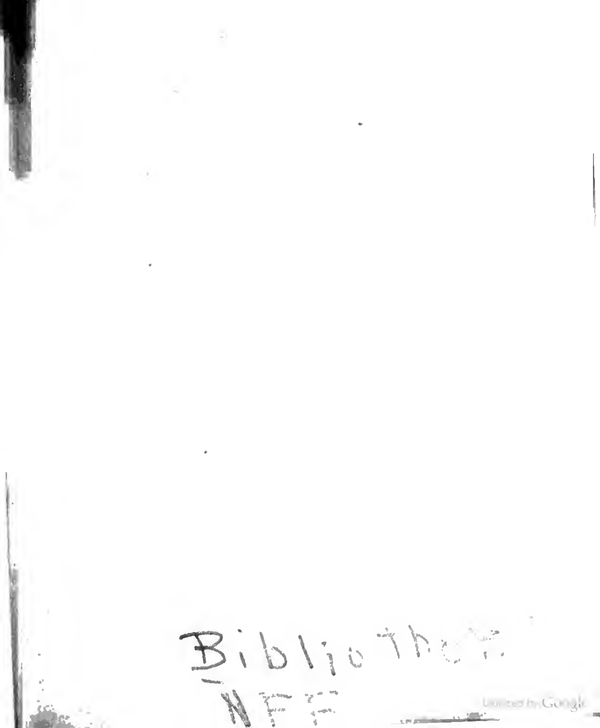





Bibliothe

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zehnten Bandes.



Böse Mächte.

Roman

von

E. Wild.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Prinzessin Berthilde war seit ihrer schweren Krankheit womöglich noch stiller und verschlossener geworden, und selbst Julianens fröhliches Geplauder war nicht mehr im Stande, ein Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern.

Ihre Zeichenstudien hatte sie vollständig aufgegeben.

Ihr Bild, welches der Maler Erlberg vor dem Ausbruche ihrer Krankheit zu malen begonnen, hatte er nach dem Gedächtnisse vollendet, und zwar auf speziellen Befehl der Fürstin. Das Porträt war auch vorzüglich gelungen. Die Prinzessin selbst äußerte kein Wort darüber, sie würdigte das Gemälde, welches in dem Salon ihrer fürstlichen Mutter hing, nicht eines Blickes, sie war überhaupt sehr apathisch geworden, die schöne Fürstentochter. „Kalt wie Eis und hart wie Marmor," flüsterten sich die Herren vom Hofe zu, wenn sie in ihrer ganzen stolzen Unnahbarkeit an ihnen vorüberging, und sie hatten in der That Recht, die Prinzessin war zur wandelnden Statue geworden.

Fürstin Karoline schmiedete eifrig an ihrem Heirathsprojekte, und das Reichstein'sche Ehepaar, welches sich im vollsten Glanze ihrer Huld und Gnade sonnte, stand ihr dabei, wie in allen anderen Punkten, getreulich zur Seite.

Moritz v. Reichstein war des Fürsten rechte Hand geworden, denn er verstand es meisterhaft, sich in alle seine Eigenheiten zu fügen und sogar unausgesprochenen Wünschen durch prompte Erfüllung zuvor zu kommen.

Der ehemalige Abenteurer war eine gar wichtige Persönlichkeit am Hofe des Fürsten, und gar Mancher, welcher früher Moritz v. Reichstein über die Achseln angesehen, bückte sich jetzt tief vor ihm und strebte nach der Freundschaft des Mannes, der sich mit einem Male so hoch emporgeschwungen hatte.

Ulrike genoß jetzt die Früchte ihres Jahre langen Ringens und Strebens; sie fühlte sich unaussprechlich glücklich. All' das Leid, all' die Demüthigungen der vergangenen Jahre lagen nun hinter ihr, weit, weit, und sie hatte nur den einen Wunsch, sich dauernd auf der erstiegenen Höhe zu halten.

Moritz v. Reichstein nützte die Vortheile, die ihm seine jetzige Stellung bot, nach allen Seiten aus.

Er machte ein großes Haus und lebte, als sei er der Besitzer eines immensen Vermögens; das erhöhte natürlich noch den Nimbus, der seine Persönlichkeit umwob, obgleich es auch Manchen gab, der wissen mochte, daß der Reichthum des Herrn v. Reichstein aus einer keineswegs lauteren Quelle floß. Aber wer würde wohl den Muth gehabt haben, den Günstling des Fürsten bei diesem zu verdächtigen?

Kein Mensch! Und überdies war es so schwer, Zutritt bei dem Fürsten zu erlangen.

Der Minister Schönburg, der Einzige, der dazu den Muth besessen hätte, war bei dem Fürsten so gründlich in Ungnade gefallen, daß dieser für ihn kaum einen Blick, ein halbes Wort mehr hatte, und wenn die Verhältnisse sich nicht änderten, dann blieb Schönburg schließlich nichts Anderes übrig, als seine Entlassung einzureichen.

Das war dem energischen Manne auch schon von vielen Seiten nahe gelegt worden; aber trotz alledem hielt er sich noch immer, denn er wollte seiner Pflicht, so lange es nur möglich war, gerecht werden.

Reichstein beschäftigte sich jetzt mit der heiklen Mission, dem Fürsten nahe zu legen, daß er sich nun eine Gattin wählen müsse, um seinem Geschlechte die Thronfolge zu sichern, denn mit dem Fürsten Eugen starb der Stamm der Stettenheims für immer aus, so wie der todte Erbprinz Otto der letzte männliche Sprosse der früheren Herrscherfamilie gewesen war.

Reichstein begann mit leisen, vorsichtigen Andeutungen, und erst, als er den Fürsten aufmerksam werden sah, sprach er davon, wie sehnlichst das ganze Land wünsche, an der Seite des Fürsten eine Gemahlin zu sehen, und daß sich die angesehensten Bürger sogar mit der Absicht trügen, an den Fürsten eine Deputation zu senden, um ihm ihre Bitte vorzutragen.

Der Fürst runzelte die Stirne, gab aber keine Antwort; indessen Reichstein ließ sich nicht abschrecken. Mit echt diplomatischer Schlauheit verstand er es, die Gedanken

des Fürsten auf diese Angelegenheit zu lenken, ihn darauf hinzuführen, daß eine Verbindung mit Prinzessin Berthilde für ihn wie für das ganze Land die beste und passendste Wahl sei; und der Fürst, welcher nach längerem Zaudern selbst zugab, daß es für ihn Pflicht sei, dem Lande eine Fürstin zu geben, entschloß sich endlich in der That, um die Hand seiner Cousine, der Prinzessin Berthilde anzuhalten.

Berthilde leistete keinen Widerstand, als die Fürstin ihr die Werbung ihres Cousins mittheilte.

Es war ihr völlig gleichgiltig, wessen Gattin sie werden sollte; sie kannte ja das Loos der Fürstentöchter, die niemals um ihr Herz gefragt werden, und die Zeit, da sie nur mit Schaudern an eine Verbindung mit einem ungeliebten Manne hätte denken können, die war für sie längst vorüber.

Ohne Widerrede, ohne Widerspruch fügte sie sich also den Wünschen ihrer Mutter und ward die Braut des Fürsten, ohne das Mindeste für ihn zu fühlen.

Am Altare der fürstlichen Hofkapelle hatte wohl schon lange kein schöneres, aber auch kein kälteres Brautpaar gestanden, als diese Beiden. Mit gebrochenem Herzen, mit zerstörten Illusionen in der Brust wechselten sie den Schwur ewiger Liebe und Treue.

Zwei Marmorbildern gleich, so schön, so starr, so kalt standen sie neben einander; sie liebten einander nicht, sie haßten einander nicht, sie waren sich vollständig gleichgiltig! Und doch sollten sie von nun an vereinigt bleiben, bis der Tod die Bande schied, durch welche sie des Priesters Hand jetzt verband „für Freud' und Leid, für Glück und Sorge bis an des Lebens Ende".

Siebzehntes Kapitel.

Diana war mit ihrem Gatten in dem sonnigen Italien angelangt; ach, welche bittere Erfahrungen hatte die junge Frau schon während dieser Reise machen müssen!

Der aufmerksame, höfliche Freund hatte sich in einen rauhen, despotischen Gatten verwandelt, der für seine Frau stets nur Widerspruch und hämische Bemerkungen hatte.

Diana hatte dem Baron ihre Hand gereicht, weil sie ihn in einer gewissen Hinsicht schätzen gelernt, weil er der Einzige gewesen war, der sich die Mühe gegeben, ihre Art und Weise zu erfassen, ihr eine Theilnahme entgegen zu bringen, wie sie ihr noch von keinem Manne geboten worden war. Sie hatte gehofft, an seiner Seite ganz ihren stillen Neigungen leben zu dürfen, sich so recht nach Herzenslust unter seiner Beihilfe in ihre Studien versenken zu können, aber es war anders, ganz anders gekommen.

Der Baron ließ ihr keinen Augenblick Zeit, sich mit ihren Büchern zu beschäftigen, denn in toller Jagd ging es von einer Stadt zur anderen. Kaum war man irgendwo angelangt, so sprach Urstädt schon wieder von der Abreise, und Diana, todtmüde von all' dieser ungewohnten Anstrengung, fand nicht einmal die Kraft in sich, ihm zu widersprechen.

So waren sie nach Rom gekommen, und hier beschloß der Baron, einige Zeit zu bleiben, um eine zweite „Zähmung der Widerspenstigen" in Scene zu setzen.

Er hatte in Rom viele Bekannte, meistens Maler, die mit ihm so manches tolle Gelage gefeiert hatten, und diese lud er nun zu sich. Als er seine Gattin eines Tages davon

in Kenntniß setzte, daß sie am Abend die Honneurs bei einem großen Souper machen müsse, schaute ihm Diana ungläubig in's Gesicht.

„Ich?“ frug sie mit leicht bebender Stimme. „Du weißt doch, wie wenig ich zu derlei Dingen tauge. Uebrigens glaube ich, daß bei einer Herrengesellschaft meine Gegenwart vollkommen überflüssig ist.“

„Das ist nun meine Ansicht nicht,“ versetzte Urstädt mit einem höhnischen Lächeln; „ich wünsche, daß Du bei dem Souper zugegen bist und meinen Freunden liebenswürdig entgegen kommst.“

„Selbst wenn ich wollte, so könnte ich es nicht,“ gab Diana kalt zur Antwort; „Du wirst schon meine Abwesenheit bei Deinen Freunden entschuldigen müssen.“

„Das werde ich nicht thun, meine theure Gattin! Du wirst Dich meinen Wünschen fügen, ich will, ich befehle es!“

Aus den dunklen Augen der jungen Frau traf ihn ein seltsamer Blick. „Befehle?“ sagte sie gelassen, „Befehle bin ich nicht gewohnt entgegen zu nehmen.“

Der Baron lachte laut auf. „Du scherzest, meine Liebe! In Deines Vaters Hause bist Du auch zu den Gesellschaften befohlen worden, und selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, jetzt bin ich der Herr und ich befehle es Dir.“

Diana erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und ging, um das Zimmer zu verlassen. An der Thüre fühlte sie sich von einer eisernen Hand zurückgehalten.

„Du gehst nicht, Du bleibst!“ zischte der Baron mit wuthsprühenden Blicken.

Ohne eine Miene zu verziehen, schaute sie ihm ruhig in's Gesicht.

Diese eherne Unbeweglichkeit reizte noch mehr seinen Zorn. Er hatte sich nun einmal vorgenommen, diese starre, finstere Ruhe zu brechen, dieses trotzige, kalte Geschöpf gebrochen, gedemüthigt vor sich zu sehen, und deshalb hatte er sich sogar herbeigelassen, Diana zu seiner Frau zu machen, um sie ganz in seiner Gewalt haben zu können, und dieses sein Opfer sollte ihm nicht entwischen! Alle Seelenqualen, alle Martern sollte es durchmachen, bis es bezwungen und gebeugt zu seinen Füßen lag.

Aber die junge Frau mit der kalten, ruhigen Miene sah durchaus nicht danach aus, als wolle sie sich demüthigen und beugen lassen; auf dieser bleichen Stirn thronte eine finstere Unbeweglichkeit, die nicht so leicht zu verscheuchen war, das sah er, das wußte er, und das versetzte ihn eben in eine namenlose Wuth.

Er, der so gerne über die Schwächen Anderer spottete, der sich die Fehler der Menschen zum Studium gemacht hatte, sah sich hier in ohnmächtigem Grimm „dem jungen, häßlichen Geschöpfe" gegenüber, das er sich zum Spielballe seiner Launen ausersehen hatte, und das gerade durch seinen stummen Trotz zäheren Widerstand leistete, als durch lauten, heftigen Widerspruch.

O, er hätte sie zermalmen, erwürgen mögen!

Aber er wußte es ja, selbst aus ihren brechenden Augen wäre kein flehender Blick zu erhaschen gewesen — er mußte sich noch mit Geduld, mit viel Geduld wappnen, ehe er zum Ziele gelangen konnte.

Er schüttelte ihren Arm so heftig, daß ihre ganze Gestalt in's Wanken gerieth. Dann ließ er sie plötzlich mit einer leise gemurmelten Verwünschung los und trat von ihr zurück.

„Du wirst am Abend bei Tische sein und müßte ich Dich bei den Haaren herbeizerren!" rief er wild.

Sie sah ihn starr an.

„Gut, ich werde da sein," sagte sie ruhig, „mehr aber kannst Du nicht von mir verlangen."

Kalt und gelassen schritt sie hinaus, als sei zwischen ihr und dem Gatten gar nichts vorgefallen.

Der Baron sah ihr mit zornigen Blicken nach.

„Wie ich sie hasse, o, wie ich sie jetzt hasse," murmelte er vor sich hin, „und doch würde ich sie gerade deshalb keinem Anderen gönnen — sie muß unterliegen, sich ganz meinem Willen fügen lernen!"

Am Abend erschien Diana am Arme ihres Gatten in dem großen, luftigen Gartensaale, in welchem der Baron die Tafel für seine Freunde hatte herrichten lassen.

In ein dunkles Seidenkleid gehüllt, das reiche Haar einfach in Flechten aufgesteckt, ohne jeden weiteren Schmuck, kalt, reizlos und unbeweglich wie ein Steinbild, so trat die junge Frau in den heiteren Kreis der Künstler.

„Das Haupt der Medusa," flüsterte ein flotter Maler einem seiner Collegen zu.

„Du täuschest Dich," versetzte dieser, nachdem er die junge Frau eine Weile fest fixirt hatte; „das sind zwar keine anmuthigen, keine lieblichen Züge, aber sie tragen einen eigenen Zauber in sich verborgen, der sich erst offen-

baren wird, wenn sie irdisch denken und fühlen gelernt hat. Diese Frau ist keine Medusa, aber ein Räthsel, dessen Auflösung sich wohl der Mühe lohnen würde."

„Versuche es doch," spottete der Andere; „fürwahr, der gute Baron wird niemals Ursache bekommen, eifersüchtig zu sein. In diese Frau verliebt sich Niemand."

Bleich, stumm und kalt nahm Diana an der Tafel Platz.

Sie fühlte wohl, wie ihre Gegenwart keine rechte Fröhlichkeit aufkommen ließ, aber es war nicht ihre Schuld, daß es so gekommen war; sie besaß kein Talent dazu, die anmuthige Wirthin zu spielen, und selbst als später der Wein die Zungen löste und die zurückgehaltene Fröhlichkeit sich Bahn brach, blieb sie gleich ernst und stumm. Ihr Gatte hatte sie zwingen können, der Gesellschaft beizuwohnen und sich seinen Freunden zu zeigen, aber über ihre Stimmung hatte er keine Macht.

Und so blieb es auch während der ganzen Zeit, die sie in Rom verbrachten. Diana begleitete ihren Gatten auf seinen Wunsch überall hin, sie besuchte mit ihm Konzerte, Theater, Gesellschaften, aber sie veränderte niemals ihre kalte, ernste Haltung.

Wirkungslos glitten die giftgetränkten Pfeile seines Spottes an ihr ab, seine bitteren Bemerkungen blieben meist ohne Antwort, und selbst der schärfste Tadel brachte keine Aenderung in ihrer Miene hervor; sie hatte einen eisernen Kopf, und diesen sollte der Baron immer mehr kennen lernen.

Den Sommer verbrachte das Ehepaar in einem elegan-

ten französischen Seebade, wo die kalte deutsche Baronin von den Französinnen wie ein Weltwunder angestaunt ward.

Wenn Diana am Strande erschien, richteten sich alle Blicke prüfend auf sie, indeß sie achtlos einher schritt, als ob sie ganz allein da wäre.

Welche Pein sie aber dabei im Stillen litt, das wußte nicht einmal ihr Gatte, denn sie hütete sich wohl, ihm einen Einblick in ihr Inneres zu gewähren. Sie hatte die ganze Bosheit dieses alten, wunderlichen Mannes erkannt, in dessen Arme sie eine böse Macht getrieben, und ihr Haß, ihre Abneigung gegen ihn wurden von Tag zu Tag größer.

Anfänglich hatte sie daran gedacht, zu entfliehen und sich irgendwo in einem kleinen Städtchen zu verbergen; aber sie hatte diesen Plan bald aufgegeben.

Unerfahren, ohne jede praktische Weltkenntniß, wie sie war, wäre sie in dem fremden Lande nicht weit gekommen, und dem Baron würde es ein Leichtes gewesen sein, sie einzuholen und aufzufinden.

Eine Rückkehr in die alte Knechtschaft würde ihr dann aber eine viel größere Demüthigung bereitet haben, als wenn sie blieb und mit stoischem Gleichmuthe die Launen und Quälereien ihres Gatten ertrug.

Nach Hause schreiben und um Errettung aus ihrer peinvollen Lage bitten, dazu hätte sie sich nie verstanden, wußte sie doch, welche Antwort ihr zu Theil geworden wäre!

Hier blieb nichts übrig, als die selbstgeschaffene Skla-



verei mit kalter Ruhe weiter zu tragen und sich wo möglich keine Blöße zu geben, um ihrem Gegner wenigstens keinen Triumph zu bereiten.

Diana war längst nicht mehr so kalt und ruhig, wie sie es als Mädchen gewesen. In ihrem Inneren sah es oft stürmisch genug aus, aber noch hatte sie ihre Züge so sehr in ihrer Gewalt, um nicht das zu verrathen, was in ihrer Seele vorging.

Ihre Studien hatte sie ganz aufgeben müssen, und seltsam, gerade das hatte sie am leichtesten verschmerzt.

Sie, die gedacht hatte, ohne ihre Bücher nicht einen Tag leben zu können, mußte diese nun schon Monate lang entbehren, ohne daß sie dieser Verlust gar so empfindlich getroffen hätte.

Auch in ihrem Aeußeren ging langsam eine Veränderung vor sich; die hageren, unschönen Formen rundeten sich zu anmuthiger Ebenmäßigkeit, die dunklen Augen erhielten einen eigenthümlichen tiefen Glanz, nur die Gesichtsfarbe zeigte das matte Weiß, welches sich Diana in der Studirstube geholt hatte.

Man konnte die junge Frau jetzt nicht mehr häßlich nennen, und wenn sie nur ein wenig freundlicher und liebenswürdiger gewesen wäre, so würde man sie eine interessante Frau genannt haben.

Aber die finstere Falte zwischen den dichten, dunklen Brauen scheuchte jedes Entgegenkommen zurück, und der herbe Zug um den festgeschlossenen Mund rief ein warnendes noli me tangere einem Jeden zu, der sich der jungen Frau nähern wollte.

Dem Baron war natürlich die vortheilhafte Veränderung in dem Aeußeren seiner Frau nicht entgangen, und zu den eigenthümlichen Gefühlen, die ihn für sie beseelten, mengte sich jetzt eine Art von Eifersucht, die Angst, Diana könnte nun auch bei Anderen Gefallen erregen, und das machte ihn noch launischer, noch despotischer gegen die junge Frau, als er es schon gewesen war.

Aus dem Seebade ging es nach Paris; der Baron wollte dort längeren Aufenthalt nehmen und miethete zu diesem Zwecke in einem vornehmeren Stadttheile ein hübsches, elegantes Haus, das er reich ausstatten ließ, um Gesellschaften und Bälle geben zu können.

Mit geheimem Schrecken vernahm Diana diese Absicht ihres Gatten, aber ihr blieb nichts Anderes übrig, als sich seinen Wünschen zu fügen, denn ein Widerspruch ihrerseits hätte die Sache nur noch ärger gemacht.

Bisher hatte der Baron ihr wenigstens die einfachen, dunklen Toiletten, die sie mit Vorliebe trug, gestattet; jetzt verlangte er, sie solle stets strenge nach den Anforderungen der Mode gekleidet gehen, und er selbst bestellte die extravagantesten Toiletten für sie, damit ihre Erscheinung nur recht viel Aufsehen errege. Er ging systematisch vor, ihren „Eisenkopf" zu beugen.

Aber sie war nicht mehr die linkische, unbeholfene Diana, die sich in langer Schleppe, in rauschenden Seidenroben so unbehaglich fühlte; der stete Umgang mit fremden Personen, der immerwährende Wechsel in ihrer Umgebung war nicht ohne Einfluß auf ihre äußeren Formen geblieben.

Sie hatte es gelernt, sich ungezwungen, unbefangen zu benehmen, ihrer ganzen Haltung jenen Anstrich von Vornehmheit zu geben, den ihr Vater früher so schmerzlich bei ihr vermißt hatte.

Die Ruhe und Kälte, welche sie zur Schau trug, verliehen ihren Bewegungen etwas Klassisches, und mit feinem Takte verstand sie, aus ihren extravaganten Toiletten das zu entfernen, was diese lächerlich gemacht hätte.

Die Eifersucht des Barons stieg immer höher und höher; er sah, daß dieses halb gehaßte, halb geliebte Geschöpf sich zu einer anmuthigen, interessanten Frau entwickelte, und eine namenlose Wuth erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß auch das Herz seiner Frau aus seinem Schlafe erwachen könnte — und wenn diese Frau zu lieben begann, wie fest, wie unerschütterlich mußte diese Liebe sein!

Und diese Liebe, diese Liebe würde natürlich nicht ihm gelten, ein Anderer würde die Früchte pflücken, deren Keime er gepflanzt — o, es war zum Wahnsinnigwerden!

Und es gab Momente, wo der Baron allen Ernstes daran dachte, sich und seine Frau aus dem Leben zu schaffen. Dann kamen wieder Augenblicke, wo er gegen Diana eine geradezu widerliche Zärtlichkeit entwickelte, wo er sie in seine Arme schloß und ihre blassen, bebenden Lippen mit heißen, glühenden Küssen zu bedecken versuchte, ihr mit heiserer, vor Aufregung bebender Stimme Liebesworte zuflüsternd, die sie mit Abscheu und Ekel erfüllten; und sie konnte sich nicht wehren, sie durfte sich nicht sträuben, sie war widerstandslos in seine Macht gegeben, denn er war ihr Gatte!

Und jetzt erst dämmerte ihr das Bewußtsein dessen auf, was sie gethan, was sie an sich selbst gesündigt hatte, als sie aus freiem Willen die Gattin dieses Mannes geworden war.

Einem Gebote ihres Vaters würde sie hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt haben, aber hier war sie selbst die Schuldtragende; sie selbst hatte es nicht anders haben wollen und ihr Schicksal in die Hände eines Mannes gelegt, der ihr jetzt nur Abscheu und Verachtung einflößen konnte.

Und wenn sie so darüber nachdachte, wenn sie in die öde, traurige Zukunft blickte, die vor ihr lag, dann zitterte aus ihrem Herzen herauf ein Wort, das sie bisher nie gekannt, das ihren Lippen fremd geblieben war, ein Wort, dessen Seligkeit sie vielleicht niemals kennen lernen sollte — die Liebe!

Und wieder stieg dann aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele ein Bild hervor, das Bild des schlichten, einfachen Mannes, dem sie damals bei dem alten Antiquar begegnet war.

Er hatte gewiß das unschöne, scheue Mädchen, „den Bücherwurm", wie sie damals allgemein genannt ward, vergessen, er hatte wohl nie mehr an sie gedacht, nie nach ihr gefragt. Aber diese treuen, blauen, ehrlichen Augen die hatten ihr's angethan, die konnte sie nun und nimmer vergessen!

Ein Mensch, der solche Augen besaß, der konnte keine Bosheit im Herzen tragen, der mußte gut und edel sein, wenn er auch kein Gelehrter war und nichts von den be-

rühmten Philosophen wußte, die mit aller ihrer Weisheit doch nicht ergründen konnten, wo das wahre Glück, die echte Seligkeit zu finden sei.

Glück! Glück! Ihre Seele lechzte nach Glück, verlangte stürmisch nach ihrem Antheil daran.

Es kam ihr vor, als hätte sie früher gar nicht gelebt, als ob ihr Herz in einem langen, langen Winterschlafe gelegen habe und jetzt erst zum Leben erwacht sei.

Die eisige Kälte, welche bisher ihre Seele umfangen gehalten, war von ihr gewichen; es verlangte sie nach einem Sonnenstrahl, der ihr Inneres erleuchten, erwärmen sollte, sie wollte lieben und wieder geliebt werden, und hatte doch Niemand, Niemand, dem sie dies Alles sagen konnte!

Und je mehr Diana's Seele erwarmte und erstarkte, je sehnender sie nach einem treuen, liebenden Herzen verlangte, desto sonderbarer, desto unheimlicher geberdete sich ihr Gatte.

Aus den kleinen, listigen Augen blitzte es oft wie stiller Wahnsinn auf, wenn er das ernste, sinnende Antlitz seiner Gattin betrachtete, und zuweilen sprang er ohne jede Veranlassung von seinem Sitze auf und rannte im Zimmer wild gestikulirend auf und ab.

Er wurde täglich blässer und hagerer und sein kleines Gesicht schrumpfte förmlich zur Fratze zusammen, dabei entfaltete er eine Vergnügungssucht, deren Anstrengungen sein geschwächter Körper unmöglich Stand halten konnte.

Von Ball zu Ball, von Gesellschaft zu Gesellschaft schleppte er seine bleiche Frau, dann gab er wieder glän-

zende Feste in seinem Hause, die riesige Summen kosteten, so daß man bald in ganz Paris von dem deutschen Baron, dem Verschwender sprach, der eigens nach der Seinestadt gekommen zu sein schien, um sich dort zu Grunde zu richten.

Achtzehntes Kapitel.

Die schöne Emma Kronau hatte durch die Abwesenheit des Barons eine ihrer ergiebigsten Geldquellen verloren. Sie mußte sich dafür auf andere Weise zu entschädigen trachten, und Hektor Erlberg war das Opfer, welches sie sich ausersehen hatte.

Sie arrangirte häufiger als sonst ihre heimlichen Spielabende, und Moritz v. Reichstein konnte es sich nicht versagen, sogar in seiner jetzigen Stellung sich noch daran zu betheiligen.

Die Spielwuth, das war ja die böse Macht in seinem Leben, die ihn zu einem unstet umherirrenden Abenteurer gemacht hatte, bis ihm zum Dank für die gesponnene Intrigue eine geachtete, angesehene Stellung zu Theil geworden war.

Aber der Spielteufel, der Reichstein's Seele beherrschte, ließ es nicht zu, daß er jetzt mit der Vergangenheit brach und ein anderes Leben begann.

Das wilde Abenteurerblut, das ihm durch die Adern tobte, ließ ihm keine Ruhe; er wußte, daß er auf einem Vulkane stand, dessen Ausbruch ihn rettungslos vernichten mußte, und dennoch konnte er nicht anders.

Er gedachte nicht der Gattin, die mit so viel Liebe

und Hingebung ihm ihre schönsten Jahre geopfert hatte, deren größte Sorge es jetzt war, ihm ein schönes, behagliches Heim zu bereiten, so wie sie wußte, daß er es liebte, die jetzt noch all' ihren Einfluß aufbot, um seine Stellung bestmöglichst zu sichern — an all' das dachte er nicht, und doch wußte er, daß es eine gewisse Grenze gab, bei welcher Ulrikens Liebe zu ihm unerbittlich stehen bleiben würde.

Ulrike hatte intriguirt, um zu ihrem Ziele zu gelangen, sie hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Geliebten ihres Herzens in eine sichere Position zu bringen, aber unehrenhaft hatte sie dabei doch nicht gehandelt.

Frei und ohne Erröthen konnte sie Jedermann in's Gesicht sehen, und dasselbe glaubte sie auch von ihrem Gatten. Eine Enttäuschung in dieser Hinsicht mußte ein schrecklicher Schlag für sie sein, ein Schlag, den sie niemals überwinden konnte, Reichstein wußte das genau — und dennoch —!

Er konnte nicht von den bösen Gewohnheiten lassen, die ihm zur zweiten Natur geworden waren, er mußte spielen, und wenn ihn die launische Glücksgöttin gar zu oft im Stiche ließ, nun dann — „corriger la fortune“, das war sein Wahlspruch, den er bisher treu befolgt hatte, und er trotzte verwegen der Gefahr einer Entdeckung; er hätte nicht leben, nicht existiren können ohne die Aufregungen, die ihm das Spiel brachte. Und dabei brauchte er viel Geld.

In einer regnerischen, kalten Februarnacht waren sie wieder bei der schönen Emma Kronau versammelt, die heimlichen Spieler, aus deren gerötheten Augen Verdruß

oder Freude leuchtete, je nachdem die Glücksgöttin sich ihnen gesinnt zeigte. Einige reiche Lebemänner, zwei ziemlich stark verschuldete Rittergutsbesitzer und Moritz v. Reichstein waren um den grünen Tisch versammelt; auch Hektor Erlberg war anwesend, doch spielte er nicht. Mit verschränkten Armen in einer Fensternische lehnend, blickte er mit düster flammenden Augen auf die kleine Gruppe beim Spieltische.

Emma Kronau, die grundsätzlich immer erst dann zu spielen begann, wenn sich die Gemüther der Herren schon erhitzt hatten, saß in einer Divanecke, mit scharfen Blicken jede Bewegung der Spielenden verfolgend.

Sie hatte sich mit Hektor Erlberg gezankt, und er schmollte nun mit ihr. Lange, bevor noch die Spieler gekommen waren, war er bei der schönen Emma gewesen, um mit ihr zu plaudern, aber er hatte sie ausnehmend zerstreut und einsilbig gefunden.

Auf sein dringendes Befragen gestand sie ihm endlich, daß sie am Morgen bei einem Juwelier einen reizenden Schmuck erblickt habe, an den sie unaufhörlich denken müsse, so sehr hätten ihr die blitzenden Steine gefallen.

Hektor Erlberg hatte diesen deutlichen Wink nicht verstehen wollen, und selbst dann, als Emma in schmachtendem, zärtlichem Tone sagte: „Der Schmuck müßte mich ganz besonders gut kleiden, er paßt so gut zu der Farbe meines Haares," hatte er keine Antwort gegeben und das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken gesucht.

Die blonde Emma hatte sich damit nicht zufrieden gegeben, sondern war immer wieder auf den Schmuck zurückgekommen, bis Hektor endlich in bedauerndem Tone sagte:

„Ich kann nicht, Emma, diesmal kann ich wirklich nicht. Meine Börse ist leer und von Papa kann ich augenblicklich nichts verlangen, er ist nicht mehr so freigebig wie sonst, und hat mich neulich hart angefahren, als ihm ein von mir unterschriebener Wechsel präsentirt wurde. Es geht beim besten Willen nicht."

Die schöne Emma hatte ihm darauf erzürnt den Rücken gedreht und schnippisch zur Antwort gegeben: „Und das soll der Sohn eines reichen Mannes sein! ‚Der zweite Rothschild' ist Dein Schwager, und Du bist nicht im Stande, mir einen so kleinen Wunsch zu erfüllen."

Auf Hektor's begütigende Reden hatte sie nur spöttische Gegenbemerkungen gehabt, bis auch er schließlich zornig wurde und sich grollend in seine Fensternische zurückzog.

Als die Herren dann kamen, war noch immer kein Wort der Versöhnung gefallen, und Hektor, sonst einer der Eifrigsten beim Spiel, schlug es diesmal hartnäckig ab, sich daran zu betheiligen.

Die schöne Emma nahm die Sache nicht so leicht, als sie sich den Anschein gab. Hektor Erlberg war eine viel zu gute Beute, als daß sie sich ihn hätte entschlüpfen lassen dürfen. Und den Schmuck mußte sie doch noch bekommen, das stand bei ihr fest. Ein zärtlicher Blick, ein liebevolles Wort mußten ihn wieder versöhnen, und wenn das nicht genügte, so mußte sie eine kleine Drohung mit einlaufen lassen, das half in den meisten Fällen, wie sie schon öfters erprobt hatte.

Einige Augenblicke noch blieb sie überlegend sitzen, dann erhob sie sich rasch, und ehe sich's der Lieutenant versah,

stand sie vor ihm, ihn unter den halb gesenkten Wimpern hervor kokett anblickend.

„Hektor," sagte sie leise, ihre kleine zarte Hand auf seine Schulter legend, „Hektor, hast Du Dich eines Besseren besonnen?"

Wie ein trotziges Kind schüttelte der junge Mann verneinend den Kopf.

„Hektor, sieh mich an!"

Sie hob mit der Hand leicht sein gesenktes Kinn empor. „Sieh mich an," wiederholte sie mit sanfter, schmelzender Stimme.

Diesen weichen, zärtlichen Tönen konnte er nicht länger widerstehen; er blickte auf und sah ihr tief in die strahlenden Augen.

„Meine süße Emma," sagte er, ihre Hand an seine Lippen führend.

Sie lächelte ihn an mit ihrem süßesten Lächeln; sie war sehr schön, so wie sie dastand, seine Rechte mit ihren beiden kleinen weißen Händchen umklammernd, das blonde Lockenhaupt leicht zur Seite geneigt — reizend in ihrer üppigen, voll entwickelten Schönheit. O, die schöne Emma verstand es perfekt, sich in das günstigste Licht zu setzen, das war eine Kunst, die eine vollendete Meisterin an ihr gefunden hatte.

„Hektor," lispelte sie, und ihr schöner Kopf neigte sich ganz dicht zu dem seinigen, „Hektor, nicht wahr, Du erfüllst meine kleine Bitte?"

Er machte einen schwachen Versuch, seine Hand aus der ihrigen zu ziehen.

„Emma," versetzte er mit unsicherer Stimme, „Du quälst mich mit Deinen Bitten; es ist mir absolut unmöglich, Deinen Wunsch zu erfüllen. Vielleicht in vierzehn Tagen, drei Wochen —"

Sie unterbrach ihn unwillig. „Das sind Ausflüchte, bis dahin ist der Schmuck längst verkauft! Warum willst Du Dich nicht an Deinen Schwager Halle wenden?"

„Weil er mir nichts gibt," entgegnete Hektor mit gepreßter Stimme; „es gibt nur eine Person, für die er bereit ist, alle Opfer zu bringen, das ist seine Frau, meine Schwester Olympia."

„Nun gut, so wende Dich an sie."

„Unmöglich! Ich habe das schon einmal gethan und thue es nie wieder! Olympia hat mir in's Gesicht gelacht und mich gefragt, wozu ich einen reichen Vater hätte. Du siehst, daß ich von keiner Seite her etwas zu hoffen habe."

„So spiele," sagte Emma ungeduldig, „vielleicht ist Dir das Glück günstig, und wenn nicht, nun, so werde ich schon noch Jemand finden, der mir eine so geringfügige Bitte erfüllen kann."

Der junge Mann erfaßte krampfhaft ihre Hand.

„Emma, Du wolltest — nein, das kann Dein Ernst nicht sein!"

Sie wandte sich achselzuckend von ihm ab.

„Mach', was Du willst, ich habe mein letztes Wort gesprochen."

Eine Minute später saß Hektor beim Spieltische, um der launischen Göttin seine letzten Thaler zu opfern. Anfänglich gewann er; mit blitzenden Augen verdoppelte er

seine Einsätze, schon hatte er eine große Summe Geldes vor sich liegen, da wandte sich plötzlich das Glück. Er wollte es zurückhalten, es im Fluge erhaschen, und spielte mit gieriger, fieberhafter Hast weiter, vergebens, vergebens! Die Kugel hatte sich gedreht und rollte abwärts in raschem Laufe.

Mit fest zusammengebissenen Zähnen und finsteren Blicken spielte der unglückliche junge Mann, immer noch hoffend, daß sich das Blatt für ihn günstig wenden würde, bis er auch sein letztes Geld verloren hatte.

Aber jetzt war bei ihm an ein Aufhören nicht zu denken, er spielte auf Ehrenwort weiter, bis er im Verlauf von einer halben Stunde an die zwanzigtausend Mark verspielt hatte.

Jetzt hielt er inne; auf seiner Stirne stand kalter Schweiß und ein nervöses Zittern lief durch seinen Körper.

Erst in diesem Momente war er sich der begangenen Thorheit voll bewußt. Sogenannte Ehrenschulden müssen nach den Gepflogenheiten der großen Welt binnen drei Tagen bezahlt werden, und eine Spielschuld ist eine Ehrenschuld; woher sollte er das Geld nehmen, um sie zu tilgen, er, der gespielt hatte, um zu Geld zu kommen!

Mit einem letzten Reste von Fassung erhob er sich vom Tische, da traf sein Blick ein todtenbleiches Männerantlitz. Moritz v. Reichstein starrte ihn mit ebenso düster flammenden Augen an, auch er hatte sein ganzes Geld verloren und weiter auf Ehrenwort gespielt.

Diesmal hatte Reichstein nicht das fehlende Glück korrigiren können, denn ihm gegenüber saß ein Mann, vor

dessen scharfen, lauernden Blicken er sich zu hüten hatte, und gerade an diesen Mann hatte er auf Ehrenwort eine hohe Summe, fast zwölftausend Mark verloren.

Die Herren verließen stets einzeln und in Zwischenpausen von einigen Minuten das Haus.

Reichstein und Hektor waren diesmal die Letzten.

Sie sahen sich mit verständnißvollen Blicken an, und als Reichstein zu seinem Hute griff, sagte er zu dem jungen Manne: „Ich werde Sie an der nächsten Straßenecke erwarten."

Hektor nickte mechanisch. Er hatte sich in einen Sessel geworfen und starrte dumpf brütend vor sich hin.

Emma Kronau, die keine Lust hatte, ihren unglücklichen Verehrer zu trösten, ging unmuthig auf und ab. Von Mitleid für den jungen Mann war natürlich bei ihr keine Rede; es ärgerte sie nur, daß sie jetzt doch den hübschen Schmuck nicht bekommen sollte, und in ihrem Inneren schalt sie Hektor einen dummen Jungen, daß er so blindlings fortgespielt hatte, als er gesehen, daß er im Verlieren war.

Endlich erhob sich der unglückliche junge Mann, um sich zum Gehen zu rüsten.

Emma reichte ihm flüchtig die Hand.

„Ich bin abscheulich schläfrig und müde," sagte sie gähnend, „morgen wollen wir über Dein Unglück weiter sprechen, vielleicht kommt uns Beiden guter Rath über Nacht."

Sie nickte ihm nachlässig zu und verschwand dann im Nebenzimmer.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mannes. „Wie kalt, wie gleichgiltig sie ist," murmelte er, „und ich, ich sehe keinen, keinen Ausweg vor mir."

Er raffte sich auf und verließ wankenden, unsicheren Schrittes das Haus.

An der nächsten Straßenecke trat ihm Moritz v. Reichstein entgegen. In der kalten Luft war er ein wenig zur Besinnung gekommen, und mit der ihm eigenen Findigkeit und Schlauheit hatte er sofort einen Plan entworfen, der, wenn Hektor darauf einging, sie Beide wenigstens für den Augenblick retten konnte.

Jener Mann, dessen Scharfblick Reichstein so sehr fürchtete, kam nur selten zu den Spielabenden, Reichstein konnte daher hoffen, in der nächsten Zeit seinen Verlust hereinzubringen; die Hauptsache war jetzt nur, daß er die zwölftausend Mark binnen drei Tagen zahlte, und mit Hektor's Hilfe hoffte er dies auch möglich zu machen.

„Kommen Sie," sagte er, den bebenden jungen Mann beim Arme erfassend; „gehen Sie mit mir in das S.'sche Restaurant, es ist um diese Zeit noch geöffnet."

Willenlos ließ sich Hektor Erlberg mit fortziehen.

Moritz v. Reichstein ließ sich in dem Restaurant ein separirtes Kabinet aufschließen und bestellte Champagner.

Hektor machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nein, Sie müssen trinken," sagte Reichstein, der wußte, mit wem er es zu thun hatte; „im Champagner liegt Kraft und Leben. Ein neuer Geist wird über Sie kommen und Sie werden Alles mit anderen Augen ansehen."

„Die Wahrheit steht nur zu deutlich vor meinen Augen,"

seufzte der junge Mann, indem er sich in einen Stuhl sinken ließ.

„Nur Muth, nur Muth, junger Freund, ich habe mich in meinem Leben schon aus ärgeren Fatalitäten gewunden," sagte Reichstein, die Gläser füllend; „geben Sie mir Bescheid — so, ausgetrunken, frisch eingeschenkt — noch einmal! Nun, fühlen Sie nicht neue Lebenskraft durch Ihre Adern sprühen?"

Hektor sah ihn matt an. „Ach, Herr v. Reichstein, mein Kopf ist wüst und schwer, ich kann kaum einen zusammenhängenden Gedanken fassen," seufzte er.

„Um so besser," dachte Reichstein bei sich, „desto rascher wirst Du zu lenken sein; wenn es mir gelingt, Dich zu gewinnen, dann schwimme ich lustig wieder oben."

Er füllte auf's Neue die Gläser und nöthigte Hektor zum Trinken; dazwischen sprach er von gleichgiltigen Sachen, und erst als er an den helleren Blicken des jungen Mannes sah, daß der feurige Wein zu wirken begann, kam er auf ihr beiderseitiges Spielunglück zurück.

„Sie dürfen sich die Sache nicht so nahe gehen lassen," sagte er, vertraulich näher rückend, „ein Mann wie Sie hat noch immer einige Ressourcen übrig."

„Ich habe keine," versetzte Hektor, den Kopf auf die Brust sinken lassend; „mein Vater würde mich enterben, wenn ich ihm mit meiner Forderung käme, er hat erst vorgestern eine Wechselschuld für mich gezahlt und sich hoch und theuer verschworen, unter einigen Monaten gebe er keinen Pfennig her, es ist absolut unmöglich, daß ich ihm mit dieser Spielschuld komme, er ist überhaupt viel kritischer

und knauseriger geworden, als er früher war; er soll bei einer großen Spekulation bedeutende Verluste erlitten haben, desgleichen mein Schwager. Sie sehen, an meine Verwandten kann ich mich nicht wenden."

Reichstein legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes.

„Sie besitzen einen zweiten Schwager," flüsterte er.

„Ach ja, Sie meinen den Baron Urstädt; wenn er hier wäre, der könnte mir wohl helfen, aber was nützt das Alles, wenn ich ihn nicht persönlich sprechen kann, um ihm meine Lage klar darzulegen, er ist ein Sonderling und ließe meinen Brief am Ende unbeantwortet. Und woher in so kurzer Zeit rasch andere Hilfe nehmen!"

Herr v. Reichstein hustete leicht.

„Immerhin ist der Baron Ihr einziger Rettungsanker," meinte er, den jungen Mann scharf beobachtend, „und wenn —"

„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach ihn Hektor hastig. „Wenn ich nicht zahlen kann, bleibt mir nichts Anderes übrig, als eine Kugel durch den Kopf."

Er war kein Feigling, der junge Mann, aber er zitterte doch, als er diese Worte sprach.

Reichstein nickte mit dem Kopfe.

„Dann, ja dann bleibt Ihnen nichts Anderes übrig," sagte er langsam, „allein so weit sind Sie noch nicht; es wird sich schon noch ein Ausweg finden."

Hektor faßte konvulsivisch seine Hand.

„Wie, Herr v. Reichstein, Sie wollten —"

Der so stürmisch Angerufene lächelte sarkastisch.

„Sachte, sachte, mein Freund! Sie vergessen, daß ich selber auf Ehrenwort verloren habe. Geld besitze ich keines, aber ich kann Ihnen einen Weg angeben, sich welches zu verschaffen, und wenn Sie vernünftig genug sind, meinem Rathe Folge zu leisten, so sind Sie in vierundzwanzig Stunden aller Sorgen ledig."

Bei Herrn v. Reichstein's ersten Worten war Hektor enttäuscht in seinen Stuhl zurückgesunken, jetzt richtete er sich wieder empor.

„Was müßte ich thun?" frug er gespannt.

Reichstein räusperte sich.

„Mein junger Freund," begann er langsam, „es gibt gewisse Skrupel, die eigentlich nur da sind, um uns das Leben zu verbittern; ein Mann von Welt muß sich darüber hinwegzusetzen verstehen. Betrachten wir nun Ihren Fall. Sie sind momentan in dringender Verlegenheit und stehen vor der grausamen Alternative: entweder — oder. Und doch könnte Ihnen mit ein paar Federstrichen geholfen werden, nur daß Derjenige, der diese Federstriche machen müßte, sich nicht hier befindet."

„Was wollen Sie damit sagen?" frug Hektor, der ihn mit weit aufgerissenen Augen angehört hatte.

„Nun, man muß sich eben helfen, wie man kann."

Reichstein lehnte sich in seinen Stuhl zurück und hielt seine Blicke fest auf den gespannt aufhorchenden jungen Mann geheftet.

Sein Auge schien etwas von dem bezaubernden Blicke der Klapperschlange zu besitzen, denn der ihm in athemloser

Erwartung gegenüber sitzende Lieutenant nahm ihm fast das Wort vom Munde, so groß war die Gewalt, die Reichstein in diesem Momente über ihn ausübte.

„Ich bin überzeugt, der Baron würde Ihnen das Geld sofort geben oder eine Anweisung an seinen Bankier schreiben," ließ sich Reichstein in einem eigenthümlich leisen Tone vernehmen, „es ist also nur die Entfernung, die der Erfüllung Ihres Wunsches im Wege steht — ich kenne die Form der Anweisungen, wie sie der Baron seinem Bankier zu schicken pflegt, und kann Ihnen dieselbe angeben."

Reichstein machte eine Pause.

„Was nützt mir das Alles," stammelte Hektor Erlberg tief aufathmend.

„Verstehen Sie mich noch immer nicht? Wenn Sie mit einem solchen, Ihnen angeblich von Ihrem Schwager übersandten Billet kommen, so zahlt Ihnen der Bankier sofort die gewünschte Summe aus."

Der junge Mann starrte seinen Versucher wie geistesabwesend an, dann schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirne.

„Ich fange zu begreifen an," murmelte er.

„Nun, also!"

Noch regte sich ein besseres Gefühl in Hektor, denn plötzlich brauste er entrüstet auf: „Was Sie mir da rathen, ist eine Fälschung, ein Verbrechen, eine Niederträchtigkeit, die ich nun und nimmer begehen werde."

„Ruhig Blut, ruhig Blut," sagte Reichstein gelassen, den Entrüsteten in seinen Stuhl zurück drückend; „erhitzen Sie sich nicht so sehr, es ist keine Ursache dazu vorhanden.

Wollen Sie denn Ihren Schwager schädigen? In einigen Tagen bringen Sie dem Bankier die Summe wieder, lassen sich die Anweisung zurück geben und kein Mensch braucht von der Sache weiter zu erfahren. Was ist denn da so Arges dabei! Indessen wenn Sie einen anderen Ausweg wissen, ich trete mit meinem Vorschlage sofort zurück."

Reichstein leerte in aller Gemüthsruhe sein Glas und machte Anstalten, sich von seinem Sitze zu erheben.

Hektor packte ihn krampfhaft bei der Hand.

„Sie wollen gehen?" preßte er bebend hervor.

„Was bleibt mir Anderes übrig, da Sie meinen Vorschlag verwerfen?"

„Aber ich kann das nicht thun. Ich — nein, nein, so tief bin ich noch nicht gesunken!"

Reichstein zuckte die Achseln. „Thun Sie, was Sie wollen, ich gehe."

„Nein, nein, bleiben Sie," flehte der junge Mann, dem der Angstschweiß in dicken Tropfen auf der Stirne stand, „ich bin verloren, ich —," er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und sank ächzend auf seinen Sitz zurück.

Reichstein beobachtete kaltblütig alle Phasen dieses Seelenkampfes; er wußte bestimmt, daß er der Sieger bleiben würde.

Minute um Minute verrann; es war so still im Zimmer, daß man die Taschenuhren der beiden Herren ticken hörte, endlich hob Hektor den Kopf.

Als er die Hände vom Gesichte nahm, schaute dem Verführer ein todtblasses Antlitz entgegen.

„Ich will auf Ihren Vorschlag eingehen," sagte eine

heisere Stimme, die gar nicht dem jungen Manne zu gehören schien, „ich sehe, daß mir kein anderer Ausweg offen bleibt."

„Nun, das nenne ich vernünftig gesprochen! Haben Sie irgend einige Zeilen von dem Baron bei sich?"

„Ich glaube," versetzte Hektor dumpf, seine Brieftasche hervorziehend; „hier, ein kurzes Billet von seiner Hand."

„Vortrefflich, das wird genügen! Die Hauptsache ist die Unterschrift. Kommen Sie morgen Vormittag zu mir, dann wollen wir das Weitere veranlassen."

Reichstein nöthigte den jungen Mann, noch einige Gläser Champagner zu trinken, dann beglich er die Rechnung und begleitete Erlberg nach Hause.

Hektor war so betäubt, so aller Fassung bar, daß er Alles mit sich thun ließ. Kaum in seinem Zimmer angelangt, warf er sich angekleidet, wie er war, auf's Bett, um sofort in einen tiefen, todtenähnlichen Schlummer zu versinken.

Reichstein ging unterdessen langsamen, bedächtigen Schrittes nach seiner Behausung. Um seine Lippen spielte ein wahrhaft diabolisches Lächeln; er hatte den jungen Mann jetzt ganz in seiner Hand, und das konnte ihm auch für die Folge noch so manchen Vortheil bringen.

Ulrike schlief schon, als ihr Gatte das gemeinsame Schlafzimmer betrat; leise und vorsichtig schlich er sich hin und betrachtete sinnend die sanft gerötheten, schönen Züge der Schlafenden.

„Wenn sie Alles wüßte," dachte er bei sich und er konnte sich dabei einer unangenehmen Empfindung nicht

erwehren. Wenn ihm an dem Urtheile aller Anderen wenig gelegen war, in ihren Augen wollte er rein und unangetastet dastehen, ihre Liebe war noch das Einzige auf der Welt, das für ihn höheren Werth besaß.

Er wandte den Blick ab von dem schönen, stolzen Gesichte der Schlafenden, etwas wie Reue, daß er ihr Leben an seine Abenteurerexistenz geknüpft, stieg in ihm auf. Aber warum sich mit solchen Empfindungen quälen? Sie war ja glücklich an seiner Seite, und das, was er im Geheimen trieb, brauchte sie niemals zu erfahren.

Er trat von Ulrikens Bett zurück und ging in sein Arbeitszimmer; dort saß er lange noch an seinem Schreibtische, in Papieren umher suchend, Schriften prüfend und vergleichend, bis er endlich das Gewünschte getroffen hatte. Dann schloß er geräuschlos die Papiere in ein besonderes Fach und begab sich zur Ruhe.

In der Dämmerstunde des nächsten Tages wurde dem Bankier des Barons Urstädt eine von diesem unterfertigte Anweisung auf dreißigtausend Mark präsentirt. Da der Schwager des Barons selbst das Geld einkassirte, so schien die Angelegenheit um so mehr in aller Ordnung: die Summe ward sofort ausbezahlt, und wenige Stunden später war sowohl Hektor's als auch Reichstein's Spielschuld beglichen.

Neunzehntes Kapitel.

Die schöne Olympia wiegte sich gähnend in ihrem reich mit Gold verzierten Schaukelstuhle. Ein Negligé von weißen, kostbaren Spitzen umhüllte die zierliche Gestalt,

und auf dem kastanienbraunen Haar saß das koketteste, zierlichste Morgenhäubchen, das jemals aus den Händen einer Pariser Modistin hervorgegangen.

Die feinen, schlanken Finger der jungen Frau spielten ungeduldig mit den rosafarbigen Bandschleifen, welche das duftige Morgenkleid schmückten; auf der weißen Stirn lag eine Wolke des Unmuthes und die schönen Augen leuchteten ebenfalls nicht in dem strahlenden Schimmer, durch welchen sie sonst die Verehrer der reizenden Frau in Entzücken zu versetzen pflegten.

„Wie langweilig, wie fade, wie abgeschmackt doch das Leben in dieser kleinen Residenz ist!“ grollte die junge Frau mißmuthig in sich hinein. „Warum Guido nur nicht mit mir nach Paris gehen will? Er hat jetzt keine Zeit, sagt er — als ob ich nicht auch ohne ihn reisen könnte!“

Sie warf die rosigen Lippen trotzig auf.

„Ich muß hin, denn hier vergehe ich vor Langerweile — und dann, wie mürrisch und verdrießlich Papa und Guido seit neuester Zeit geworden sind! Ich kann meine schönste Pariser Toilette anziehen, es sagt mir Keiner ein Wort darüber. Neulich, als ich Guido auf meinen reizenden Hut aufmerksam machte, da sagte er sogar mit einem halb unterdrückten Seufzer: ‚Das kostet Geld, viel Geld!‘ Es ist zum Todtlachen — wie kann ein Mann, wie er, nur von dem Preise eines Hutes sprechen! Doch da fällt mir ein, meine Pariser Modistin hat die Rechnung geschickt, die muß bezahlt werden.“

Sie drückte auf den Knopf der silbernen Glocke, die im Bereiche ihrer Hand stand. Ihre Gesellschafterin trat ein.

„Fräulein, Sie müssen sogleich zu meinem Gatten in's Comptoir gehen und ihm die Rechnung der Modistin vorlegen. Bringen Sie das Geld gleich mit, Sie können es dann abschicken und eine neue Bestellung machen," befahl Olympia. „Geben Sie das Modejournal her, so — und nun gehen Sie rasch."

Olympia blätterte in dem Journal und vertiefte sich schließlich so ganz in die Reize eines eleganten Frühjahrskostüms, daß sie den Wiedereintritt ihrer Gesellschafterin vollkommen überhörte.

„Nun?" fragte sie, als sie durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, endlich aufblickte.

„Gnädige Frau —" stotterte die Gesellschafterin, langsam näher tretend.

„Haben Sie das Geld erhalten?"

„Nein, gnädige Frau, Herr Halle sagte, er werde es selbst abschicken."

Olympia sprang auf und warf das Modenblatt zornig zur Erde.

„Wie ungeschickt Sie sind," schalt sie; „Sie werden Ihren Auftrag schlecht ausgerichtet haben! Gehen Sie noch einmal, sagen Sie, ich wollte das Geld haben."

Das Fräulein zögerte.

„Herr Halle schien ungehalten über die Störung; er meinte, dergleichen Dinge hätten doch Zeit. Gnädige Frau, ich weiß wirklich nicht, ob ich es noch einmal wagen darf."

„Sie gehen und sagen, ich ließe meinen Gatten zu mir bitten," gebot die schöne Frau, hochroth vor Erregung.

Die Gesellschafterin wagte keinen Widerspruch mehr; sie verneigte sich schweigend und ging, um dem Befehle ihrer erzürnten Gebieterin nachzukommen.

Olympia schritt indessen unmuthig auf und ab. Unerhört! Ihr nicht sogleich das Geld zu schicken — was sollte das heißen?

Jeder ihrer Wünsche war sonst ein Befehl für den aufmerksamen Gatten gewesen. Und jetzt, wie lange er sie warten ließ! Nun, er sollte dafür gestraft werden, eine ganze Woche lang wollte sie ihm keinen freundlichen Blick schenken, und die Pariser Reise mußte sie nun auch durchsetzen.

Jetzt blieb sie aufhorchend stehen, im Nebenzimmer vernahm sie den Schritt ihres Gatten.

Die schöne Olympia nahm eine höchst ungnädige Miene an und warf sich nachlässig in ihren Schaukelstuhl.

Als ihr Gatte eintrat, hatte sie ihr Antlitz von der Thüre abgewendet und die schlanken Finger zupften nervös an dem feinen, kostbaren Spitzentuche.

„Olympia," sagte Halle in gedrücktem Tone, „hier bin ich, was wünschest Du von mir?"

Die junge Frau gab keine Antwort und wandte ihm auch jetzt nicht ihr Gesicht zu.

„Olympia," wiederholte Halle, dicht an sie heran tretend, „Du zürnst mir doch nicht, daß ich Deinem Wunsche nicht sofort nachkommen konnte?"

Die schöne Frau drehte sich jetzt um und sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Hast Du das Geld gebracht?" frug sie mit schneidend kalter Stimme.

Ueber das bleiche Antlitz des Mannes flog ein jähes Roth.

„Olympi Du mußt Dich gedulden — ich —“

Die junge Frau sprang mit einem Zornesrufe empor.

„Du willst doch nicht sagen, Guido, daß Du die Bagatelle nicht sofort zahlen kannst?“ rief sie heftig.

„Eine Bagatelle? Es sind fünfundzwanzigtausend Francs,“ entgegnete er bitter.

Olympia lachte schneidend auf.

„Ist Dir das zu viel? Willst Du mir vielleicht gute Lehren geben, daß ich mich besser einschränken solle?“ höhnte sie. „Nun, das wäre denn doch zu arg, der reiche Mann wäre da über Nacht zum Geizhals geworden!“

„Zum Geizhals nicht, aber zum Bettler,“ murmelte Guido Halle mit halberstickter Stimme.

Sie hatte die Bemerkung, obgleich dieselbe nicht für ihr Ohr berechnet gewesen war, dennoch aufgefangen.

„Was, was hast Du gesagt?“ schrie sie entsetzt, ihn jäh beim Arme packend. „Du — Du wärest der reiche Mann nicht mehr —“

„Still, still, nicht so laut,“ unterbrach sie flehend der Gatte, „so schlimm steht es noch nicht, aber ich habe bedeutende Verluste erlitten, die eine gewisse Einschränkung dringend nothwendig machen. Habe nur Geduld, Olympia, in einigen Wochen kann ich ja alle Verluste wieder eingebracht haben.“

Sie hatte seinen Arm losgelassen und schaute mit bleichen, bebenden Lippen zu ihm auf.

„Und das — das sagst Du so ruhig, so kalt?“ brachte

sie endlich tonlos hervor. „Warum hast Du Dich nicht an meinen Vater gewendet?“

„Er befindet sich in der gleichen Lage,“ gab Halle finster zur Antwort; „wir Beide haben uns an dieser unseligen Spekulation betheiligt, die Millionen verschlungen hat —“

„Entsetzlich, entsetzlich,“ unterbrach ihn stöhnend die junge Frau, „ich — ich könnte wahnsinnig werden — nein, nein, das kann nicht sein!“

Fassungslos die Hände ringend, schritt sie auf und ab.

Mit düsteren Blicken folgte der Gatte den Bewegungen der reizenden Gestalt, die selbst bei der maßlosen Erregung Olympia's nichts von ihrer Anmuth eingebüßt hatte. Ja, schön, schön war sie, diese Frau, die er sein eigen nannte. Ihr Herz, ihre Liebe besaß er aber nicht, das sah er deutlich in diesem Augenblicke, und doch hätte ihm ein wenig Theilnahme, ein wenig Mitgefühl gerade jetzt so wohl gethan:

„Was willst Du thun?“ fragte Olympia endlich, vor ihm stehen bleibend.

Jede Spur von Roth war aus ihrem schönen Antlitze verschwunden und ihre Augen hatten einen eigenthümlich starren, kalten Blick.

„Alles Mögliche versuchen, um nicht ganz unterzusinken. Wie ich Dir schon sagte, in einigen Wochen kann —“ Er verstummte.

Olympia lächelte kalt. „Ich glaube Dir nicht,“ entgegnete sie ruhig; „Du hast mir die Lage der Dinge, so lange es ging, verheimlicht, und jetzt, da Du vor dem



Ruine stehst, willst Du mir immer noch vorlügen, daß Rettung möglich sei. Sag' aufrichtig, Du bist total zu Grunde gerichtet?"

Er zuckte jäh zusammen. „Olympia!"

„Schweig'!" sagte sie verächtlich, „Du bist zu feig, um mir die ganze Wahrheit zu sagen; ich sehe es an Deinen schreckensbleichen Mienen, wie es bestellt ist. Schöne Ehre das, die Frau eines Bankerottirers zu heißen! Wenn ich gewußt hätte, daß es jemals so weit kommen könnte, ich hätte Dich sicherlich nicht geheirathet."

Guido Halle glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, mit weit aufgerissenen Augen schaute er die schöne Frau an, von deren rosigen Lippen so harte, herzlose Worte kamen.

Seine Frau, seine reizende Frau, auf deren Schönheit er so stolz gewesen war, wandte sich jetzt von ihm ab, ihn seiner Verzweiflung überlassend. Das war hart, härter noch als alles Andere.

Mit gerunzelter Stirn und hochgezogenen Brauen sah Olympia nachdenkend vor sich hin. In ihrer Seele hatte nur ein Gefühl Raum: Erbitterung, namenlose Erbitterung gegen den Mann, der das Ungeschick begangen hatte, aus einem Millionär ein Bettler zu werden.

Olympia schauderte, wenn sie daran dachte, daß sie all' der fürstlichen Pracht, all' dem Luxus, der sie jetzt umgab, entsagen müßte, um in ein stilles, dunkles Nichts zurück zu sinken. O nein, nimmermehr! Das that sie nicht! Ihre Schönheit sollte nicht in einem so traurigen Dasein untergehen, sie war nicht dazu geschaffen, an der Seite

eines armen Mannes zu verblühen, nein, lieber sterben, als ein solches Leben führen!

„Höre mich an," sagte sie entschlossen zu dem bleichen, bebenden Manne, „ich habe durchaus nicht Lust, hier zu bleiben und zuzusehen, wie das ganze Gebäude krachend zusammenfällt. Ich gehe nach Paris und warte dort das Ende Deiner Bemühungen ab, hier bleibe ich auf keinen Fall."

Die gebeugte Gestalt Guido Halle's fuhr empor, wie von einem elektrischen Schlage in die Höhe geschnellt.

„Du, meine Gattin, willst mich in einem solchen Momente verlassen?" rief er verzweiflungsvoll aus. „Das kann Dein Ernst nicht sein, nimm diese harten Worte zurück, bleib' bei mir, verlasse mich nicht, nur jetzt nicht, bleibe bei mir!"

Er streckte flehend seine Hände gegen sie aus. Sie schüttelte abweisend das schöne Haupt.

„Nein," sagte sie mit einer kalten Ruhe, die ihn schmerzlicher traf, als die bittersten Vorwürfe.

Er faßte sie heftig bei beiden Händen.

„Olympia, mein Weib, Du gehörst zu mir, ich lasse Dich nicht fort; ich kann meine Rechte als Gatte geltend machen. Was wird die Welt dazu sagen, wenn Du mich so verläßest? Ich schwöre es Dir, noch ist nicht Alles verloren. Aus dem Schiffbruche meines Glückes werde ich immerhin so viel retten können, um Dir ein behagliches Heim zu bereiten; es wäre mehr als grausam, wenn Du von mir gingest, ich will thun, was ich kann, nur bleibe bei mir, geh' nicht fort, Olympia, mein Weib, mein Alles, o bleibe!"

Die feinen Lippen der jungen Frau kräuselten sich zu

einem spöttischen Lächeln; die Bitten ihres Gatten rührten sie nicht, im Gegentheile. Noch nie war er ihr weniger liebenswerth erschienen, als in dem Momente, da er gleich einem Bettler flehend ihr gegenüber stand.

Sie zuckte gleichgiltig die Achseln und wandte sich von ihm ab.

„Keine Scene, Guido, ich bitte Dich, ich liebe dergleichen nicht; mein Entschluß steht fest. Ich lasse einpacken und reise nach Paris."

„Grausames, herzloses Weib, das ist die Treue, die Du mir am Altare geschworen!"

Olympia zuckte die Schultern.

„Hör' auf," sagte sie ruhig, indem sie an den Knopf der Glocke drückte, „ich habe keine Zeit mehr."

Wankend, gleich einem Trunkenen, wandte sich Halle von ihr ab; jetzt erst empfand er, daß er mit seinem Reichthum Alles verloren hatte.

Er wollte noch einmal das Wort an seine Gattin richten, da trat die Gesellschafterin ein. Ein letzter Blick noch, dann ging er stumm, gebeugten Hauptes hinaus.

Olympia wandte sich an ihre Gesellschafterin. „Fräulein," sagte sie mit ruhiger, klarer Stimme, als sei gar nichts vorgefallen, „lassen Sie meine Garderobe packen, ich reise morgen mit dem Frühzuge nach Paris, Sie werden mich begleiten. Senden Sie mir jetzt die Zofe, ich will Toilette machen, um auszufahren."

Eine halbe Stunde später fuhr Olympia bei ihrem Vater vor. Der Bankier empfing seine Tochter mit ernster, niedergedrückter Miene.

Noch halte er wohl nicht alle Hoffnung aufgegeben, diese unheilvolle Krise glücklich zu überstehen, aber er verhehlte sich keineswegs, daß er knapp am Rande stand und auf das Schlimmste gefaßt sein mußte.

Als er in Olympia's bleiches Antlitz sah, wußte er, daß auch sie Kenntniß von dem Unglücke hatte, das über ihren Gatten und ihren Vater hereingebrochen war.

„Mein armes Kind," sagte er, sie in seine Arme schließend, „weißt Du schon — hat Dir Guido mitgetheilt —?"

„Welch' ein leichtsinniger Thor er gewesen ist," unterbrach die junge Frau ihren Vater, „ja, Papa, das hat er gethan, und ich wollte nur, er hätte früher gesprochen."

„Mein liebes Kind, Du darfst nicht alle Schuld auf ihn häufen," suchte der Bankier seinen Schwiegersohn zu vertheidigen, „er —"

„Ich bitte Dich, Papa, reden wir nicht darüber, ich mag von der ganzen Geschichte nichts wissen; ich bin nur gekommen, um Abschied von Dir zu nehmen, ich reise morgen nach Paris."

„Olympia!"

„Mein Gott, ist das etwas so Wunderbares?" sagte die junge Frau empfindlich, sich niederlassend. „Du wirst doch nicht verlangen, daß ich hier bleiben soll, um das angenehme Gefühl, eine ‚gefallene Größe' zu heißen, gründlich durchzukosten? Nein, dafür danke ich ganz ergebenst."

Sie fuhr mit der rechten Hand, von der sie den Handschuh gezogen hatte, glättend über ihre Hutbänder.

Der Bankier schaute seine Tochter ernst an.

„So weit ist es noch nicht, Olympia, ja, ich hoffe sogar, daß Guido sich mit allen Ehren aus der Sache ziehen wird.“

„Danke schön, Papa, aber ich fühle durchaus keinen Ehrgeiz in mir, die aufopfernde Frau zu spielen und auf das Ungewisse zu warten. Wenn Guido ein rechter Mann wäre, so hätte er vor allem Anderen daran denken müssen, mich, seine Frau, vor solchen Eventualitäten zu behüten,“ versetzte Olympia ruhig, wieder ihren Handschuh anziehend; „daß er das nicht gethan hat, ist etwas, das ich ihm nie verzeihen werde. Seit Wochen will ich schon nach Paris, und immer wieder hat er mich durch allerlei Vorwände von meinem Entschlusse abzubringen gesucht, statt daß er getrachtet hätte, mich von hier fort zu bringen.“

Sie stand auf und strich sorgfältig die Falten ihrer eleganten Seidenrobe glatt.

„Du sprichst wie ein verwöhntes Kind,“ sagte der Bankier, seine schöne Tochter mit einem ernsten Blicke messend, „wie hätte er, abgesehen von allem Anderen, den kostspieligen Aufenthalt in Paris bestreiten sollen?“

„Was kümmert mich das,“ unterbrach ihn die Tochter ungeduldig, „ich bin es nicht gewöhnt, nach Pfennigen zu rechnen, und jetzt, Papa, muß ich fort, ich habe noch eine Menge Dinge zu besorgen, denn ich reise morgen mit dem Frühesten ab.“

„Du willst wirklich gehen, Olympia?“ frug der Bankier in schmerzlichem Tone; „an den Gatten, an den Vater denkst Du nicht, und doch wären wir Beide so sehr des Trostes bedürftig!“

„Worte helfen nicht, und ich könnte Euch nichts Anderes bieten," sagte die schöne Frau kühl, dem Vater die kleine Hand bietend. „Adieu, Papa! Hoffentlich sehen wir uns unter günstigeren Verhältnissen wieder."

Der Bankier war förmlich starr über diese Herzlosigkeit seiner Lieblingstochter; er vergaß, daß er sie selbst zu dem erzogen hatte, was sie war, eine kalte, gefühllose Modepuppe, nur für ihr eigenes Wohl bedacht, ihre Interessen über diejenigen aller Anderen setzend.

Olympia schien die schmerzliche Betroffenheit des Bankiers gar nicht zu gewahren; sie berührte mit ihren frischen, rosigen Lippen flüchtig den zuckenden Mund ihres Vaters, und da er noch immer stumm blieb, so begnügte sie sich ebenfalls schweigend das schöne Haupt zu neigen, dann rauschte sie hinaus, die Thüre fiel in's Schloß, und der Bankier sah sich allein.

So war seine Lieblingstochter, der Stolz seines Herzens, die Freude seiner Tage von ihm gegangen! Er dachte nicht daran, sie zurück zu rufen. Mit verstörten, wild umherirrenden Blicken sah er ihr nach, dann sank er mit lautem Stöhnen in einen Stuhl zurück; das Schicksal hatte ihn hart getroffen, und doch hatte ihn nichts so tief, so schmerzlich verwundet, als diese Herzlosigkeit seiner Lieblingstochter.

Olympia dachte gar nicht daran, von Fräulein Moldau Abschied zu nehmen; mit gleichgiltiger, unbekümmerter Miene setzte sie ihren Weg fort, bis sie im Vorsaale mit ihrem Bruder Hektor zusammentraf.

Einem Jeden hätte das bleiche, verstörte Gesicht des

Lieutenants auffallen müssen, nur Olympia in ihrem verknöcherten Egoismus sah und merkte nichts.

„Gut, daß ich Dich treffe," sagte sie, ihrem Bruder zunickend, „da kann ich gleich Abschied von Dir nehmen; ich gehe nach Paris."

„So, so," stammelte Hektor, ohne die ihm dargereichte Hand zu berühren, „nach Paris, nach Paris? Viel Glück auf die Reise."

Er stürzte fort, ohne auch nur einen Blick für seine schöne Schwester zu haben.

Olympia sah ihm achselzuckend nach.

„Hat auch er Verluste erlitten?" sagte sie spöttisch bei sich. „Es ist hohe Zeit, daß ich fortkomme, Alles ist ja außer Rand und Band!"

Sie stieg eilig die Treppe hinab und warf sich in den ihrer harrenden Wagen.

„Nach Hause," sagte sie, sich tief in die weichen Kissen zurücklehnend. —

Indessen war Hektor, einem Wahnsinnigen gleich, bis vor die Thüre zum Arbeitszimmer seines Vaters gestürzt.

Hier blieb er stehen und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; sein Herz pochte in lauten, wilden Schlägen, und durch sein fieberndes Hirn schoß ein Chaos wirrer, wüster Gedanken.

„Verloren, verloren!" so gellte es in ihm mit furchtbarer Deutlichkeit; selbst wenn Hilfe kam, blieb seine Ehre doch befleckt, beschmutzt für immer! Vor einer Stunde hatte ihn der Bankier, bei welchem er vor zwei Tagen auf Grund der gefälschten Anweisung dreißigtausend Mark

erhoben hatte, zu sich bitten lassen und ihm mitgetheilt, daß ihm Zweifel bezüglich der Echtheit der Unterschrift Urstädt's gekommen seien.

Ob Hektor die Anweisung von dem Baron direkt zugeschickt erhalten habe, oder ob diese erst durch andere Hände gegangen sei?

Der bestürzte junge Mann hatte erbleichend mit „Nein" geantwortet und sich in allerlei Widersprüche verwickelt, die dem aufmerksam beobachtenden Manne verdächtig vorkamen.

Er kombinirte sich rasch die ganze Wahrheit, aber er wollte den jungen Mann nicht unglücklich machen und deutete ihm deshalb an, daß Hektor die Anweisung sofort zurück erhalten könne, wenn er die ihm ausbezahlte Summe zurückerstatte. Der junge Erlberg verstand den Wink, und mit brennender Schamröthe auf den Wangen sagte er die Rückerstattung der Summe zu, dann entfernte er sich wankenden Schrittes, Tod und Verzweiflung im Herzen tragend, denn er wußte nur zu wohl, daß der Bankier sein Spiel durchschaut hatte, und ihm nur aus Schonung für seines Vaters Namen einen Ausweg offen ließ.

Er mußte dem Manne noch dankbar sein, daß er ihn vor Schmach und Schande bewahrte und sein Verbrechen nicht der Oeffentlichkeit Preis gab, und doch wieder wäre jedes Wort des Dankes eine Anerkennung, ein Eingeständniß seines Fehltrittes gewesen.

Was er gesprochen, was er geantwortet, er war sich dessen nicht bewußt; er kam erst jetzt wieder zur Besinnung, als er vor der Thüre seines Vaters stand und in seinem

Kopfe die Worte zurecht zu legen suchte, mit denen er die Hilfe seines Vaters anflehen wollte, ohne seinen Fehltritt eingestehen zu müssen.

Ohne anzuklopfen, mit bebenden Händen öffnete er die Thüre; der Bankier lehnte in einem Stuhle, das Gesicht in beide Hände vergraben.

Er hatte den Eintritt seines Sohnes nicht bemerkt und blieb unverändert in seiner Stellung.

Erst als Hektor mit zitternder Stimme „Papa" rief, fuhr er jäh empor.

„Ach, Du bist's, Hektor," sagte er, mit der Hand über die Stirne fahrend, „ich habe Dein Kommen gänzlich überhört, was willst Du von mir?"

Der junge Mann zögerte.

„Papa," sagte er endlich nach einer bangen Pause, „Dich scheinen Sorgen zu drücken, und ich weiß nicht, ob ich mit meiner Bitte —"

Der Bankier unterbrach ihn.

„Fasse Dich kurz, Hektor," sagte er, „ich kann mir denken, was Du willst: Geld, Geld und immer wieder Geld! Du hast in letzter Zeit unendlich viel gebraucht! Aber ich kann Dir nichts mehr geben, ich stehe hart am Rande meines Ruins, mein ganzes Vermögen habe ich in verfehlten Spekulationen eingebüßt!" Er sprang auf und ging hastigen Schrittes auf und ab. „Ich kann nicht mehr," wiederholte er mit fliegendem Athem, „die mir anvertrauten Gelder sind mir heilig, ich kann Deinetwegen nicht zum Verbrecher werden; das kannst Du, das wirst Du doch nicht von mir verlangen!" Er war vor seinem

Sohne stehen geblieben und schaute ihn mit durchdringenden Blicken an.

„Spielschulden, he?“ frug er rauh, „Ehrenschulden, müssen gleich bezahlt werden, wende Dich an Deine Freunde, vielleicht kann Dir einer von ihnen helfen, ich nicht, ich nicht!“

Er wandte sich jäh ab und setzte seinen Spaziergang fort, unverständliche Worte vor sich hin murmelnd, dann fuhr er wieder mit der Hand zum Kopfe, als drücke ihn dort etwas, und plötzlich brach sich ein rauhes, häßliches Lachen wild von seinen Lippen.

„Habe Glück mit meinen Kindern, viel Glück,“ stieß er heiser hervor, „ich habe sie doch so gut erzogen, so viel für sie verwendet. Hektor, Junge, was schaust Du mir so stier und bleich in's Gesicht? Ist's Dir nicht recht, daß ich nun nichts mehr thun kann, daß die ganze Herrlichkeit ein Ende hat? O, ich wollte, ich wollte, es wäre Alles vorbei!“

Wie ein einziger dumpfer Schmerzensschrei zitterten die letzten Worte aus der Seele des gequälten Mannes herauf. So lange hatte er sein Leid stumm für sich getragen, jetzt kam es doch über ihn mit stürmender Gewalt; die Lebenskraft, die Energie dieses Mannes waren gebrochen. Angesichts der Katastrophe, vor der er stand, mußte er sich sagen, daß seine Eitelkeit viel dabei verschuldet hatte; er hatte mit seinen letzten Spekulationen förmlich va banque gespielt, um die Summen wieder einzubringen, welche seine eigene und seiner Kinder Verschwendungssucht verbraucht hatte. Mit unerhörter Waghalsigkeit hatte er operirt, um



sich durch einen kühnen Coup das Glück wieder gefügig zu machen, er hatte seinen Schwiegersohn mit hinein gerissen, und nun, was konnte, was würde das Ende sein?

„Hektor, Hektor," schrie er plötzlich auf, „hilf mir, hilf mir die bösen Mächte bannen, o Gott, ich sehe keine Rettung mehr — schwarz — schwarz vor den Augen."

Wie die Eiche, von Sturmeswuth gefällt, kraftlos zu Boden sinkt, so stürzte der kräftige Mann hilflos wie ein Kind zusammen, die halb gebrochenen Augen noch fest auf seinen Sohn gerichtet.

Hektor stieß einen lauten Angstruf aus und riß heftig an dem Glockenzuge.

„Rasch, rasch, einen Arzt," befahl er dem hereinstürzenden Diener, indeß er sich über die leblose Gestalt des Bankiers beugte.

Mit Mühe brachte er den schweren Körper empor, um ihn auf dem Divan zu betten, dann sank er in die Kniee, mit ängstlichem Forschen das leichenfahle Antlitz seines Vaters betrachtend.

War das der Tod, der aus diesen bleichen, entstellten Zügen sprach, sich in den tiefen Linien um Mund und Kinn ausprägte? Hektor schauerte entsetzt zusammen. Mit leisen Fingern berührt er die herabhängende Hand seines Vaters; wie kalt, wie starr, wie leblos sie war!

Und jetzt kamen sie Alle hereingestürzt, Fräulein Moldan an der Spitze.

„Was gibt es, Hektor?" frug sie, „das ganze Haus ist in Alarm."

Hektor wies stumm auf den leblosen Körper seines Vaters.

Fräulein Moldau schob die herandrängenden Diener rasch bei Seite und beugte sich über den Bankier.

„Todt, todt," rief sie, entsetzt zurückfahrend. Jetzt kam der herbeigerufene Arzt; er ließ alle erdenklichen Belebungsversuche anwenden, kein Mittel blieb unversucht, vergebens, der Bankier Erlberg war allem Leid der Erde für immer entrückt. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Man hatte sofort zu Guido Halle und seiner Frau geschickt; sie kamen Beide sogleich, Guido blaß wie der Tod, die schöne Olympia wie Espenlaub zitternd.

Kaum hatte die junge Frau einen Blick in das bleiche, entstellte Todtenantlitz ihres Vaters gethan, als sie einen lauten Schrei ausstieß und in Ohnmacht fiel; man mußte sie aus dem Gemache bringen und hatte vollauf zu thun, um sie aus ihrer Bewußtlosigkeit zu wecken.

Als Olympia endlich wieder zu sich kam, brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus und erklärte, keine Minute länger im Hause bleiben zu können; der Gedanke mit dem todten Vater unter einem Dache zu weilen, rege sie zu furchtbar auf, sie müsse fort, sie halte es hier nicht aus.

Guido Halle brachte seine Frau nach Hause; während der Fahrt wurde zwischen ihnen kein Wort gewechselt. Halle sah dumpf brütend vor sich hin und Olympia schluchzte leise in ihr Taschentuch hinein.

Als der Wagen hielt und Halle seiner Frau aus dem Wagen half, sah er sie bittend an.

„Jetzt wirst Du doch nicht gehen wollen?" sagte er in leisem, dringlichem Tone.

Olympia nahm das feine Spitzentuch von ihrem Gesichte und blickte ihn aus den schönen, rothgeweinten Augen hochmüthig an.

„Jetzt mehr denn je,“ gab sie kalt zur Antwort.

Mit einer brüsken Bewegung wies sie seinen Arm zurück und ging hastig nach ihrem Zimmer; dort schloß sie sich ein und war für den Rest des Tages für Niemand zu sprechen.

Man hatte die Leiche des Bankiers auf einen Divan in dem kleinen Salon gelegt, in welchem Erlberg stets seine intimeren Freunde empfangen hatte. Ein alter Diener des Hauses hielt bei dem Todten Wache; ab und zu warf Fräulein Moldan einen Blick in den Salon, ob Alles in Ordnung sei; es war Alles, Alles in Ordnung!

Der Todte ruhte in stillem Frieden, und der alte Diener saß regungslos gleich einem Marmorbilde auf seinem Sitze neben dem leblosen Körper seines Herrn.

Man hatte die Vorhänge herabgelassen und zu Häupten des Todten zwei brennende Wachskerzen aufgestellt, draußen schlug der Regen des letzten Februartages laut und klatschend gegen die verhüllten Fenster, einen seltsamen Kontrast zu der tiefen Ruhe im Todtenzimmer bildend.

Jetzt wurde die Thüre leise geöffnet, und Hektor trat langsam über die Schwelle. Der junge Mann sah in wenigen Stunden furchtbar gealtert aus.

Die Augen matt, glanzlos, tief in die Höhlen zurückgesunken, das Gesicht blaß und wie von einem unendlichen Schmerze verzerrt, so näherte er sich dem Todten.

Der alte Diener wollte sich von seinem Stuhl erheben.

aber er winkte ihm, sitzen zu bleiben. Tief neigte er dann sein Antlitz zu dem in starrer Ruhe liegenden Vater herab, und von seinen Lippen tönte ein leises: „Vergib, vergib!"

Ein Kuß streifte die blasse Stirn des Todten, dann richtete sich der junge Mann energisch empor.

Ein letzter Blick noch, und wie eine Geistererscheinung war er den Augen des alten Dieners entschwunden.

Im Korridor begegnete Fräulein Moldan dem Sohne des Hauses. „Du willst noch ausgehen, Hektor?" frug sie verwundert.

„Ja, Tante, ein unaufschiebbares Geschäft, leb' wohl!" Er drückte ihr krampfhaft die Hand, und eilte hastig die Treppe hinab.

Fräulein Moldan machte eine sehr erstauntes Gesicht und schüttelte unwirsch den Kopf.

„Er wird doch heute nicht zu jener Person laufen," murmelte sie; „nach all' dem Unglück, das über uns hereingebrochen ist? Ich glaube gar, er trug ein Kästchen oder etwas dergleichen unter dem Arme, nun, ich hätte doch gedacht, er wäre in den letzten Stunden vernünftiger geworden."

Sie ging langsam in ihr Zimmer, ahnungslos, daß Hektor's Worte an sie sein letztes Lebewohl gewesen waren.

Der junge Mann stürmte fort, zum Hause hinaus, in die finstere, regenschwere Nacht hinein.

Kein Sternlein leuchtete am Himmel, dunkle Wolken hielten den Mond verdeckt; einem düsteren Grabtuche gleich spannte sich das Firmament über die in unbeweglicher Ruhe daliegende Residenzstadt. Matt und trübe brannten die

Gasflammen, gleichsam als sähen sie ein, daß sie nicht im Stande seien, das undurchdringliche Dunkel zu erhellen. Und Nacht, finstere Nacht war es auch in Hektor's Innerem.

Er war verloren, für ihn gab es keine Rettung mehr, keine! Dahin, vorbei für immer das glänzende Leben eines flotten Cavaliers, auf den er sich so gern hinausgespielt, Ehre, Reichthum, Glanz — Alles war dahin, unwiederbringlich verloren für immer.

Der bleiche Todte dort oben, der den jäh auf ihn einstürmenden Schicksalsschlägen erlegen war, er war von allem Leid befreit und hatte seinen Namen trotz Allem makellos erhalten.

Aber er, er hatte freventlich mit seiner Ehre gespielt, und der Tod, der für den Vater nur eine Erlösung gewesen, war für den Sohn, wie er sich stöhnend zurief, zur Nothwendigkeit geworden.

So jung, so lebenskräftig, und schon sterben müssen, und noch dazu von eigener Hand!

Ein tiefes, schmerzliches Stöhnen rang sich abermals aus Hektor's Brust; er hätte so gerne noch weiter gelebt, aber es konnte, es durfte nicht sein.

Und dann, leise mahnend, regte sich sein Gewissen: war er nicht an dem jähen Tode seines Vaters schuld? Hatte nicht sein Erscheinen den ohnehin Bedrückten in eine so heftige Erregung versetzt?

Er mochte nicht daran denken und rascher, eiliger ging er fort durch die stillen Straßen, bis er mit einem Male vor Emma Kronau's Hause stand.

Durch die herabgelassenen Vorhänge schimmerte Licht,

und ein ingrimmiges Lächeln verzerrte Hektor's bleiches Gesicht, als er daran dachte, daß er noch vor wenigen Tagen sorglos und fröhlich dort oben gesessen, umfangen von den weichen Armen der blonden Schönen, scherzend und tändelnd, ohne eine Ahnung, wie bald sich das Schicksal für ihn wenden sollte.

Ja, die Liebe zu dieser schönen Kokette war die böse Macht seines Lebens, sein Verhängniß gewesen! Er schüttelte sich, von wilden Fieberschauern gepackt, seine Gedanken verwirrten sich, und halb sinnlos, einem Rasenden gleich, schleuderte er seine Kopfbedeckung und den Mantel, der seine Gestalt umhüllt hatte, weit von sich.

Nun stand er unbedeckten Hauptes und ohne schützende Hülle dem strömenden Regen preisgegeben; die schweren, kalten Tropfen schlugen ihm in's Gesicht und feuchteten sein Haar, dieses schöne, leicht gewellte Haar, auf das er ehedem so stolz gewesen; er achtete dessen nicht. Wie festgebannt hing sein Auge an den erleuchteten Fenstern; dort, dort hatte sein Unglück begonnen.

Doch wozu nützte jetzt all' das Klagen und Jammern? Es war zu spät, es mußte ein Ende gemacht werden!

Und da es nun einmal so sein mußte, warum nicht hier ebenso gut, wie anderswo? Wenigstens war dann die schöne Emma Kronau die Erste, die von seinem Tode erfuhr.

Ob sie ihm wohl eine Thräne nachweinen, ob sie seinen Tod beklagen würde?

„Sie wird bald genug einen Ersatz für mich gefunden haben," murmelte Hektor mit bebenden Lippen vor sich

hin, indem er sich in die Vertiefung des Thorbogens zurückzog.

Langsam, zögernd öffnete er das mitgebrachte Pistolenkästchen; jetzt hatte er die todbringende Waffe in der Hand, ein rascher Entschluß, und in der nächsten Minute konnte es vorbei sein.

Seine Hand zitterte heftig, als er den Hahn spannte und die Mündung der Pistole nun gegen seine Stirn richtete. Doch sobald das kalte Eisen dieselbe berührte, ließ er die Hand sinken.

Nein, nein, nicht die Stirn, sein Gesicht sollte unentstellt bleiben; lieber in's Herz, das war besser.

Er richtete die Waffe gegen sein Herz, aber er zauderte noch immer. Da tönten rasche Schritte durch die stille Straße; Hektor erkannte deutlich die Stimmen zweier Kameraden.

Den Finger am Drücker, lauschte er mit ängstlicher Spannung; die jungen Männer kamen näher, immer näher, wenige Sekunden noch, und sie standen vor Hektor. Da blitzte es auf, fast dicht vor ihnen, und ein Schuß hallte durch die dunkle, regnerische Nacht.

Ein heiserer Schrei durchtönte die Luft, dann sank knapp vor den Beiden ein schwerer Körper nieder.

Hektor Erlberg hatte sich nur zu gut getroffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Genau an dem Abende, da die beiden Erlbergs, Vater und Sohn, aus dem Leben schieden, gab der Baron Urstädt in Paris ein glänzendes Fest.

Durch die mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Räume, umwogt von einem Meer von Licht und süßen Wohlgerüchen, schritt Diana ernst und bleich am Arme ihres Gatten.

In den Augen des Barons flackerte ein irres, unstetes Feuer, sein Gesicht ward bald purpurroth, bald leichenblaß, und die Art und Weise, wie er den Arm seiner Gattin in dem seinen preßte, verrieth seine hochgradige Erregung nur allzu deutlich.

Es waren noch keine Gäste da; hastig, als würde er von Jemand verfolgt, zog der Baron Diana mit sich fort durch die glänzenden Räume, um Alles noch einmal zu besichtigen.

Mit einem heimlichen Grausen folgte die junge Frau dem Gatten; nie war er ihr abschreckender und widerwärtiger erschienen, als an dem heutigen Abend, denn sein ganzes Gebahren trug den Stempel einer förmlichen Wildheit an sich.

Sie begann sich vor ihm zu fürchten und fast sehnte sie die Ankunft der Gäste herbei, um nur des Alleinseins mit ihm enthoben zu sein.

So blaß Diana auch war, so sah sie heute vortheilhafter denn je aus; ein tief purpurrothes Sammetkleid umschloß eng die schlanken Glieder, die jetzt ein reizendes Ebenmaß erlangt hatten, durch die dunklen Flechten schlangen sich Perlenschnüre, deren mattes Weiß so gut zu dem herben Gesichtsausdrucke der jungen Frau paßte. Die heimliche Erregung, in der sie sich befand, verlieh ihren Augen einen eigenthümlichen Glanz und machte das bleiche, ernste



Antlitz doppelt interessant, denn jene starre, eisige Ruhe, die sich sonst erkältend über ihre Züge gelegt hatte, war aus denselben geschwunden.

Der Baron warf von Zeit zu Zeit einen bösen, wilden Blick auf seine Frau.

„Wie Du Dich heute geschmückt hast," höhnte er; „fast könnte ich auf den Gedanken kommen, daß Du darauf ausgehst, Eroberungen zu machen."

Diana gab keine Antwort; sie verschmähte es stets, den boshaften Spöttereien ihres Gatten irgend welche Beachtung zu schenken, das reizte und erbitterte ihn noch mehr.

„Du schweigst!" fuhr er auf, heftig ihren Arm pressend. „Fühlst Du Dich getroffen? Gib Antwort, steh' Rede!"

Er packte sie beim Handgelenk und drückte ihr seine hageren, spitzen Finger tief in's Fleisch.

Kein Zug in dem bleichen Antlitze der jungen Frau veränderte sich.

„Nun, Elende, wirst Du sprechen?"

„Ich habe nichts zu sagen," versetzte sie kalt; „wenn Du rohe Gewalt gegen mich anwenden willst, ich kann Dich davon nicht abhalten."

Der Baron lachte boshaft auf.

„Rohe Gewalt! O Du zarte Lilie, die man nicht mehr mit den Fingerspitzen berühren darf! Ich bin Dein Gatte, Dein Herr und Gebieter, und werde Dich schon noch Demuth lehren — o — ich — o!" Er hatte ihren Arm losgelassen und ballte die Fäuste in so drohender Weise, daß Diana erschreckt von ihm zurückwich. „Fürchtest Du Dich,

Täubchen?" zischte er, nach ihrer Hand haschend. „Fürchte Dich nicht, ich thue Dir nichts zu Leide — komm, laß uns unseren Rundgang beenden." Er legte ihren Arm wieder in den seinen und zog sie mit sich fort. „Wir wollen heute noch recht fröhlich sein," begann er nach einer Pause, „ich möchte Dich einmal lachen sehen, Diana, das müßte Dich so sehr verschönern. Willst Du mir den Gefallen thun und ein klein wenig lächeln?"

Er grinste ihr höhnisch in's Gesicht; eine wilde Freude erfüllte ihn, als er ihre Hand erzittern spürte.

Also doch, also doch, sie begann sich zu fürchten!

Jetzt hörte man einen Wagen vorfahren, Diana athmete erleichtert auf; nun brauchte sie mit dem schrecklichen Menschen nicht mehr allein zu sein.

Verstohlen warf sie einen Blick in das Antlitz ihres Gatten; seine Züge hatten sich geglättet und ihren gewohnten Ausdruck angenommen, nur in den Augen leuchtete noch ein unheimliches Feuer und um den eingesunkenen Mund zuckte es fast unmerklich, als hätte ihn ein nervöser Krampf erfaßt.

Baron Urstädt empfing seine Gäste mit der Liebenswürdigkeit eines vollendeten Weltmannes; von seiner früheren Erregung war keine Spur zu merken, und doch konnte sich Diana einer immer mehr zunehmenden Bangigkeit nicht erwehren.

Was sollte daraus werden, wenn er solche Scenen, wie vorhin, öfter hervorrief? Hatte er sie nicht schon genug gequält und gemartert, daß sie oft glaubte, es nicht mehr ertragen zu können.

Sollte sie geistig zu Grunde gehen an der Seite dieses Mannes, der es förmlich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, ihr den letzten Rest von Selbstbeherrschung zu rauben, der ihr nach so vielen Kämpfen noch übrig geblieben war? Wie viel Schweres hatte sie schon während ihrer kurzen Ehe zu ertragen gehabt und welche Pein harrte ihrer noch, wenn sie kein Mittel fand, sich der Gewalt ihres Gatten zu entziehen.

So bedrückt und sorgenschwer auch Diana's Gemüth war, ihr Aeußeres verrieth nichts davon; sie machte die Honneurs, so gut sie eben konnte, nur vermied sie es so viel als möglich, in der Nähe ihres Gatten zu sein.

Fröhliches Lachen und Plaudern schallte um sie her, rauschende Musik lud zum Tanze ein, schöne Frauenaugen blitzten und glühten in kokettem Spiel, Diana allein ward von alledem nicht berührt. Sie wünschte das Ende des Festes herbei, um sich in ihre Gemächer zurückziehen zu können, um eingeschlossen zwischen ihren vier Wänden der Bosheit ihres Gatten Trotz zu bieten, und ihr ganzes Augenmerk war nur dahin gerichtet, sobald die letzten Gäste gegangen waren, sich rasch, von ihrem Gatten ungesehen, in ihr Schlafzimmer zu flüchten.

Endlich, endlich war ihre Qual zu Ende! Das glänzend verlaufene Fest hatte seinen Abschluß gefunden, und als der letzte Wagen fortfuhr, schlüpfte Diana mit klopfendem Herzen in ihr Zimmer.

„Ich kleide mich allein aus," hatte sie der harrenden Zofe zugerufen und dann hastig die Thüre hinter sich versperrt, jetzt noch die kleine Tapetenthüre, die zu ihrem

Toilettenkabinet führte, welches ihr Schlafgemach von demjenigen ihres Gatten trennte, und dann war sie wenigstens für einige Stunden von seiner Gegenwart befreit.

Schon hatte sie den Schlüssel erfaßt, um denselben im Schlosse umzudrehen, da wurde die Thüre so hastig aufgerissen, daß sie zurücktaumelte und nach einer Stütze greifen mußte, um nicht umzusinken. Vor ihr stand mit glühenden Blicken, ein unheimliches Lächeln auf den Lippen, ihr Gatte, der Baron.

Diana unterdrückte gewaltsam den Angstschrei, der sich aus ihrem Herzen herauf über ihre Lippen seinen Weg bahnen wollte, und innerlich bebend, aber von außen ruhig und gefaßt, blieb sie schweigend stehen.

Der Baron betrachtete sie mit finsteren Blicken, dann drehte er sich um, schloß die Thüre ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Ehe Diana noch recht zur Besinnung kommen konnte, hatte er auch von der zweiten Thüre den Schlüssel gezogen und zu sich gesteckt; die junge Frau war nun ganz in seiner Gewalt.

Bleich, sprachlos, mit weitgeöffneten Augen hatte Diana dem Beginnen ihres Gatten zugesehen.

Eine namenlose Angst schnürte ihr das Herz zusammen, sie vermochte kaum Athem zu holen und nur mit äußerster Mühe hielt sie sich aufrecht. Sie hatte das Gefühl, als müsse jetzt etwas Ungeheuerliches, etwas Entsetzliches geschehen, das von sich abzuwehren sie nicht die Kraft hatte, das sie über sich ergehen lassen mußte, ohne sich wehren, ohne sich vertheidigen zu können.

Jetzt kehrte der Baron zu seiner Frau zurück.

„Nun,“ sagte er, sich dicht vor sie hinstellend, „nun, meine süße Taube, jetzt wirst Du doch gehorchen lernen; Deinen ‚eisernen Kopf‘ wirst Du heute zum letzten Male behauptet haben.“

„Ich verstehe nicht, was Du damit meinst,“ versetzte Diana mit leiser Stimme, deren Beben sie glücklich überwand.

„Du verstehst mich nicht? Du wirst mich verstehen lernen, mein süßes Kind. Nieder auf die Kniee, gestehe, Du hast eine Liaison mit dem Marquis Blancard, ich habe das längst bemerkt.“

Das Gefühl beleidigter Unschuld gab der jungen Frau ihre volle Fassung zurück; sie richtete ihre dunklen Augen fest auf den Baron und sagte im Tone verletzter Würde: „Diese Beschuldigung ist gänzlich unwahr. Ich bin meinen Pflichten nie untreu geworden.“

Ueber das hagere Gesicht des Barons ging ein boshaftes Zucken, als er erwiederte: „So sprechen sie Alle; schuldig will sich Keine fühlen! Aber das nützt Dir nichts, meine Theuerste, Du bist überführt und mußt sterben.“

„Sterben?“ wiederholte Diana mechanisch, ohne eigentlich den Sinn dieses Wortes zu fassen.

„Sterben,“ sprach sie nochmals mit leiser Stimme, und dabei haftete ihr Blick auf dem verzerrten Antlitze ihres Gatten, auf seinen vor wilder Lust funkelnden Augen, und mit einem Male ergriff sie mit Allgewalt die schreckliche Gewißheit: sie hatte es mit einem Wahnsinnigen zu thun!

Im ersten Augenblicke glaubte sie bei dieser Erkenntniß

die Besinnung verlieren zu müssen, ihr Pulsschlag stockte und alles Blut drängte sich ihr zu Herzen — wahnsinnig, wahnsinnig, und er war mit ihr allein! Sie war abgegeschlossen von jeder Hilfe, ganz in seine Gewalt gegeben, und jetzt sah sie immer deutlicher das unheimliche Feuer aus seinen Augen blinken. Sein heißer, glühender Athem streifte ganz nahe ihr Gesicht, seine Hände erfaßten ihr Gewand, und noch immer stand sie starr und regungslos, wie vom Schrecken gelähmt da.

„Stolzes, hochmüthiges Weib, willst Du nicht um Dein Leben bitten?" murmelte der Baron, indem er sich bemühte, Diana auf den Boden zu drücken. „So rühre Dich doch, bitte, flehe, vielleicht lasse ich mich erweichen."

Sie versuchte es, ihn von sich zu stoßen, während sie mit lauter Stimme um Hilfe rief, aber der Wahnsinnige preßte rasch seine Hand auf ihren Mund und hinderte sie so, weiter einen Laut auszustoßen — ein dumpfes Aechzen war Alles, was sie hervorbringen konnte.

Und nun begann ein entsetzlicher Kampf.

Die Hand noch immer auf den Mund der jungen Frau drückend, wendete der Baron seine ganze Kraft an, um Diana auf den Boden zu werfen; ihr Widerstand fachte seinen Zorn nur noch mehr an, mit schäumenden Lippen und wild rollenden Blicken zerrte er an ihr herum, und sie fühlte sich schwächer und kraftloser werden.

„Elendes Weib, ich erwürge Dich, ich erwürge Dich," stieß der Wahnsinnige in heiseren Lauten hervor. „Du sollst nicht länger leben — sterben, sterben sollst Du!"

Nur mit äußerster Anstrengung hielt sich Diana noch

aufrecht, die Sinne drohten ihr zu schwinden, und es ward Nacht vor ihren Augen. Ueber das gräßlich entstellte Gesicht des Wahnsinnigen flog ein triumphirendes Lächeln, da verwickelte sich sein Fuß in die Schleppe von Diana's Sammetgewand, er wankte und ließ die arme Frau für einen Augenblick los. Diana fühlte neues Leben in ihre Adern zurückströmen.

Gellende Hilferufe ausstoßend stürzte sie zum Fenster, um dasselbe zu öffnen, doch ehe sie es noch erreicht hatte, stand schon der Baron hinter ihr.

„Du entgehst mir nicht," lachte er gellend auf, „ich habe mich anders besonnen, wir wollen zusammen sterben."

Draußen pochte es an die Thüre, und die Zofe verlangte ängstlich, eingelassen zu werden.

Diana konnte keine Antwort mehr geben, der Baron hatte sich ihrer wieder bemächtigt.

Mit der einen Hand die sich verzweiflungsvoll sträubende junge Frau festhaltend, hatte er mit der anderen den silbernen Armleuchter ergriffen, dessen vier hellbrennende Kerzen die schaurige Scene beleuchteten, und einen wilden Schrei ausstoßend, warf er denselben auf Diana's Bett.

Die seidenen Bettvorhänge, die spitzenbesetzten Decken und Kissen, Alles flammte im nächsten Momente lichterloh auf. Wie von feurigen Wolken umgeben glühte das Lager der jungen Frau ihren entsetzten Blicken entgegen, neben ihr grinste das verzerrte Gesicht des Wahnsinnigen, der, eine tolle Lache aufschlagend, sie näher an das brennende Bett zu zerren suchte, unwillkürlich schloß sie die Augen, um nichts mehr sehen zu müssen.

Dann kam ihr wieder der Gedanke, in welch' drohender Gefahr sie sich befand, sie wollte sich von ihrem Gatten losreißen, um Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihr, lautlos sank sie zu Boden, gerade in dem Augenblicke, da die Thüre gewaltsam aufgebrochen wurde und die Dienerschaft hereinstürzte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Diana die Augen wieder zu klarem Bewußtsein aufschlug, hatte sich gar viel in ihrem Leben geändert. Wochenlang war sie dem Tode nahe gewesen und während dieser Zeit war sie zur Wittwe geworden.

Baron Urstädt war in Tobsucht verfallen und zwei Tage nach jener entsetzlichen Katastrophe, die beinahe auch Diana das Leben gekostet hätte, gestorben; die arme junge Frau war von ihrem Peiniger für immer befreit.

Aber noch andere Trauernachrichten harrten der Wittwe des Barons; nach und nach, mit äußerster Vorsicht brachte man ihr bei, daß auch Vater und Bruder nicht mehr unter den Lebenden weilten.

Das war zu viel für die kaum Genesene, und wenn auch nicht, wie ihre Umgebung gefürchtet hatte, ein Rückfall eintrat, so ward Diana doch von all' dem Gehörten mächtig erschüttert.

Fräulein Moldan, deren Thätigkeit im Erlberg'schen Hause nun ein Ende hatte, war nach Paris gereist, um die kranke junge Frau zu pflegen und ihr hilfreich beizustehen, denn auch in Diana's Vermögensverhältnissen war ein großer Umschwung eingetreten.

Der Baron hatte fast sein ganzes Vermögen verschwendet

und verspielt; er war schon lange nicht mehr der reiche Mann gewesen, für den man ihn allenthalben hielt, denn seine verschiedenartigen Passionen hatten ihn im Laufe der Jahre um riesige Summen gebracht.

Die luxuriöse, theilweise noch nicht bezahlte Ausstattung seiner Pariser Wohnung war fast gänzlich von den Flammen verzehrt, nur Weniges war davon gerettet worden, und kaum hatte die junge Frau das Krankenlager verlassen, so kamen schon von allen Seiten die Gläubiger herangestürmt.

In dieser Bedrängniß war Fräulein Moldan für Diana ein wahrer Schatz. Praktisch und energisch, wie sie war, brachte sie bald etwas Ordnung in das herrschende Chaos, und Diana, die einst so kaltherzige Diana, erkannte dankbar das Bemühen des Fräuleins, vorläufig jede Sorge von ihr fern zu halten.

Aber in dem ganzen Wesen der jungen Frau selbst war eine große Veränderung vorgegangen; sie war nicht mehr das finstere, verschlossene Geschöpf, das seine eigenen Wege ging, ohne sich um die Anderen zu kümmern.

Mit der erwachenden Lebenskraft war ein anderer Geist über Diana gekommen, sie war sanfter, gütiger, mittheilsamer geworden, sie war zur Erkenntniß gekommen, daß auch sie die Schuld an ihrer einstigen Vereinsamung getragen hatte, daß sie hätte nachgiebiger, freundlicher sein müssen, um sich die Liebe ihrer Angehörigen zu erwerben, denen sie immer in finsterem Trotze gegenüber gestanden hatte.

Es war zu spät, um so Manches gut zu machen, was

sie früher versäumt, aber das sollte sie nicht hindern, gegen Diejenigen, die ihr noch geblieben waren, das nachzuholen, was sie früher unterlassen hatte.

Sie frug nach ihrer Schwester Olympia, aber Fräulein Moldan zuckte die Achseln.

„Sprich nicht von diesem herzlosen Geschöpfe," sagte sie kurz; „sie verdient es wahrlich nicht, daß Du Dich um sie bekümmerst."

Erst nach vielem Drängen von Diana's Seite erzählte Fräulein Moldan, wie kalt und fühllos sich die schöne Olympia betragen hatte.

Dem Begräbnisse von Vater und Bruder hatte sie nicht beiwohnen können, weil sie zu sehr angegriffen gewesen sei, das hinderte sie aber am nächsten Tage durchaus nicht, mit Sack und Pack abzureisen und sich nach Paris zu begeben, wo sie noch weilte, ohne sich im Mindesten um ihre kranke Schwester zu kümmern. Sie hatte einen Theil ihrer Juwelen verkauft, um ein ihren Ansprüchen genügendes Leben führen zu können, und eine Scheidungsklage gegen ihren Gatten eingereicht, der kurz nach dem Tode seines Schwiegervaters fallit geworden war.

„Ueberlassen wir die schöne Olympia sich selbst," schloß Fräulein Moldan ihre Mittheilungen, „sie würde jedes Entgegenkommen Deinerseits kalt zurückweisen, denn Du hast ihr nichts zu bieten. Ich kann Dir nicht länger verhehlen, meine arme Diana, daß Dir von allem Reichthum wenig mehr als nichts geblieben ist. Aus der Hinterlassenschaft Deines Gatten hast Du nichts gerettet, als ein kleines, verwahrlostes Gut in der Nähe unserer Residenz.

Das ist der einzige Ort, der Dir Schutz und Obdach bieten kann. Dein Vater hat sein ganzes Vermögen verloren, nur die ihm anvertrauten Summen hat er unangetastet erhalten, er ist ohne Makel auf seinem Namen gestorben, und das ist immerhin ein großer Trost für Dich, Du armes Kind. Ich werde Dir treu zur Seite stehen und Dich in dieser Bedrängniß nicht verlassen. Vor Allem lasse uns nur darnach trachten, aus diesem modernen Babel wegzukommen; mir brennt der Boden förmlich unter den Füßen, wenn ich an das Entsetzliche denke, das Du, mein armes Kind, hast hier erleben müssen."

Diana nickte. „Ja, gute Tante, wir wollen fort von hier," sprach sie, ihr müdes Haupt an die Schulter Fräulein Moldan's lehnend; „ich sehne mich zurück in meine deutsche Heimath. O, ich wollte, ich hätte sie nie verlassen!"

Wenige Tage später reiste Diana mit Fräulein Moldan von Paris ab; sie hatte einen Versuch gemacht, ihre Schwester Olympia zu sprechen, aber die junge Frau nicht zu Hause angetroffen.

„Sie hat sich verleugnen lassen, dessen bin ich sicher," sagte Fräulein Moldan, als Diana unverrichteter Sache heimgekehrt war, „ich kenne diese egoistische Modepuppe nur zu genau! Was nicht mit ihrem lieben, eigenen Ich und schönen Toiletten zusammenhängt, das existirt nicht für sie."

Diana hatte auf diese Auslassungen kein Wort erwiedert; in ihrem Inneren war sie froh, Olympia nicht angetroffen zu haben.

Es hatte sie Ueberwindung genug gekostet, diesen Besuch zu machen, denn in ihrem Herzen sprach keine Stimme für die schöne, elegante Schwester, aber sie hatte sich fest vorgenommen, nunmehr eine Andere zu werden und jene Kälte zu besiegen, die sie früher gegen ihre Umgebung so abstoßend hatte erscheinen lassen. —

Ein herrlicher Frühlingshimmel blaute über den sprossenden, grünenden Fluren, als Diana das kleine Gütchen betrat, das nun ihre Heimstätte werden sollte. Ein im nüchternsten Style erbautes Wohnhaus, von einigen Wirthschaftsgebäuden und einem großen Garten umgeben, einige Aecker und Wiesen und ein Stück Wald, das war das ganze Besitzthum, dessen Herrin die Baronin Urstädt war.

„Zu wenig zum Leben, zu viel zum Verhungern," sagte Fräulein Moldan, seufzend das Ganze überblickend; „da heißt's tüchtig zugreifen. Nun, wir wollen sehen, was sich mit der Zeit daraus machen läßt. Kopf hoch, Diana, nur den Muth nicht verloren, wir werden uns wohl im Anfange sehr einschränken müssen, aber immerhin werden wir uns fortbringen."

„Gewiß, liebe Tante," gab Diana freundlich zur Antwort, obwohl sie kaum verstanden hatte, was Fräulein Moldan sagte.

Ihr Auge, das in letzterer Zeit so viele Schönheiten erschaut, war anfänglich erschreckt von diesen plumpen, vernachlässigten Gebäuden abgeglitten, und der Gedanke, hier ferner leben zu müssen, hatte sie peinlich berührt. Sie hatte jedoch sofort muthig dieses Gefühl überwunden, war

sie doch frei, gehörte sie doch jetzt sich selbst an, und der Segen rastloser, thätiger Arbeit mußte auf ihr verwundetes Gemüth erquickend und versöhnend einwirken.

Und während sie so mit sich selbst kämpfend an der Seite Fräulein Moldan's einher schritt, schlug plötzlich ein Name an ihr Ohr, der eine Erinnerung jäh in ihr wachrief.

„Was hast Du gesagt, liebe Tante?" frug sie hastiger, als sonst ihre Art war, das Fräulein.

„Unser nächster Nachbar soll ein Herr v. Tricksleben sein," erklärte bereitwillig Fräulein Moldan, „ein ungemein thätiger, emsiger Mann, der in kurzer Zeit auf seinem Gute wahre Wunder hervorgebracht haben soll. Ist Dir vielleicht der Name Tricksleben bekannt?"

Ueber Diana's Gesicht flog eine leise Röthe.

„Ich kann mich nicht ganz genau erinnern," antwortete sie stockend.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Moritz v. Reichstein hatte von dem tragischen Ende des jungen Erlberg vernommen, ohne sich im Mindesten deshalb von Gewissensbissen beschwert zu fühlen, obgleich er recht gut die wahre Ursache des Selbstmordes des jungen Mannes kannte.

Kein Mensch hatte auch nur die geringste Ahnung von Reichstein's Beziehungen zum tragischen Ende des jungen Erlberg, und da Hektor sich vor dem Hause der schönen Tänzerin erschossen hatte, so nahm man allgemein an, daß diese die Ursache des Selbstmordes sei.

Die blonde Emma dachte darüber nicht viel nach, ihr war, im Grunde genommen, Hektor Erlberg ziemlich gleichgiltig gewesen, und sie widmete nicht eine Thräne seinem Andenken.

Das Einzige, was sie that, um ihre Trauer an den Tag zu legen, war, daß sie sich krank melden ließ und es für einige Zeit vermied, sich öffentlich zu zeigen, dagegen fanden die heimlichen Zusammenkünfte der Spieler in ihrem Hause desto häufiger statt, und Reichstein suchte durch geschicktes Manövriren die verlorenen Summen wieder einzubringen.

Der einzige Mann, dessen Scharfblick Reichstein zu fürchten hatte, war schon seit vierzehn Tagen nicht am Spieltische erschienen, und während dieser Zeit hatte Reichstein stets fabelhaftes Glück beim Spiele gehabt.

Auch heute war es wieder so; mit funkelnden Blicken und gerötheten Wangen strich er bedeutende Summen ein, die schöne Emma stand lächelnd daneben, sie bekam ja ihren Antheil an der Beute, da durchtönte plötzlich eine kalte, scharfe Stimme die athemlose Stille: „Herr v. Reichstein, Sie spielen falsch, Sie verwenden gezeichnete Karten."

Ein Ausruf allgemeiner Entrüstung erfolgte. Aller Augen hefteten sich auf den Mann, der seit einigen Minuten unbemerkt an den Tisch getreten war und die Spieler beobachtet hatte.

Reichstein war für einen Moment erblaßt, aber er hatte sich rasch gefaßt.

„Mein Herr!" rief er, sich stolz zu seiner vollen Höhe emporrichtend.

„Sie spielen falsch," wiederholte der Andere unerschüttert, „ich beobachte Sie nicht erst seit heute, lange schon hege ich Verdacht gegen Sie."

„Das ist empörend," rief die schöne Emma, sich weit über den Tisch beugend und die kleine weiße Hand drohend gegen den Ankläger erhebend.

„Ja, in der That, eine solche Anschuldigung darf nicht stattfinden, womit wollen Sie dieselbe beweisen?" schrien die anderen Herren durch einander.

Der so heftig Angefahrene lächelte kalt.

„Ich werde Ihnen den Beweis liefern," sagte er, auf Reichstein zutretend.

„Ich verstehe Ihre Absicht," sagte dieser, vollkommen ruhig vortretend, „bitte, meine Herren, untersuchen Sie mich."

Einige der Anwesenden wollten es nicht zugeben, aber Reichstein beharrte auf seinem Willen.

„Ich will mich frei von jedem Verdachte wissen," rief er, „ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie mich untersucht haben."

„Gewiß, auch ich bestehe darauf," sagte die schöne Emma vortretend; „ich will nicht, daß man sagen kann, bei der Kronau kommen Falschspieler zusammen, das wäre eine Schmach für mich und für Sie Alle, meine Herren. Ueberzeugen Sie sich."

Sie verschwand hinter der Portière, die ihr Boudoir von dem Spielzimmer trennte.

Während im Nebenzimmer die Visitation Reichstein's vor sich ging, verbarg die schöne Emma etwas mit Blitzesschnelle zwischen den Polstern des kleinen Eckdivans; in

der nächsten Sekunde stand sie schon wieder von demselben entfernt und nestelte mit ruhiger Miene an einer aufgegangenen Bandschleife.

Sie hörte deutlich jedes Wort, das in dem Spielzimmer gesprochen wurde.

Man hatte bei Herrn v. Reichstein nichts Gravirendes gefunden; die schöne Emma lächelte.

„Wir lassen uns nicht so leicht erwischen, dazu sind wir Beide viel zu geschickt,“ flüsterte sie leise vor sich hin.

Als sie den Ruf: „Abbitten — sofort abbitten!“ vernahm, trat sie wieder in's Spielzimmer.

Reichstein stand mit stolzer, triumphirender Miene da, während sein Gegner bleich, sprachlos, mit allen Zeichen schlecht verhehlter Enttäuschung in einer Ecke lehnte.

Jetzt trat Reichstein dicht vor ihn hin.

„Wollen Sie mir Abbitte leisten?“ fragte er in hochmüthigem Tone.

Die lange, hagere Gestalt des Angeredeten richtete sich straff empor. „Nein,“ lautete die kurze Antwort, „ich bleibe fest bei meiner Behauptung.“

Er hatte kaum geendet, als er von Reichstein einen heftigen Schlag in's Gesicht erhielt.

Der Geschlagene taumelte jäh zurück, richtete sich aber allsogleich empor.

Einen Augenblick lang sah es aus, als ob er sich auf Reichstein stürzen wollte, um ihm den Schlag zurückzugeben, aber er hielt noch rechtzeitig an sich und maß den Gegner nur mit einem wutherfüllten Blicke.

„Feiger Verleumder, Sie werden mir Genugthuung

geben," nahm Reichstein das Wort, den von ihm Beschimpften mit drohendem Ausdrucke betrachtend.

„Gewiß, morgen sollen Sie mehr von mir hören," murmelte sein Gegner mit wutherstickter Stimme, dann eilte er, ohne zu grüßen, ohne Jemand anzusehen, hastig aus dem Zimmer.

Die anwesenden Herren umringten Reichstein und sprachen ihm ihr Bedauern über diesen Vorfall aus; mit vornehmer Ruhe dankte er Allen für ihre Theilnahme, aber in seinem Innern sah es nicht so ruhig und gelassen aus.

Dieser Mann, der selbst nur von dem lebte, was er beim Spiele gewann, war schon seit Langem sein erbitterter Gegner, und jetzt mußte er für alle Fälle unschädlich gemacht werden.

Reichstein hatte ihm mit gutem Vorbedacht den Schlag in's Gesicht versetzt; ein Duell war nun unvermeidlich geworden, und Reichstein, der ein guter Schütze war, hatte jetzt die Aussicht, sich mit einem wohlgezielten Schusse von seinem Feinde zu befreien.

Freilich mußte er trachten, daß die Sache so viel als möglich geheim gehalten wurde, denn es konnte unangenehme Folgen für ihn haben, wenn die Ursache dieses Duells in die Oeffentlichkeit kam; aber Reichstein rechnete auf seine Ausnahmestellung, die er bei Hofe einnahm, und dann dachte er, seine eigene Schlauheit würde ihn schon noch einen geeigneten Ausweg finden lassen, der ihn vor jeder Bloßstellung bewahrte.

So verscheuchte er die in ihm aufsteigenden Bedenken und die Maske eines guten Gewissens deckte vor seinen

Spielgenossen alle die in ihm rege werdenden Befürchtungen.

An eine Fortsetzung des Spieles war natürlich nicht mehr zu denken; die Herren trennten sich und verließen wie gewöhnlich einzeln das Haus, nachdem sie noch für den zweitnächsten Tag eine Spielpartie verabredet hatten.

Reichstein war einer der Ersten gewesen, der Emma's Wohnung verlassen hatte; er hätte sich noch gerne mit der Kronau besprochen, aber er durfte es heute nicht wagen, als der Letzte zurückzubleiben. Das hätte immerhin zu allerlei Deutungen Anlaß bieten können, und Reichstein mußte jetzt doppelt vorsichtig sein.

Als er nach Hause kaum, fand er Ulrike noch wach, was ihm aus mehr als einer Ursache unangenehm war. Erstlich war er heute gar nicht in der Laune, den aufmerksamen, galanten Gatten zu spielen, wie er es sonst that, und dann fürchtete er nicht mit Unrecht, daß Ulrike ihn fragen würde, wo er gewesen sei.

Er hatte sich auch in dieser Voraussetzung nicht getäuscht, denn Ulrike hatte ihn kaum begrüßt, als sie schon frug: „Bist Du in Gesellschaft gewesen, Moritz? Du siehst so müde und abgespannt aus; es wäre entschieden für Dich besser, wenn Du öfter zu Hause bliebest."

Diese Worte waren in sanftem, gütigem Tone gesprochen worden, aber es klang für den schuldigen Mann doch ein leiser Vorwurf heraus, und das reizte ihn zu einer unmuthigen Entgegnung, wie Ulrike eine solche nie von ihm vernommen hatte.

Frau v. Reichstein war bei den herben Worten ihres

Gatten tief erblaßt; in einer solchen Gestalt hatte er sich ihr noch nicht gezeigt. Für sie war er immer der zärtlichste, aufmerksamste Gatte gewesen, ohne Launen, ohne Heftigkeit, und nun diese plötzliche Veränderung! Aber Ulrike hatte es gelernt, so manche bittere Pille ruhig hinabzuschlucken, sie lieh daher auch jetzt ihrem Unmuthe keine Worte, sondern versetzte unveränderten Tones: „Du scheinst Verdruß gehabt zu haben, Moritz; willst Du mir nicht die Dir widerfahrene Unannehmlichkeit mittheilen?"

Dieses sanfte und doch so bestimmte Drängen raubte ihm den letzten Rest von Geduld.

„Kann ich denn nicht einmal in meinen vier Wänden Ruhe haben?" rief er, heftig mit der Hand auf den Tisch schlagend. „Laß mich, ich möchte allein sein."

Ulrike hatte sich sofort erhoben; in ihren dunklen Augen schimmerte es feucht, aber sie bewahrte äußerlich vollkommen ihre Fassung.

„O, ich will Dich gewiß nicht stören," sagte sie, langsam der Thüre zugehend, ohne weiteren Vorwurf, ohne Klage, aber in ihrem bleichen Gesicht prägte sich ein unendlicher Schmerz aus.

Reichstein ließ sie gewähren. Er kam erst zur Besinnung, als sie die Thüre des Schlafzimmers hinter sich geschlossen hatte; einen Augenblick lang blieb er zögernd stehen, dann stürzte er ihr nach.

„Ulrike," sagte er, hastig eintretend, „ich bin eben rauh gegen Dich gewesen; verzeih', ich war nicht Herr meiner selbst."

Er wollte sie umfangen; sie wies ihn aber sanft zurück. „Du bist nicht mehr derselbe, Moritz,“ sprach sie mit leiser, wie von Thränen durchbebter Stimme, „das fühle ich schon seit einiger Zeit. Du hast etwas Ruheloses, Unstetes an Dir, das sich in Deinen Zügen, in Deinem ganzen Thun und Lassen ausprägt. Sind es Sorgen bezüglich Deiner Stellung, die Dich drücken, warum theilst Du mir dieselben nicht mit? Du weißt, ich bin jederzeit bereit, für Dich bei der Fürstin zu wirken, warum bist Du nicht offen gegen mich?“

Sie richtete ihre großen ernsten Augen vorwurfsvoll auf ihn.

In der verhärteten Seele des Mannes begannen sich Gewissensbisse zu regen. Wenn etwas von dieser heutigen Affaire Ulriken zu Ohren kam?

Er wagte es gar nicht, einen solchen Gedanken auszudenken, sich ihren Schmerz, ihre Entrüstung auszumalen.

„Ulrike,“ sagte er weich, die Widerstrebende fest in seine Arme schließend, „rechte nicht mit mir, ich möchte Dich von den gemeinen Sorgen des Lebens verschont wissen. Warum soll ich Dich mit den zahlreichen Unannehmlichkeiten behelligen, wie sie meine Stellung fast täglich mit sich bringt? Du hast sie ja auch kennen gelernt, diese Nadelstiche des Lebens, die oft schmerzlicher verwunden, als ein großer Schlag. Das macht Einen oft mißmuthig, verstimmt und ungerecht gegen Andere. Willst Du mir vergeben, Ulrike, daß ich mich vorhin so wenig beherrscht, willst Du das? Du weißt ja, wie innig, wie zärtlich ich Dich liebe.“

Er drückte sie an sich und preßte einen Kuß auf ihre bebenden Lippen.

Ulrike seufzte tief auf.

„Es ist nicht Alles so, wie es zwischen uns sein sollte," sprach sie traurig; „das fühle ich nicht erst seit heute."

„Ulrike, wie kannst Du nur so sprechen," unterbrach er sie vorwurfsvoll.

Sie schüttelte schmerzlich das schöne Haupt.

„Moritz," sagte sie, seine beiden Hände erfassend und ihm fest in die Augen sehend, „Moritz, ich bitte Dich, sei wahr, sei offen gegen mich. Es kursiren allerlei seltsame Gerüchte über Dich; man beschuldigt Dich, daß Du Deinen Einfluß bei dem Fürsten nicht immer so benutzest, wie Du es allein solltest. Solche Verdächtigungen darfst Du nicht auf Dir ruhen lassen, diesen Gerüchten muß energisch entgegen getreten werden! Wir Beide haben nicht Schritt für Schritt die Höhe, auf welcher wir nun stehen, erklommen, um jetzt von allen Seiten die niedrigsten Anschuldigungen erdulden zu müssen. Ich war ehrgeizig, ich bin es noch, aber um einen solchen Preis möchte ich auf Alles Verzicht leisten, denn frei und aufrecht will ich mein Haupt tragen, verstehst Du mich, Moritz? Frei und aufrecht mit gutem Gewissen, ohne Jemand fürchten und scheuen zu müssen."

Sie drückte krampfhaft seine Hände, als wollte sie ihm so das Weh mittheilen, das sie bei diesen Worten empfand.

Reichstein fühlte seine so mühsam behauptete Fassung schwinden. Dieser Frau gegenüber war es so schwer, sich

zu verstellen, ihren forschenden Blicken eine unbefangene Miene entgegen zu setzen! Ulrike war eine scharfblickende, denkende Frau, die sich keineswegs mit einigen Gemeinplätzen zufrieden stellen ließ; so wie er sie kannte, würde sie keine Ruhe haben, bis sie der Wahrheit auf den Grund gekommen war. Nun ja, er hatte es in der letzten Zeit ein wenig arg getrieben, seine Macht dazu benutzt, die leer gewordene Börse immer auf's Neue zu füllen, indessen, deshalb brauchte man nicht so strenge mit ihm in's Gericht zu gehen, ein Anderer an seiner Stelle würde dasselbe gethan haben, aber so konnte, so durfte er nicht zu Ulrike sprechen, denn in diesem Punkte gingen ihre Ansichten himmelweit aus einander.

„Du schweigst," sagte Ulrike in schmerzlichem Tone, seine Hände sinken lassend, „Du schweigst, Moritz, soll mir das ein Zeichen sein, daß jene Gerüchte die Wahrheit sprechen?"

Sie trat von ihm zurück, Thränen verdunkelten ihre Augen und ihre Brust hob sich in tiefen, schmerzlichen Athemzügen.

Reichstein wagte es nicht, sich ihr zu nähern; in diesem Momente hatte ihn all' seine Schlauheit, all' seine Schauspielerkunst verlassen.

Was sollte er sagen, was sollte er thun, um Ulrike eines andern zu belehren? Und dann die heutige Affaire! Daß auch Alles so zusammenkommen mußte, um ihn in die Enge zu treiben!

Gerade jetzt hatte er mehr als je Ulrikens Vertrauen und Liebe nöthig; sie hätte ihm behilflich sein können,

den drohenden Schlag abzuwenden, denn wenn er auch in dem Duelle Sieger blieb und seinen Gegner für immer zum Schweigen brachte, so war doch das Duell an und für sich für ihn eine mißliche Sache und konnte ihn in allerlei Ungelegenheiten bringen, denen auszuweichen er sich bemühen mußte.

Eine lange, peinliche Pause war eingetreten, gleich schwer drückend für beide Theile, endlich nahm Reichstein das Wort.

„Du siehst mich erstaunt, überrascht, keines Wortes fähig," sagte er, mit der Hand über die Stirne fahrend, gleichsam als wollte er dort die bösen Gedanken verscheuchen, „ich muß Dir gestehen, Ulrike, dergleichen Reden hätte ich nie von Dir erwartet, dem albernen Geschwätze fremder Zuträger schenkst Du also mehr Glauben, als dem eigenen Gatten? Du solltest doch wissen, daß ein Mann in meiner Stellung immer Feinde hat, die sich bemühen, an seinem Charakter Flecken zu entdecken, und seinen lautersten Absichten die schlechtesten Gründe unterzuschieben, aber Du als meine Gattin hättest solchen Verleumdungen am allerwenigsten Gehör schenken sollen."

Er hielt inne, um die Wirkung seiner Rede zu beobachten.

Ulrike sah ihm fest in's Gesicht. „Du magst Recht haben," gab sie mit leiser Stimme zur Antwort, „aber — aber, ich bin in letzter Zeit selbst an Dir irre geworden; eine böse Ahnung preßt mir das Herz zusammen, ich fürchte mich vor der Zukunft, ich bin verzagt, muthlos geworden, ich möchte weinen, weinen um Dich und mich,

denn unser so mühevoll errungenes Glück scheint mir zu wanken."

Ihre Stimme brach in leisem Schluchzen; sie drückte das Taschentuch vor das Gesicht und sank weinend in einen Stuhl.

Dieser Anblick brachte Reichstein außer sich. Er sank zu Ulrikens Füßen, er umfaßte ihre Kniee und beschwor sie mit den zärtlichsten Worten, ihm zu glauben, ihm zu vertrauen und sich nicht um das Gerede der Welt zu kümmern.

An seinen warmen Worten, an seinen flehentlichen Bitten erkannte sie, daß sie noch immer geliebt ward, aber diese Erkenntniß befriedigte sie nicht ganz. Etwas in ihrem Herzen sagte ihr, daß Reichstein nicht frei von Schuld sei, daß er trotz seiner heiligen Versicherungen etwas vor ihr zu verbergen habe, und wenn sie auch nicht weiter in ihn drang, offen gegen sie zu sein, der Stachel war doch in ihrer Seele zurückgeblieben.

Reichstein verbrachte eine böse, sorgenschwere Nacht; seine ganze Zuversicht hatte ihn verlassen. Er grübelte und sann die ganze Nacht hindurch, und müde und abgespannt erhob er sich zeitiger denn sonst.

Ulrike nahm an dem sonst stets gemeinschaftlich eingenommenen Frühstück nicht Theil; sie ließ sich wegen Kopfschmerz entschuldigen, und als Reichstein sie später aufsuchte, fand er sie wirklich so blaß und leidend aussehend, daß er nach dem Arzte schicken wollte.

Ulrike dankte ablehnend und meinte, Ruhe werde ihr am besten thun, Reichstein solle sich durch ihr Unwohlsein in seinen Dispositionen durchaus nicht stören lassen.

Reichstein wagte einige Einwendungen, aber als Ulrike darauf bestand, allein zu bleiben, verließ er das Haus, um mit einigen Bekannten zusammen zu treffen.

Von seinem Gegner war noch keinerlei Botschaft gekommen, und mit einem eigenthümlichen Gefühle des Unbehagens erhielt Reichstein am anderen Tage die Nachricht, daß sein Gegner spurlos verschwunden sei, abgereist, Niemand wisse wohin.

„Feige Memme,“ murmelte Reichstein beim Anhören der Botschaft vor sich hin, aber er konnte eine böse Ahnung nicht los werden, denn hinter diesem Betragen schien ihm etwas Anderes als Feigheit verborgen.

Am Abend ging er zur Spielparthie; er war am Tage einige Stunden bei dem Fürsten beschäftigt gewesen und hatte daher mit Ulrike nicht viel sprechen können.

Sie schien sich wieder von ihrem Unwohlsein erholt zu haben, obschon sie noch sehr bleich aussah und trübe Wolken ihre Stirn beschatteten.

Reichstein war froh, aus dem Hause zu kommen; das blasse, ernste Antlitz seiner Frau schien ihm eine stete Mahnung zu sein, daß das Gebäude seines Glückes in's Wanken gerathen war, und daß vielleicht die nächste Stunde schon ihm Verderben und Unheil bringen konnte.

Bei den Aufregungen des Spieles hoffte er für Minuten wenigstens der quälenden Sorgen los zu werden, die schwer auf ihm lasteten und ihn seiner gewohnten Selbstbeherrschung zu berauben drohten.

Er fand die Spielgenossen schon Alle versammelt; die schöne Emma empfing ihn mit ihrem fröhlichen, sorglosen

Lächeln, der vor zwei Tagen stattgehabten Scene ward mit keiner Silbe gedacht.

Das Spiel nahm seinen Anfang und einen für Reichstein günstigen Verlauf, ohne daß er nöthig gehabt hätte, sein „Glück zu korrigiren".

Er spielte mit Glück und einer Leidenschaftlichkeit, die ihn auf alles Andere vergessen ließ.

So mochten zwei Stunden vergangen sein; vor Reichstein lag schon ein ansehnliches Päckchen Banknoten auf dem Tische, während einige der Spieler mit verdrießlichen Mienen vor sich hinstarrten, da ward plötzlich die Thüre aufgerissen und mehrere Herren traten rasch herein.

Die Spieler fuhren entsetzt aus einander.

„Im Namen des Gesetzes," sagte die Stimme eines Reichstein wohlbekannten Polizeibeamten.

Der erblassende Mann legte unwillkürlich seine Hand auf das gewonnene Geld; für den ersten Moment war er ganz außer Fassung gerathen.

Hazardspiel war in der Residenz auf's Strengste verboten und der anwesende Polizeibeamte ein viel zu pflichtgetreuer Diener, um nicht diese Gesetzesübertretung zur Anzeige zu bringen.

Hier hatte Reichstein's Macht ein Ende, er mußte sich fügen und ein Skandal war unausbleiblich geworden.

Unsteten Blickes schaute er scheu umher; er sah nur bleiche, verstörte Mienen, die schöne Emma war, eine Ohnmacht fingirend, in einen Stuhl gesunken, hier war keine Ausrede, keine Ausflucht möglich.

Vergebens versuchte Reichstein eine imponirende Hal-

tung anzunehmen, durch sein vornehm kühles Wesen den amtirenden Beamten einzuschüchtern, diesmal verfing das gewohnte Kunststück nicht.

Mit eisiger Höflichkeit ward ihm bedeutet, daß selbst die Fürsprache eines Herrn v. Reichstein hier nichts nützen könne, und zähneknirschend fügte sich der Spieler in sein Schicksal.

Die Herren mußten ihre Namen angeben, was eigentlich überflüssig war, da der Beamte sie ganz genau kannte; der Spieltisch sammt den darauf befindlichen Karten ward mit Beschlag belegt, und die schöne Emma sollte mit den Polizeibeamten die Wohnung verlassen.

Die Tänzerin erwachte bei diesen Worten rasch aus ihrer Ohnmacht; sie begann sich zu vertheidigen und bitterlich zu schluchzen, und ihr Blick schien Reichstein auffordern zu wollen, doch für sie zu sprechen.

Reichstein wandte sich wortlos ab; eine namenlose Beklemmung schnürte ihm die Brust zusammen.

Wenn Emma, in die Enge getrieben, erzählte — und sie wußte sehr viel von ihm zu erzählen — wenn man bei Durchsuchung ihrer Wohnung die gezeichneten Karten fand, so war er verloren, rettungslos verloren!

Dem sonst so raffinirten Manne stieg das Blut siedend heiß zu Kopfe, vor seinen Augen flimmerte es und er schwankte wie ein Trunkener.

Was weiter geschah, wie er auf die Straße gekommen, das wußte er nicht.

Er stand auf einmal allein in der dunklen, nächtlich stillen Gasse unweit seines Hauses, kraftlos, unfähig einen

klaren Gedanken zu fassen. Sollte er hinaufgehen, so in diesem Zustande vor seine Frau treten?

Was hatte er überhaupt da oben zu thun, wenn, wie vorauszusehen war, Alles entdeckt wurde?

Moritz v. Reichstein, die rechte Hand des Fürsten, als Falschspieler entlarvt, verhaftet, verurtheilt — was gab es denn für Strafen dafür?

Er schüttelte sich, wie wenn er mit eiskaltem Wasser übergossen worden wäre, nein, nein, er mochte nicht daran denken, so arg stand es noch nicht um ihn! Nur den Kopf nicht verloren, Alles konnte sich noch ausgleichen lassen; wozu besaß er denn die Gunst des Fürsten?

Freilich, Fürst Eugen war ein Mann, der auf strenge Rechtlichkeit hielt — ah bah, die ganze Wahrheit würde er doch nimmer erfahren, und so, sich selbst Muth zusprechend, ging Reichstein langsam seiner Behausung zu.

Und nun stand er da, den Drücker zur Thüre in der Hand, und konnte sich nicht entschließen, zu öffnen.

War Ulrike noch wach? Schlief sie schon? Wußte sie um das Vorgefallene? Nein, sie konnte noch nichts wissen; es blieben ihm noch einige Stunden Zeit, um sich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen. Leise öffnete er die Thüre und betrat seine Wohnung; in dem nur matt erhellten Schlafgemache herrschte tiefe Stille. Um so besser, sie schlief also!

Mit vorsichtigen Schritten ging er weiter, da stand plötzlich wie aus der Erde gewachsen eine dunkle Frauengestalt vor ihm.

War sie es wirklich? War dieses todtenblasse, verhärmte

Frauenantlitz das seiner Frau? Aeffte ein Trugbild seine Sinne?

„Ulrike!"

Heiser und tonlos kam ihr Name von seinen Lippen, indeß sein angstvoller Blick in ihrem Antlitze zu lesen suchte, was denn diese grauenvolle Veränderung bei ihr hervorgebracht haben mochte.

Ein wilder Schmerzenslaut brach sich als Antwort von ihren Lippen; er streckte seine Hände nach ihr aus, aber sie wich scheu vor ihm zurück. Langsam sich von ihm abwendend, ging sie zum Tische und schraubte die Lampe höher; ein greller Lichtschein flog über ihr Gesicht. Aus den fest zusammen gezogenen Lippen, den tief eingesunkenen Augen sprach eine Welt von Schmerz und Leid; aber nicht ein Zug, nicht eine Linie in diesem Antlitze sprach von Mitleid und Vergebung, Moritz v. Reichstein hatte seinen Richter gefunden.

Sekunden lang blickten sich Beide stumm in's Auge, dann sagte Ulrike mit klarer, harter Stimme: „Vor einigen Stunden ist ein Mann bei mir gewesen, der Dich einer unehrenhaften Handlung, eines gemeinen Verbrechens beschuldigt hat. Kennst Du den Gutsbesitzer Meiberg?"

„Er war bei Dir — o, nun ist mir Alles klar," rief Reichstein aus, „Ulrike, dieser Mann ist mein Feind, Du wirst, Du kannst ihm doch nicht Glauben schenken!"

„Ich habe es gethan, denn ich erkannte, daß er die Wahrheit sprach," gab sie kalt zur Antwort, „leugne nicht, denn es ist zu spät, er will gegen Dich die Anzeige machen, morgen sollst Du verhaftet werden."

Reichstein schlug sich vor die Stirn. Die Ueberraschung durch die Polizei war das Werk seines Gegners, und blos das Vorspiel zu dem weiteren Racheakte gewesen, morgen, morgen kam dann der zweite Theil!

Die bleiche Frau, die seinen Namen trug, den er befleckt, in den Koth gezogen, die Frau, die so viele Jahre in treuer Ausdauer der Vereinigung mit ihm geharrt, die ihr höchstes Glück in einem Leben an seiner Seite gesehen, sie hatte ihn verdammt, sein Urtheil gesprochen, sie hatte den Glauben an ihn verloren, und wenn sie ihn aufgab, dann hatte Alles ein Ende!

„Mein Weib, mein Weib," stammelte er mit bleichen, bebenden Lippen, „Du, Du kannst mich nicht verlassen, Du hast mir Treue am Altare geschworen, Du kannst mich nicht aufgeben, Du mußt zu mir halten, mir zur Seite stehen, um die Machinationen meiner Feinde zu nichte zu machen."

Ulrikens Antlitz blieb wie versteinert; selbst die großen dunklen Augen hatten jeden Glanz, jeden Ausdruck verloren. Mit den zarten weißen Händen fest die Tischplatte umklammernd, stand sie steif und unbeweglich da.

Auf Reichstein's Stirne war kalter Schweiß getreten, seine Kniee wankten, und kaum vermochte er es, sich aufrecht zu erhalten.

Ulrike, seine Gattin, das einzige Wesen, das er je aufrichtig geliebt, sie durfte ihn nicht verdammen, sie mußte ihm vergeben und sich seiner hilfreich annehmen.

„Ulrike, denke daran, daß Du mir geschworen, in Freud und Leid zu mir zu halten," ächzte er, „in allen Lagen

des Lebens an meiner Seite zu bleiben, Alles mit mir zu tragen, denk' — o, denk' an Deinen Schwur!"

„Diesen Schwur habe ich dem Ehrenmanne geleistet," versetzte sie unbewegt, „von dem Momente an, da Du es nicht mehr bist, hat jede Gemeinschaft zwischen uns aufgehört."

Er stürzte dicht vor sie hin.

„So kann das Weib nicht sprechen, dessen Herz ich Jahre hindurch besessen," rief er verzweiflungsvoll, „wenn — wenn ich einen Fehltritt begangen haben sollte, wozu wäre denn die versöhnende, allverzeihende Liebe eines treuen Weibes da? Es ist so leicht, im Glücke geliebt zu werden, erst im Unglück kann man die wahre Liebe erkennen. Ulrike, sei nicht hart, bleibe bei mir, verlaß' mich nicht, komm' fort von hier, wir können anderswo ein neues Leben beginnen. Vergib mir und sei wieder mein!"

Er sank vor ihr in die Kniee und hob flehend seine Hände zu ihr empor, während in wildem Strome die Rede von seinen Lippen floß. Er war völlig außer sich; wo war die überlegene Ruhe, die kluge Berechnung, die ihn stets bei Allem, was er that, geleitet hatte! Er fand nicht einmal eine Lüge, um sein Verbrechen zu beschönigen, in ihren Augen geringer zu machen. Aber er sprach zu einem Herzen von Stein, in Ulriken schien jedes wärmere Gefühl erstorben. Sie ließ ihn jammern, flehen, sich vor ihr demüthigen, aber sie sprach das Wort der Vergebung nicht. Was er von ihr verlangte, das konnte sie nicht thun, sie hätte nun und nimmer an der Seite eines Mannes weiter leben können, der trotz seiner hohen Stellung sich wie ein

gemeiner Gauner benommen hatte. An eine Besserung, an eine Umkehr glaubte sie nicht.

„Steh' auf," sagte sie, und jedes Wort fiel klar und deutlich von ihren Lippen, „steh' auf und verlasse mich!"

Die bleichen Züge Reichstein's wurden plötzlich von einem wilden Lächeln verzerrt. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Und jetzt stieg mit einem Male das bleiche Antlitz des jungen Erlberg vor ihm auf — er war durch ihn in den Tod getrieben worden, wenn Ulrike auch das noch wüßte!

Er drückte beide Hände vor die fiebernde Stirn und blieb so regungslos stehen. Dicht neben sich hörte er die tiefen Athemzüge seiner Frau. Fühlte sie wieder Mitleid mit ihm? Würde sie ihm doch noch vergeben?

Er sah empor zu ihr, ein starres, unbewegtes Frauenantlitz blickte ihm entgegen.

Und so standen sie einander gegenüber, lange, lange!

Endlich hob ein Seufzer die Brust des Mannes, ein letzter Blick noch, dann wandte er sich schweigend ab und ging langsamen, aber festen Schrittes in sein Arbeitszimmer.

Ulrike rührte und regte sich nicht.

Die Thüre fiel hinter ihm in's Schloß, kein Laut, kein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Minute um Minute verrann, Alles blieb still und ruhig.

Langsam, langsam lösten sich die zarten Hände, welche die Tischplatte umklammert hielten, die schlanke Gestalt verlor ihre aufrechte Stellung, und das blasse Weib sank

gebrochen in die Kniee. Die Hände krampfhaft in einander geschlungen, die trockenen, brennenden Augen fest auf die Thüre gerichtet, durch welche der Gatte gegangen war, so kniete die stolze Ulrike auf dem Boden.

Da hallte ein Schuß durch die Stille der Nacht, ein herzzerreißender Schrei mengte sich mit demselben, ein Schrei aus tiefster Menschenbrust heraus, wie ihn nur die höchste Qual auszustoßen vermag, dann kam Leben und Bewegung in die Gestalt der blassen Frau; sie schnellte jäh empor und eilte nach Reichstein's Arbeitszimmer.

Da lag er, der Mann, den sie einst so heiß geliebt, bleich und stumm für immer.

Sie beugte sich über ihn, sie sah ihm noch einmal in das gebrochene Auge, dann hatte auch ihre Kraft ein Ende.

Mit einem krampfhaften Stöhnen sank sie neben der Leiche zusammen, und eine wohlthätige Bewußtlosigkeit breitete sich über ihre Sinne.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen ließ sich Ulrike bei dem Fürsten melden. Sie war gekommen, die Gnade des Fürsten anzuflehen, damit das Vergehen ihres Gatten nicht öffentlich bekannt gemacht werde.

Erschüttert hörte Fürst Eugen Ulriken an. Wie bitter, wie schwer mußte der stolzen Frau das Eingestehen der Schuld ihres Gatten werden!

Er selbst fühlte sich durch das Vernommene heftig erregt; Moritz v. Reichstein hatte es so gut verstanden, sich in seine Gunst einzuschmeicheln, alles Störende, Unangenehme von ihm fern zu halten, und nun entpuppte sich

dieser feine Weltmann als gemeiner Betrüger und Falschspieler!

Der Fürst versprach Ulriken, sein Möglichstes zu thun, um die Sache niederzuschlagen, und entließ die Wittwe Reichstein's auf die gütigste Weise; er sah den tiefen Schmerz, der aus den starren, regungslosen Zügen Ulrikens sprach, und er empfand tiefes Mitleid mit der armen Frau.

Ihn selbst hatte dieses Ereigniß aus seiner Lethargie aufgerüttelt und seinen Pflichten zugänglicher gemacht. Minister Schönburg ward wieder in Gnaden aufgenommen, und jetzt erst sah der Fürst mit Schrecken, wie entsetzlich Reichstein gewirthschaftet hatte. Da man nun den Herrscher einer Bitte zugänglich wußte, kamen Klagen über Klagen an des Fürsten Ohr; wie viel Uebelstände mußten da abgeschafft, wie viel Verbesserungen getroffen werden, um nur halbwegs das gut zu machen, was Reichstein verschuldet hatte.

Emma Kronau verschwand für immer aus der Residenz, und die Hazardspieler kamen für diesmal sehr glimpflich davon, denn der Fürst wollte jeden Eklat vermieden wissen.

Grüner Rasen deckte das Grab des Mannes, der in seinem Leben so viel Unheil verschuldet hatte, und der, wäre er ein ehrlicher Mann geblieben, in einer angesehenen Stellung ruhig sein Glück hätte genießen können. Doch er hatte es nicht vermocht, seine wilden Leidenschaften zu zügeln, und war den bösen Mächten zum Opfer gefallen, sein eigenes Lebensglück und das seiner Gattin vernichtend.

Arme Ulrike! Was hatte ihr stolzes Herz erduldet, gelitten während einer kurzen Spanne Zeit! Wie schrumpften

die Demüthigungen, die Sorgen der vergangenen Jahre dagegen in ein leeres Nichts zusammen. Arme Frau, das also war das so lange erwartete, so heiß ersehnte Glück — Tod, Schmach und Schande!

Und wie sie's trug, wie stolz und unnahbar sie bei alledem geblieben war!

Wer sie nur flüchtig betrachtete, der konnte keinerlei Veränderung an ihr bemerken. Noch hielt sie sich gerade und aufrecht, noch war ihr schönes Haar glänzend und üppig wie sonst. Die furchtbare Stunde vor dem Tode ihres Gatten hatte nicht ihren Scheitel gebleicht, keine tiefere Falte in ihre Stirn gegraben; noch immer war sie die schöne, graziöse Frau, die sie stets gewesen, aber im Herzen war sie alt, steinalt geworden. Sie hatte keinen Ehrgeiz, keinen Wunsch mehr, sie empfand weder Freude noch Schmerz, sie war stumpf gegen jedes der Gefühle, die einst so stürmisch ihre Brust bewegt.

Die Fürstin nahm ihre ehemalige Vorleserin wieder zu sich, sie streute den vollen Sonnenschein ihrer seltenen Gunst über sie aus; Ulrike nahm das Alles ruhig und gleichmüthig hin.

Die Parze spann den Faden des Lebens weiter und weiter, die Zeit ging dahin in unaufhaltsamem Fluge, und Vergessenheit deckte das schnelle, geheimnißvolle Ende Moritz v. Reichstein's.

Von treuen, ehrlichen Berathern umgeben, suchte Fürst Eugen nach Kräften das Versäumte einzubringen, und allenthalben begann man seinen Namen mit preisender Dankbarkeit zu nennen.

In dem Verhältnisse des fürstlichen Ehepaares hatte sich dagegen nichts geändert; kalt und ruhig schritten sie neben einander her, und selbst zu erhoffende Mutterfreude Berthildens ließ keine Wärme zwischen ihnen aufkommen. Es war ein eisiger Bund, den nur die Konvenienz geschlossen, und von welchem die Liebe fern, weit fern geblieben war.

Und Beide waren noch so jung, eine schöne, reiche Zukunft lag vor ihnen, sie hatten Alles, was des Menschen Herz begehrt, nur Eines fehlte ihnen — die Liebe.

Fürstin Karoline erkrankte; Ulrike v. Reichstein war ihre treueste, beste Pflegerin, aber sie konnte das unerbittliche Geschick nicht aufhalten, und nach kurzer Krankheit starb die stolze Frau, die es nie so recht hatte verwinden können, daß sie nicht mehr die erste Person im Lande war. Nun ruhte sie still und stumm neben Gatten und Sohn in tiefem, heiligem Frieden.

Ihre getreue Pflegerin hatte das Sterbebett der Fürstin nur verlassen, um an ein anderes Krankenlager zu eilen und bei der Tochter der todten Frau ihr Samariterwerk weiter zu üben.

Fürstin Berthilde hatte einem frischen, kräftigen Prinzen das Leben gegeben, aber ihre Gesundheit hatte stark gelitten. Der Schmerz, das Leid um die verstorbene Mutter hatten viel dazu beigetragen, die junge, schöne Fürstin an den Rand des Grabes zu bringen, und sie sah selbst nach ihrer Genesung noch so schwach und leidend aus, daß die Aerzte für die rauhere Jahreszeit dringend einen Aufenthalt im Süden anriethen.

Berthilde erhob keinen Einspruch dagegen; ihr war es gleich, wohin man sie schickte, für sie hatte das Leben jeden Reiz verloren. Selbst das süße Lächeln ihres Kindes ließ sie kalt und unberührt; welchen Werth konnte das Kind des ungeliebten Mannes für sie haben?

Sie hatte einem Sohne das Leben gegeben und damit ihre Pflicht gegen den Gatten und das Land erfüllt. Es bereitete ihr keinerlei Schmerz, als sie jetzt Kind und Gatten verlassen mußte, um ihrer angegriffenen Gesundheit wegen die Wintermonate in Venedig zuzubringen; der kleine Prinz blieb ja unter guter Aufsicht zurück, und ihr Gatte war jedenfalls ebenso froh wie sie, des lästigen Zusammenlebens wenigstens für einige Zeit überhoben zu sein.

Comtesse Juliane und Ulrike v. Reichstein begleiteten die Fürstin.

Einer jener großen, altersgrauen Paläste, wie es deren in der Lagunenstadt so viele gibt, war für sie gemiethet worden, und wenn Berthilde in ihrem weißen Gewande auf dem Balkon stand, den träumerischen Blick zum Meere gewendet, dann glich sie mit ihren wallenden Locken, dem feinen, blassen Gesichte mehr einer jener süßen Märchengestalten, von denen uns die Sage erzählt, als einem lebenden irdischen Wesen.

Fürstin Berthilde weilte schon Wochen lang in Venedig, ehe bei ihr eine merkliche Besserung eintrat. Der Fürst schrieb ihr pünktlich jede Woche, und Berthilde ließ ihn nie lange auf Antwort warten. Anfänglich hatte sich die ganze Korrespondenz auf einen kalten Höflichkeitsaustausch beschränkt, gegenseitige Fragen nach dem Befinden, leere,

nichtssagende Worte, von denen das Herz nichts wußte. Aber nach und nach wurden die Briefe länger, weniger gemessen, denn mit dem stetig fortschreitendem Besserbefinden begann in Berthildens Herzen doch die Mutterliebe zu erwachen.

Sie hatte so viel zu fragen, nach so vielen Dingen Erkundigungen einzuziehen, wie sie eben ein Mutterherz diktirt, und sie konnte nicht anders, als sich an den Vater ihres Kindes wenden, um ihm ihre Sorgen, ihre Hoffnungen mitzutheilen.

Der Fürst liebte seinen Knaben zärtlich; die ganze Fülle der Liebe, die bisher in seinem Herzen geschlummert, ward nun über das liebliche Kind geschüttet, das vom Vater die edlen Züge, von der Mutter die wundervollen blauen Augen geerbt hatte. Unwillkürlich mußte Fürst Eugen der abwesenden Gattin gedenken, wenn er in die großen Kinderaugen seines Sohnes sah; lebhaft trat dann die Erinnerung an das schöne, kalte Frauenbild in seine Seele, und es kamen Momente, wo er sich auf Selbstvorwürfen ertappte, daß er es nicht von allem Anbeginne an versucht, ein wärmeres und innigeres Verhältniß zwischen sich und seiner Gattin herzustellen.

Ohne daß er es wußte, schlug er in seinen Briefen an Berthilde allmählig einen herzlicheren Ton an, mit Spannung sah er ihren Antworten entgegen, und jedes freundliche Wort, das sie ihm schrieb, bereitete ihm ein eigenthümliches Gefühl der Befriedigung, wie er es nie vorher empfunden.

Die schöne Frau, die fern von ihm in der stolzen Dogenstadt weilte, theilte mit ihm diese Empfindung; sie

hatte es gern, wenn Comtesse Juliane von dem Bruder sprach, und wenn sie so, in ihrer Gondel zurückgelehnt, auf den blauen Fluthen der Adria dahin fuhr, dann flogen ihre Gedanken weit, weit in die Ferne, zur deutschen Heimath zurück, zu dem Manne, dessen Gattin sie geworden war, ohne seine Liebe zu besitzen.

In dem großen Balkonzimmer, in welchem sie meist ihr Vorleseramt übte, saß Ulrike v. Reichstein, starr und unbeweglich auf die spiegelglatte Meeresfläche hinaussehend. Die Fürstin war mit Comtesse Juliane ausgegangen, und da sie wußte, daß Ulrike es nicht liebte, viel unter fremde Menschen zu kommen, so hatte sie es unterlassen, sie aufzufordern, mitzugehen.

Die schlanken, durchsichtig weißen Hände im Schoße gefaltet, saß Ulrike einsam da, ganz den trüben Gedanken hingegeben, die ihre wunde, arme Seele erfüllten. Der helle Klang einer vollen, weichen Frauenstimme schreckte sie plötzlich aus ihrem Hinbrüten empor. Das war ein wohlbekannter Klang, war es auch schon lange her, seit sie denselben vernommen hatte. Sie fuhr auf und wandte den Blick der Thüre zu.

Vor ihr stand in einer eleganten Pariser Toilette, ein kokettes Hütchen auf die rothblonden Locken gedrückt, mit lachendem Munde und glänzenden Blicken eine üppige, schöne Frauengestalt.

Ulrike stieß einen leisen Schrei aus und legte die Hand an die Stirn, eine halb begrabene Erinnerung stieg langsam in ihr empor.

„Clemence, Clemence!“ stammelte sie mit erstickter Stimme, zögernd einige Schritte vorwärts machend.

Ja, das war sie, das war Reichstein's Schwester, die schöne, übermüthige Clemence, die vor Jahren dem elterlichen Hause entflohen war. Sie war wo möglich noch schöner, noch übermüthiger geworden, im Aeußern hatte sie dem Bruder nie geähnelt, aber die Stimme, das war derselbe sonore, volle Klang, der alle Saiten der Zärtlichkeit in Ulrikens Herzen einst erweckt hatte.

„Ulrike,“ sagte die Eingetretene, ihr beide Hände entgegen streckend, „kennst Du mich nicht mehr, oder willst Du mich nicht kennen? O, reiche mir nur die Hand, ich bin eine ehrsame Frau geworden und heiße seit einem halben Jahre Clemence Erlberg.“

Sie machte eine schelmische Verneigung und schüttelte kräftig Ulrikens Hand.

„Wie bleich Du aussiehst,“ fuhr sie lebhaft fort, ungenirt auf einem der umherstehenden Sammetfauteuils Platz nehmend, „ich habe in den Zeitungen von Deines Gatten Tode gelesen — armer Moritz, er hätte noch lange leben können! Mir ist er zwar nie ein besonders zärtlicher Bruder gewesen, indessen es hat mir doch aufrichtig leid um ihn gethan.“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber Ulrike ließ sie nicht ausreden. Sie legte ihre Hand auf den vollen Arm der jungen Frau und sagte mit schmerzdurchbebter Stimme: „Lassen wir die Todten ruhen, Clemence, sprich nicht mehr davon, ich habe genug gelitten.“

Es lag etwas in dem Tone, in dem Antlitze Ulrikens,

von dem selbst die leichtsinnige Clemence sich betroffen fühlte. Ihr frisches, lebensfrohes Gesicht erblaßte für einige Sekunden und die langen Wimpern senkten sich über die glänzenden Augen, aber es dauerte nicht lange, so hoben sie sich wieder empor, um neugierig forschend in dem großen, mit schwerer Pracht möblirten Zimmer umher zu schweifen.

„Wie schön es hier ist," begann Clemence von Neuem, sich bequem in ihren Fauteuil zurücklehnend, „wahrhaftig, Ulrike, Du bist hier sehr comfortable einlogirt."

In Ulrike erbebte noch jede Fiber von der so grausam hervorgerufenen Rückerinnerung; sie vermochte keine Antwort zu geben, sondern neigte schweigend das Haupt. Aber Clemence fühlte sich durch dieses Schweigen keineswegs beengt; in unbefangenem Tone fuhr sie weiter fort: „Man hat mir erzählt, daß die Fürstin sehr schön, aber auch sehr stolz sei; wie ist sie Dir gegenüber?"

„Gütig und sanft, wie es in ihrem ganzen Wesen liegt," versetzte Ulrike, sich nur mit Mühe zu einer Antwort zwingend. Das kokett-nonchalante Wesen ihrer Schwägerin widerte sie an, der Klang ihrer weichen vollen Stimme riß tausend Wunden in ihrer Seele auf. Sie hätte ihr die Thüre weisen und sie doch wieder bitten mögen, zu bleiben.

Clemence merkte von Ulrikens innerem Kampfe nichts. Nachdem sie die gediegene Zimmereinrichtung genügend gemustert hatte, warf sie einen Blick auf's Meer hinaus und sagte, an ihren Armbändern nestelnd: „Süperbe Aussicht, das wäre etwas für Robert, obwohl wir auch nicht

schlecht wohnen. Du mußt mich besuchen, Ulrike, und Dir Robert's Atelier ansehen, es sind ganz interessante Sachen da. Hast Du von seinem Bilde ‚Die Versuchung' gehört? Es ist dasselbe, welches seinen Künstlerruf erst fest begründet hat; ich habe ihm dazu Modell gestanden. Jetzt malt er ein Gegenstück dazu —"

Sie kam nicht weiter, Ulrike hatte sich rasch von ihrem Sitze erhoben und eine tiefe Verbeugung machend flüsterte sie ihrer Schwägerin leise zu: „Ihre Durchlaucht Fürstin Berthilde."

In der Mitte des Gemaches stand eine schlanke Frauengestalt; große, wunderbar schöne blaue Augen blickten aus einem feinen, zart rosig angehauchten Gesichte mit einer Art von kaltem Erstaunen auf Ulrikens Gast.

Clemence Erlberg hatte sich erhoben; ein leichter Zug von Verlegenheit malte sich in ihrem schönen Gesichte, aber um die vollen Lippen zuckte es doch wie ein leises Lächeln.

Im Grunde genommen war es eigentlich komisch, daß sie Beide wie zwei ertappte Schulmädchen da standen dieser schlanken, zarten Frau gegenüber, meinte Clemence bei sich, nun kam wahrscheinlich eine ceremoniöse Vorstellung, ein huldreiches Kopfnicken der Fürstin, einige herablassende Worte, und sie konnte gehen.

Doch Clemence hatte sich in ihrer Voraussetzung sehr getäuscht, die Fürstin ließ es zu keiner Vorstellung kommen.

„Lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht stören," sagte sie zu Ulriken gewendet, und ehe diese noch ein Wort erwiedern konnte, war sie an den Damen vorbei auf den Balkon hinaus getreten; dort lehnte sie sich über die

Brüstung und schien ganz in den Anblick des Meeres versenkt.

Clemence sah ihre Schwägerin verdutzt an; sie hatte nicht übel Lust, eine spöttische Bemerkung vom Stapel zu lassen, aber Ulrikens ernster Blick hielt ihr das Wort auf der Zunge zurück. Sie preßte die Lippen fest auf einander, und ihrer Schwägerin ein kurzes Abschiedswort zuflüsternd, rauschte sie ziemlich hastig hinaus.

Fürstin Berthilde lehnte noch immer an der Brüstung des Balkons und sah hinaus in die Ferne. Das schöne rosige G.sicht war tief erblaßt, und die kleinen weißen Zähne hatten sich fest in die Unterlippe gegraben. Minuten lang blieb sie so in dieser Stellung, endlich richtete sie sich empor und trat von der Brüstung zurück. Ihr Blick fiel auf Ulrike, die bescheiden hinter ihr stand.

Ein gütiges Lächeln umflog ihren fein geschnittenen Mund.

„Meine gute Ulrike," sagte sie in herzlichem Tone, Frau v. Reichstein die Hand bietend, um ihr zu zeigen, daß ihr Unwille nicht ihr gegolten, und wie um einer Erklärung Ulrikens vorzubeugen, setzte sie rasch in fragendem Tone hinzu: „Wer war die Dame mit den rothblonden Locken?"

„Eine Schwester meines verstorbenen Gatten, die Frau des Malers Erlberg," gab Ulrike leisen Tones zur Antwort.

„Ah!"

Die Fürstin hatte sich rasch abgewendet und blickte wieder auf das Meer hinaus. Ihr Auge folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den kleinen weißen Wölkchen, die langsam am Firmamente hinzogen; immer zarter, immer

blässer wurden sie, bis sie sich zertheilten und in der riesigen, tiefblauen Fläche verschwanden.

Die Fürstin trat tief aufathmend zurück. „Seine Frau, seine Frau!“ flüsterte sie.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die elegante Villa, welche früher Guido Halle's Eigenthum gewesen und in deren feenhaft ausgestatteten Räumen die schöne Olympia geweilt hatte, war in andere Hände übergegangen.

Die reizende Gattin des einstigen Millionärs war Schauspielerin geworden, eine jener Scheinexistenzen führend, wie sie so häufig in Großstädten vorkommen. So lange ihr kostbarer Schmuck hinreichte, hatte Olympia ein Stück nach dem anderen verkauft und von dem Erlös gelebt, aber die schöne Frau war an Sparen und Einschränken nicht gewöhnt, bald war das letzte Schmuckstück zu Gelde gemacht worden, und sie sah einer Zukunft voll Noth und Sorge entgegen.

Das Wort „Arbeit“ existirte nicht für die verwöhnte Frau; sie wollte ihre Jugend, ihre Schönheit genießen, sich ihres Lebens freuen, und so ergriff sie den ersten besten Ausweg, der sich ihr bot. Sie ward Schauspielerin an einem Pariser Vorstadttheater und bald eine allbekannte Persönlichkeit.

Ihr Darstellungstalent war wohl nicht groß, aber desto geschmackvoller ihre Toiletten; ihre blendende Schönheit that ein Uebriges dazu, das Publikum für ihre Persönlichkeit einzunehmen, ein Heer von Bewunderern lag ihr zu

Füßen, und die leichtsinnige, gefallsüchtige Frau stürzte sich ohne Bedenken in den Strudel eines wilden, bewegten Lebens.

Vergessen waren ihre Angehörigen und jede Rücksicht auf dieselben; während ihr Gatte in Amerika in einer kümmerlichen Stellung sein Leben fristete, fuhr sie wieder in eleganten Equipagen, kleidete sich in Sammet, Seide, Spitzen und schmückte sich mit den kostbarsten Juwelen.

So weit hatten Eitelkeit und Genußsucht die einst so angesehene Frau gebracht.

Nachdem sie einmal auf die abschüssige Bahn gerathen war, ging es pfeilgeschwind dem Abgrunde zu, in dessen Tiefen auch die schöne Olympia ihr Ende finden sollte.

Währenddem kämpfte Diana, ihre Schwester, einen harten Kampf.

Nicht allein einen harten Kampf um's Dasein, sondern einen noch viel härteren Streit mit alten, eingewurzelten Gewohnheiten, mit ihrem eigenen Ich hatte die Wittwe des Barons Urstädt zu bestehen.

Sie floh die Menschen und flüchtete sich in die Einsamkeit, um ihren trüben Gedanken nachzuhängen, sich mit wildem Weh zu fragen, warum gerade ihr ein solches Loos zu Theil geworden sei.

So war sie eines Tages, mit der ganzen Welt, mit sich selbst zerfallen, hinaus geschritten in den nahen Buchenwald, um in der duftig grünen Einsamkeit ihren bitteren, trüben Gedanken nachzuhängen.

Es waren wieder einmal recht böse, finstere Stunden über sie gekommen, die um so schwerer zu ertragen waren,

als Diana noch nicht den Segen der Arbeit kennen gelernt hatte. All' das erlittene Leid der vergangenen Tage kam ihr wieder in's Gedächtniß zurück, sie fühlte sich namenlos unglücklich und von tiefer Bitterkeit gegen ihre ganze Umgebung erfüllt.

Fräulein Moldan's besorgte Fragen nur flüchtig beantwortend, eilte sie, aus dem Hause zu kommen, um sich vor den Blicken der Menschen zu verbergen. Nun schritt sie auf dem moosigen Waldpfade einher, mit fest zusammengepreßten Lippen und finsteren Blicken, unempfindlich und unberührt von all' der in vollster Blüthe prangenden Naturschönheit, die sie umgab.

Tiefer und immer tiefer schritt sie hinein in den stillen grünen Wald, dessen heilige Ruhe kein Vogelschrei, kein Lüftchen störte. Das Herz des bleichen jungen Weibes war voll von Schmerz und Bitterkeit; nicht achtend auf das blühende, sprossende Leben rings umher, frug sie sich selbst mit halblauter Stimme: „Welchen Zweck hat eigentlich mein Leben? Wozu bin ich auf der Welt?"

Bei den letzten Worten hatte sie die Augen aufgeschlagen, wie von einer inneren Ahnung geleitet, und jetzt entschlüpfte ihren Lippen ein leiser Ausruf des Erstaunens. Ihr gegenüber, an den Stamm einer schlank aufstrebenden weißen Birke gelehnt, stand ein Mann in regungsloser Stellung.

In das bleiche Gesicht der jungen Frau schoß eine glühende Röthe; sie blieb betroffen stehen und senkte langsam die dunklen Wimpern. Die blauen Augen, der struppige blonde Bart ihres Gegenübers waren ihr nicht

fremd; sie hatte ihren Gutsnachbar, Herrn Hans v. Tricksleben, erkannt.

Diana war, seit sie auf ihrem kleinen Besitze weilte, schon einige Male mit Herrn v. Tricksleben zusammengetroffen; man hatte sich gegrüßt und einige artige Worte mit einander gewechselt, das war Alles gewesen. Der gute Hans war nicht an Damenumgang gewöhnt, und seine Komplimente waren daher recht hölzern und linkisch ausgefallen; er hatte von der bedrängten Lage der beiden Damen gehört und hätte ihnen gerne seinen Rath und Beistand angetragen; aber in seiner verlegenen Unbeholfenheit traute er sich nicht mit seinem Antrage hervor, und so hatte sich bisher die ganze Bekanntschaft auf einige flüchtige Redensarten beschränkt. Dennoch empfand Hans lebhaftes Interesse für die bleiche junge Frau, in deren dunklen, ernsten Augen eine so tiefe Wehmuth lag.

Er hätte ihr gerne, gar so gerne geholfen, und Tag und Nacht grübelte er darüber nach, wie er dies anstellen konnte, ohne den Schein von Zudringlichkeit auf sich zu laden.

Nun stand er ihr gegenüber, scheu und verlegen. Er hatte ihre traurigen Worte gehört, das Zucken ihrer Lippen, den schmerzlichen Zug in ihrem Antlitze bemerkt.

Arme, arme Frau! So jung noch und schon so unglücklich! Gab es denn keinen Trost, keine Hilfe für sie mehr?

„Frau Baronin.“

Mit leisen, vorsichtigen Schritten war Hans ihr näher getreten. „Wenn ich Ihnen irgendwie helfen könnte, Frau Baronin, ich würde es von Herzen gern thun.“

Um die feinen Lippen der jungen Frau zuckte es. Hatte sie ein abwehrendes Wort für ihn bereit? Doch nein, fast demüthig zu ihm aufblickend, sagte sie mit leiser, bebender Stimme: „Sie sind sehr gütig, Herr v. Tricksleben, allein“ — sie brach ab, Thränen verdunkelten ihre Augen, und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust.

Hans v. Tricksleben starrte die junge Frau hilflos an. Er hatte sie trösten wollen und das Uebel nur noch ärger gemacht. Aengstlich besorgt, trat er dicht an Diana heran, in seiner Verlegenheit Worte hervorstotternd, deren Sinn er selbst nicht verstand, und dann, als Diana noch immer leise vor sich weinte, da konnte er nicht länger an sich halten, er faßte ihre kleine, zarte Hand mit seiner knochigen, gebräunten Rechten, aber so sanft, so zart, als wenn er ein Rosenblatt berührt hätte.

Diana erkannte seine gute Absicht. Unter Thränen lächelnd sah sie zu ihm empor.

„Sie meinen es gut mit mir, Herr v. Tricksleben, und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme,“ sprach sie sanft; „verzeihen Sie, daß ich einer augenblicklichen Schwäche nachgegeben. Ich habe in meinem Leben schon sehr viel Bitteres erduldet, die Erinnerung daran hat mich überwältigt.“

Sie zog leise ihre Hand aus der seinen und trocknete ihre Thränen. Sie sah dabei so gut, so milde aus, daß Hans v. Tricksleben sich ein Herz faßte und mit einer an ihm ganz ungewohnten Redseligkeit sagte: „Sie sollten das vergangene Leid zu vergessen trachten, Frau Baronin, Zeit und Arbeit sind die besten Trösterinnen für alle Leiden.“

Diana blickte ihn verwundert an. Diese Worte dünkten ihr seltsam in dem Munde des einfachen Mannes. „Zeit und Arbeit!“ Wie richtig hatte er gesprochen!

Ein Gefühl der Beschämung überkam sie, daß sie an die letztere noch nie gedacht, daß sie bisher alle Sorgen und Mühen des alltäglichen Lebens nur Fräulein Moldan überlassen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, um selbstthätig einzuschreiten.

„Sie haben Recht, Herr v. Tricksleben,“ sagte sie, sich zu ihm wendend, „ich werde es mit der Arbeit versuchen; Sie haben mir da einen guten Rath gegeben.“

Das Gesicht des Mannes erglühte; Hans war nie ein Damenfreund gewesen, aber dieser bleichen jungen Frau zuliebe hätte er die größten Thorheiten begehen können. Ihr sanfter Blick, ihr mildes Lächeln scheuchten rasch jede Befangenheit von ihm. Den rauhen Ton seiner Stimme so viel als möglich abdämpfend, begann er der aufmerksam lauschenden jungen Frau seine Vorschläge zu unterbreiten, wie es nur auf einige praktische Abänderungen ankomme, um das Erträgniß ihres kleinen Besitzthums ergiebiger zu gestalten und so ihre pekuniären Verhältnisse weniger sorgenvoll zu machen.

Diana erröthete, als sie vernahm, wie tief Hans v. Tricksleben in ihre Privatverhältnisse eingeweiht war. Der gute Hans war viel zu wenig Weltmann, um daran zu denken, daß seine Offenherzigkeit für die junge Frau etwas Verletzendes haben könnte.

Neben der langsam weiter schreitenden Diana einhergehend, entwickelte er mit großem Eifer sein Verbesserungsprogramm.

„Es hat mir so leid gethan, zu sehen, wie sich Ihre arme Tante abmüht, das verwahrloste Gut wieder ein wenig empor zu bringen," fuhr Hans mit seiner rücksichtslosen Geradheit fort, „aber allein, ohne energische Hilfe wird es das arme Fräulein nicht zu Stande bringen. Dazu gehört eine starke, kräftige Männerhand. Ich weiß, was es mich gekostet hat, um mein Gut nur halbwegs wieder ertragsfähig zu machen, das war eine harte, mühevolle Arbeit, und ich bin doch ein an Entbehrung gewöhnter Mann. Für zwei an Reichthum und Luxus gewöhnte Frauen muß der Aufenthalt in diesem verwahrlosten, jeder Bequemlichkeit baren Hause geradezu entsetzlich sein."

Diana nickte unwillkürlich beistimmend bei seinen letzten Worten. Ja, es war ein entsetzlicher Aufenthalt, dieses kahle, öde, nur mit dem Nothdürftigsten versehene Haus, und nie hätte sie gedacht, daß sie den ihr einst gleichgiltigen Comfort so schmerzlich vermissen würde, aber sie hatte sich nur damit begnügt, dem Schicksal zu grollen, anstatt es zu versuchen, durch eigene Kraft ihre traurige Lage zu verbessern.

Aber die mahnenden Worte des ihr fast fremden Mannes hatten mit einem Male ihre ganze Energie wachgerüttelt; es sollte vorbei sein mit den müßigen Träumereien, dem Sinnen und Grübeln über vergangene Dinge, fest und muthig wollte sie in's Leben schauen, das ihr zuertheilte Loos auf die Schultern nehmen und es tragen, so gut sie eben vermochte.

Als ihr Hans v. Tricksleben nun mit schlichten, ehrlichen Worten den Vorschlag machte, seinen Rath, seinen

Beistand anzunehmen, da flog ein seltsames Fühlen und Regen durch ihre Brust. Einen Moment lang bäumte sich noch der alte Stolz in ihr auf, dann aber siegte ihre bessere Erkenntniß. Mit Dank nahm sie sein Anerbieten an, fest entschlossen, nun auch aus ihrer Unthätigkeit herauszutreten und durch rüstiges Schaffen und Arbeiten sich selbst ein kleines behagliches Heim zu gründen.

Jetzt hatten sie das Ende des Waldes erreicht; im Strahle der untergehenden Sonne lag die Gegend vor ihnen. Es war kein romantisch-schönes Bild, das sich ihren Blicken bot, denn so weit das Auge reichte, sah man nur wogende Saatfelder und saftig grüne Wiesen, Alles in Allem ein Anblick, wie er das Herz eines praktischen Landwirthes mit Freude und Entzücken erfüllen kann.

In diesem Sinne sprach sich auch Herr v. Tricksleben aus; er erhoffte eine gute Ernte und rechnete der lächelnden Diana vor, daß, wenn sie auf seine Vorschläge einginge, auch das Erträgniß ihres Gutes sich in künftigen Jahren zu einem besseren gestalten könnte.

„Wir wollen es hoffen," sagte die junge Frau, „Sie sollen an mir eine gehorsame Schülerin finden, Herr v. Tricksleben. Ich werde meiner Tante sagen, welch' unerwarteten Beistand wir in Ihnen gefunden haben. Nehmen Sie meinen besten Dank."

Sie bot ihm die zarte Rechte, welche in seiner braunen starken Hand fast ganz verschwand.

„Darf ich morgen kommen?" frug der große Mann schüchtern wie ein Kind, Diana mit seinen blauen Augen bittend anblickend.

„Gewiß, Sie werden willkommen sein," lächelte sie freundlich.

Sie nickte ihm nochmals zu, dann ging sie leichten, elastischen Schrittes den Fußsteig hinab, welcher gerade fortlaufend bis zu ihrem Besitzthum führte. Wie kam ihr mit einem Male Alles so ganz verändert vor! Der Himmel schien ihr so wunderbar blau, die Luft so süß und mild, wie durch einen Zauberschlag waren ihr die Augen geöffnet worden.

Droben auf der Anhöhe, wo sie ihn verlassen, stand noch immer die hohe Hünengestalt Tricksleben's. Sein gutmüthiges Gesicht strahlte von einem hellen Verklärungsschimmer umwoben. Die großen blauen Augen weit geöffnet, so starrte er der schlanken Gestalt Diana's nach, bis sie seinen Blicken entschwand. Etwas wie die Ahnung eines unaussprechlichen Glückes dämmerte in seiner Seele auf, als er sich jetzt langsam zum Gehen wandte.

Wie war ihm diese bleiche junge Frau doch in kurzer Zeit so lieb, so werth geworden!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Seit ihrer Begegnung mit der Frau des Malers war Fürstin Berthilde noch stiller und ernster als sonst.

Der Anblick dieser Frau hatte einen wahren Sturm von Empfindungen in ihrer Seele wachgerufen.

Die halb erloschene Flamme der Erinnerung schlug wieder jäh in ihr empor, sie sah die Vergangenheit abermals hell und klar vor sich, und vor sich selbst erschreckend, forschte sie in ihrem Inneren nach, ob nicht noch ein

Funke von Zärtlichkeit für jenen Mann zurückgeblieben sei, dessen Liebe sie einst so sehr beglückt hatte. Nein, sie fühlte nichts mehr für ihn. Sie empfand es fast als eine Sünde, daß sich die Erinnerung an den Maler zwischen sie und ihren Gatten drängen wollte.

Als sie seine Gattin vor sich gesehen, da hatte es sie doch überkommen mit namenloser Bitterkeit; sie hatte in diesem Momente in der schönen Kokette nur das Weib gesehen, das sich einst zwischen sie und den Mann ihrer ersten Liebe gedrängt, das ihr eine so entsetzliche Enttäuschung bereitet hatte.

Der Anblick dieses Weibes war ihr unendlich peinlich gewesen, sie hatte sich nicht enthalten können, Clemence dies fühlen zu lassen, und doch machte sie sich einige Stunden später lebhafte Vorwürfe über ihr Benehmen.

Wozu diese schroffe Zurückweisung? Die Frau jenes Mannes mußte ihr gleichgiltig sein; was kümmerte es die Fürstin Berthilde, daß der Maler Erlberg sein ehemaliges Modell geheirathet hatte! Stand sie nicht viel zu hoch über diesen Beiden, um sich auch nur in Gedanken mit ihnen zu beschäftigen?

Gewaltsam kämpfte die Fürstin die aufsteigenden Erinnerungen nieder, die ihr nur Unangenehmes boten, sie wollte nicht mehr daran denken, die Vergangenheit sollte begraben, vergessen bleiben, und daß dies nicht so rasch ging, das machte sie mißtrauisch gegen sich selbst. Und doch sollten ihr schon die nächsten Tage den Beweis bringen, daß sie vollständig mit der Vergangenheit gebrochen hatte.

Der Maler Robert Erlberg war in Venedig eine be-

kannte und beliebte Persönlichkeit; es gehörte in neuester Zeit zum guten Ton, die Werke des Malers zu kennen, seit sein Bild „Die Versuchung" in Paris so große Sensation erregt hatte.

Die Herrenwelt schwärmte für Clemence Erlberg, diese Schönheit mit dem rothblonden Gelock, ähnlich dem, welches so manche Frauenbilder Titian's aufzuweisen haben. Die Damen interessirten sich für ihren Gatten, den berühmten deutschen Maler, und da das Ehepaar gegen einander ziemlich tolerant war, so kam es im Ganzen genommen recht gut mit einander aus.

Die reizende Clemence ließ sich anbeten, indeß ihr Gatte den schönen Damen gegenüber den Galanten spielte, und wenn es auch hie und da zu kleinen Scenen zwischen den Beiden kam, so war es ganz entschieden keine eifersüchtige Regung, welche den häuslichen Zwist herbeigeführt hatte.

Comtesse Juliane sprach öfter von dem Maler und seiner Gattin und wunderte sich dann stets, wie rasch die Fürstin von diesem Gesprächsthema ablenkte. Von dem wahren Grunde dieses Benehmens hatte sie nicht die geringste Ahnung, sie glaubte, der Fürstin seien die Beiden eben nicht sympathisch, denn daß Erlberg einst Berthildens Lehrer gewesen, daran dachte sie nicht mehr.

„In der Gemäldegallerie des Palazzo B. hängt eines von Erlberg's berühmtesten Bildern," sagte sie eines Tages lächelnd zu Berthilden; „ich möchte es gerne sehen, wage es aber nicht, Dich aufzufordern, das Bild zu besichtigen, denn Du scheinst durchaus keine Freundin des Künstlers zu sein."

Ueber das feine Gesicht der Fürstin glitt eine flüchtige Röthe, aber sie faßte sich rasch.

„Du gibst Dich einer Täuschung hin, Juliane," sagte sie freundlich; „ich verstehe es sehr wohl, das Werk des Künstlers von dem Menschen zu trennen. Ich gestehe, daß das Erlberg'sche Ehepaar keineswegs meine Sympathien besitzt, aber deshalb kann ich die Werke des Künstlers doch bewundernswerth finden; ich werde Dich daher nach dem Palazzo B. mit Vergnügen begleiten."

„Um so besser, sein ‚Dornröschen' soll reizend sein," meinte Comtesse Juliane, vollkommen zufriedengestellt.

Die Fürstin wandte sich rasch ab; sie fühlte, daß es ihr glühend heiß zu Gesicht stieg.

„Dornröschen" hatte er sein Bild genannt, Dornröschen! Hatte er ihr nicht einst immer gesagt, sie sähe seinem Ideale von dieser Märchenprinzessin wunderbar gleich! Sollte er die Kühnheit gehabt haben? Nein, nein, es war nicht denkbar, das wäre zu viel gewesen!

Eine brennend heiße Ungeduld erfüllte sie plötzlich, das besprochene Bild zu sehen, um sich zu überzeugen, ob ihre Befürchtung richtig gewesen, und mit bangem Herzklopfen betrat sie an Julianens Seite die Gemäldegallerie, um Erlberg's „Dornröschen" zu sehen.

Die beiden Damen standen bald vor dem Bilde; Juliane brach in einen Ausruf des Entzückens aus, die Fürstin aber wagte kaum die Augen aufzuschlagen.

Endlich!

Diese wunderliebliche Mädchengestalt, umwoben von dem Hauche reinster, zartester Poesie, keusch und rein wie

eine halberschlossene Blüthe, trug in ihrem süßen, sanften Gesichte wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit Berthilden, aber diese Aehnlichkeit war nicht groß genug, um sofort herausgefunden zu werden. Die junge Fürstin sah lange auf das Bild, aber sie fühlte nichts dabei. Es war ihr, als sähe sie das Werk eines ihr völlig fremden Künstlers vor sich. Sie empfand keine Regung der Freude, keine Regung der Enttäuschung, der Schöpfer dieses Werkes war ihr vollständig gleichgiltig geworden. Ein Seufzer der Erleichterung hob ihre Brust; ihr erster Gedanke war: „So kann ich meinem Gatten ohne Erröthen gegenüber treten, ich habe diese unselige Verirrung für immer überwunden."

Ein helles Leuchten flog über ihr schönes Gesicht und die schlanke Gestalt richtete sich höher empor. In diesem Momente war sie stolz auf sich selbst geworden.

„Ich würde es lebhaft bedauert haben, wenn ich das Bild nicht besichtigt hätte," sagte sie, zu Juliane gewendet, „dieses ‚Dornröschen' ist in der That ein Meisterwerk."

Während die beiden Damen noch mit einander sprachen, war ein einzelner Herr langsam näher getreten. Seine Blicke ruhten mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf dem Antlitze der schönen Fürstin, die jetzt, ohne ihn zu beachten, an ihm vorüberschritt. Die Damen begaben sich in einen Nebensaal, in welchem sie ziemlich lange verweilten, als sie heraustraten, fiel der Blick der Fürstin auf den regungslos dastehenden Herrn.

Ueber ihre Stirn flog ein leichter Schatten, aber das schöne Gesicht blieb vollkommen ruhig.

Langsam durchschritten die Damen den Saal, um sich

zu der Ausgangsthüre zu begeben, der Herr eilte rasch voran, um ihnen mit einer tiefen Verbeugung dieselbe zu öffnen.

Die Fürstin neigte mit stolzer Herablassung ihr schönes Haupt; der leidenschaftlich flehende Blick des Mannes wurde mit einem eisigkalten Ausdrucke beantwortet: sein Urtheil war gesprochen, der Maler Erlberg existirte für Berthilde nicht mehr.

Als sich die Fürstin allein in ihrem Gemache befand, faltete sie wie zum Gebete die Hände: „Dem Himmel sei Dank, ich habe die Prüfung bestanden," flüsterte sie. Seit jenem unvermutheten Zusammentreffen sah die Fürstin den Maler noch öfter wieder, denn der Künstler war in den Kreisen der Aristokratie eine gern gesehene Persönlichkeit, da er namentlich im Arrangiren lebender Bilder, welche gerade sehr in Mode, unübertrefflich war.

Die Gesundheit der Fürstin hatte sich mittlerweile wunderbar gekräftigt, und eine heiße Sehnsucht erfaßte sie nach der Heimath, nach ihrem Kinde und — nach ihrem Gatten.

Besaß Fürst Eugen die Gabe, zwischen den Zeilen zu lesen, oder hatte ihn die gleiche Sehnsucht übermannt?

Genug, eines Tages stand er vor seiner freudig überraschten Gattin, um sie nach Deutschland zurück zu holen, und wenige Tage später trat Fürstin Berthilde an der Seite ihres Gemahls die Heimreise an.

(Fortsetzung folgt.)

Am Rande des Abgrundes.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

Die Freunde saßen noch bei der Lampe. Draußen lag eine mondhelle, sturmdurchtobte Frühlingsnacht.

Der Jüngere der Beiden, der eben erst von einer weiten Reise zurückgekehrt war und den Jugendfreund als glücklichen Gatten wiedergefunden hatte, wandte eben nach längerer Pause seinem Wirthe das Gesicht wieder zu.

„Du bist mir noch immer die Geschichte Deines Lebens, seit wir uns beim Abgang von der Schule trennten, schuldig," sagte er, „besonders die Deiner Verheirathung. Rücke endlich einmal damit heraus, damit ich wieder heimisch werde bei Dir."

„Wenn Du Geduld hast, mir bis zu Ende zuzuhören, so will ich Dir meine Erlebnisse mit allen Einzelheiten gerne erzählen," erwiederte der Hausherr, das freundliche, männliche Antlitz seinem Gegenüber zuwendend.

Er klingelte dem Diener, bestellte eine neue Flasche und schenkte den duftenden Rothwein in die Gläser, indem er lächelnd sagte: „Nur bei einem Glase guten alten Weines

soll man von bösen alten Geschichten reden. Und ich muß weit ausholen."

Mit hellem Klang stießen die Gläser an einander und der Hausherr begann:

„Wie Du weißt, trennten wir uns nach absolvirtem Gymnasium und ich verließ meine Vaterstadt Linz, wo mein Vater als Oberst in Garnison stand, um die technische Hochschule in München, wo die Verwandten meiner verstorbenen Mutter lebten, zu beziehen.

Ich hatte gerade meine Studien in der bayrischen Residenz beendet und mein Examen als Architekt bestanden, als mich ein Telegramm mit einer Unglücksbotschaft nach Hause rief. Mein Vater war mit dem Pferde gestürzt, und wenn er auch später nothdürftig wieder hergestellt wurde, so war es doch mit seiner Carrière vorbei und er mußte seinen Abschied nehmen.

Bisher hatte ich ohne viele Zukunftsgedanken fröhlich in den Tag hinein gelebt. Jetzt machten die Leiden des geliebten Vaters, sowie die Veränderungen, welche der Unfall in unserem Familienleben hervorrief, mich mit einem Schlage ernst.

Ich sah ein, daß ich sofort an selbstständigen Unterhalt denken müsse, das Vermögen meiner unverheiratheten Schwestern nicht länger schmälern dürfe. Nach Monaten fruchtloser Bemühungen um eine Anstellung empfahl mich ein mir besonders wohlwollender Lehrer an einen russischen Fürsten, der zu dem Aufbau eines großartigen Schlosses auf einem seiner Güter in der Krim einen Architekten suchte. Ich stellte mich dem Fürsten vor, derselbe fand

Gefallen an mir und bot glänzende Bedingungen. Da er selbst architektonische Studien getrieben und eigenhändig Pläne gezeichnet hatte, forderte er hauptsächlich technische Kenntnisse und ein volles Eingehen in seinen Willen. Deshalb zog er denn auch einen jungen Menschen einem renommirteren Baumeister vor.

Ich nahm das unerwartet günstige Anerbieten natürlich mit Freuden an. Sechs volle Jahre, bis zu meinem dreißigsten, bin ich in der Krim beschäftigt gewesen. Es war keine frohe Zeit. Die Arbeit ward mir verbittert durch die Tyrannei des Fürsten, der mir keinerlei freien Spielraum ließ und für die tollsten Ideen Ausführung verlangte. Seine Mittel erlaubten ihm das. Trotzdem blieb ich auf meinem Posten, bis die Aufgabe erfüllt war, und schaute nur immer vorwärts voll sehnsüchtiger Ungeduld nach der Zukunft und nach der Heimath, wie ein Goldsucher, der im fernen Westen von den Freuden der Rückkehr träumt, während er in Einsamkeit und Entbehrung um den Unterhalt ringt. Als ich endlich mit meinen ganz namhaften Ersparnissen dem Osten Valet sagte, fiel mir auch noch eine Erbschaft in den Schoß; ein Onkel, von dem ich bei Lebzeiten wenig gehört hatte, war kinderlos gestorben, und hatte mir sein Baarvermögen hinterlassen.

Du begreifst, daß ich nun in einem wahren Freudentaumel nach Oesterreich zurückkehrte. Meine Vaterstadt aber enttäuschte mich. Das Elternhaus stand einsam; der Vater war mittlerweile gestorben, die Schwestern hatten sich nach England verheirathet. Die ehemaligen Bekannten-

kreise waren mir fremd geworden. Wo die Freunde hingerathen waren, ich wußte es nicht. Ein Briefwechsel ist heutzutage ja nur selten von Dauer. Auch der unserige war eingeschlafen. Nur Einer, der lustige Karl Ballinger, hatte mir stets zu Neujahr einige Zeilen geschrieben; er war allezeit der pünktlichste und gewissenhafteste unter uns jungem Volk gewesen. Sein Leben stand mir doch in einigermaßen bestimmten Zügen vor Augen; ich wußte, daß er sich verheirathet hatte, daß er in Neustadt als praktischer Arzt lebte und bereits zwei Kinder besaß. In dem erdrückenden Gefühle des Fremdseins — der Herzenslangweile möchte ich's nennen — das mich in der Heimath erfaßt hatte, schien mir der Gedanke an den einzigen Menschen, mit dem ich von Alters her in Fühlung geblieben war, wie ein rechter Trost. Ich zeigte ihm meinen Besuch mit ein paar Zeilen an und fuhr schon am nächsten Tage nach Wien, wo ich mich aber nur eine Nacht lang aufhielt, um gleich am Morgen den ersehnten alten Kameraden in die Arme schließen zu können.

In Neustadt stiegen nur wenige Passagiere aus dem Frühzuge. Ich hatte gehofft, Karl's dickes, liebes Gesicht schon auf dem Bahnhofe begrüßen zu dürfen, aber ich spähte umsonst. Dagegen kam ein Diener mit etwas altmodischer Grandezza auf mich zu und frug mit einem tiefen Bückling, ob er die Ehre habe, mit Herrn Baron Doktor v. Hoffmann zu sprechen. Ich lächelte über die echt österreichische Art des Titulirens, sagte, mein Name sei allerdings v. Hoffmann, worauf er mir die Reisetasche abnahm und mich gravitätisch an den Wagen führte, der hinter

dem Perron wartete. Das Gefährt war einfach, von älterer Façon, auch die Livree des Dieners schlicht und anspruchslos, und doch erschien mir's wunderlich, daß ich nun so ceremoniell in Karl's Haus geholt wurde, und daß die Zeiten sich so ganz verändert hatten.

In freudiger Erregung trat ich durch den schönen, wohlgepflegten Garten in das stattliche, ruhige Haus. Auch hier kam mir Niemand entgegen. Der alte Diener öffnete feierlich die Flügelthüren: „Die Herrschaften warten im Speisezimmer mit dem Frühstücke!" Ich schritt durch ein teppichbelegtes Vorgemach und bog die Portière auseinander.

In dem traulichen Zimmer, das ganz vom Morgenlicht durchfluthet war, sangen ein paar kleine blonde Kinder zu leiser Klavierbegleitung das hübsche Lied:

„Sonnenlicht, Sonnenschein
Scheinst mir in's Herz hinein —"

Am geöffneten Fenster stand eine junge Dame, die ich nur im Profil zu sehen vermochte. Ihr Gesicht war bleich, von anmuthigem Ernst; lange Wimpern senkten sich auf die zarte Wange; eine glänzend braune Flechte lag wie ein Diadem über der geistvollen weißen Stirn.

War diese vornehme schlanke Gestalt die Gattin meines Freundes Karl? Ein Gefühl des Neides kam bei dem Gedanken über mich. Doch als sie sich nun umwendete und mich mit den großen braunen Augen anblickte, machte sie einen so jugendlich-mädchenhaften Eindruck, daß ich sie getrost als „Fräulein" ansprach. Die Musik war bei meinem Vortreten verstummt; der junge Mann, welcher

am Klavier gesessen hatte, sprang mit einer Verbeugung in die Höhe; die Dame sagte, als ich mit einer Entschuldigung über meine Störung meinen Namen nannte, mit einem freundlichen Lächeln:

„Wie hübsch von Ihnen, daß Sie so bald gekommen sind! Sie müssen freilich entschuldigen, daß Sie vorerst nur von dem jüngeren Theile der Familie begrüßt werden. Wollen Sie vielleicht gleich am Frühstückstische Platz nehmen?"

„Das Mädchen wird Karl's Schwägerin sein!" dachte ich, „und die blonden Kinder, welche das Fräulein ‚Tante Edith' nannten, sind wohl seine Kinder." Uebrigens zerbrach ich mir über die Verwandtschaft nur wenig den Kopf. Meine ganze Aufmerksamkeit galt den schönen weißen Händen, die mir die Theetasse füllten und den Brodteller reichten. Mein Frühstück war mir lange nicht mehr durch ein holdes Mädchengesicht verschönt worden. In dem sonnigen Gemache mit den vielen Büchern und Blumen und den dunklen großen Möbeln lag ein solch' lang entbehrter heimathlicher Zauber, daß ich mich zum ersten Male im Vaterlande wirklich zu Hause fühlte und nach meiner Art, mich vom Augenblicke ganz hinreißen zu lassen, den Freund völlig vergaß.

Wenn man froh gestimmt ist, kann man auch liebenswürdig sein. So wurden wir jungen Leute schnell bekannt und verlebten eine sehr animirte heitere Stunde. Der junge Mann, der ein Vetter des Mädchens war, sah endlich nach der Uhr und sagte: „Sie müssen verzeihen, daß die Tante so lange säumt, Sie zu begrüßen. Sie muß des Morgens möglichst lange ruhen!"

Ich versicherte natürlich, wie sehr ich es bedauern würde, die Dame zu stören. „Ihr Onkel ist wohl abwesend, verreist?“ fügte ich hinzu, denn mein Freund Karl, um dessentwillen ich doch gekommen war, trat mir wieder in's Gedächtniß. Die beiden jungen Leute sahen mich verwundert an, die großen Mädchenaugen wurden traurig.

„Sie wissen nicht, daß der Onkel todt ist, seit drei vollen Monaten?“ sagte der junge Mann.

Ich sprang auf in jäher Bestürzung. Seit einer Stunde träumte ich einen lieblichen Traum; nun verwirrten sich mir die Bilder. Ich stand vor einem Chaos, das noch dichter und dunkler wurde, als nun die Frau des Hauses eintrat und mir herzlich die Hand reichte. Es war eine hochgewachsene vornehme Gestalt; aus dem schön geschnittenen Antlitz blickten noch jugendhelle Augen, aber die Haare waren silbergrau. War sie Karl's Wittwe? Und doch, glich ihr das schöne Mädchengesicht nicht so Zug für Zug, daß sie wohl Edith's Mutter sein mußte? War Karl wirklich todt? Unmöglich! Ich hätte es erfahren müssen! Aber wie kam ich hierher? Warum empfing man mich wie einen Freund? So schossen die Fragen mir durch den Kopf, während ich der Dame in das liebenswürdige, gütige Antlitz blickte.

„Ich danke Ihnen, daß Sie kamen, Herr Doktor,“ sagte sie. „Wir haben viel mit einander zu sprechen. Ich hoffe, Edith war einstweilen eine aufmerksame Wirthin —“

„Gnädige Frau,“ erwiederte ich, „ich weiß kaum, wie ich Worte finden soll, um für den gütigen Empfang, der mir ward, zu danken, umsomehr, als mir eben lebhafte

Zweifel erwachen über meine Berechtigung, an diesem Tische zu sitzen. Ich kam, um meinen Freund zu besuchen, meinen Kameraden aus der Knabenzeit! Eben höre ich mit Schrecken, daß Ihr Gatte todt ist, nun weiß ich freilich nicht —"

Auf dem Gesicht, das mich eben noch so freundlich angelächelt hatte, zeigte sich ein fremder, strenger Zug, jener Ausdruck kühler Reservirtheit, der mich in späteren Tagen so tief verletzen sollte.

„Hier muß allerdings eine Verwechslung vorliegen. Sie sind wohl kaum mehr als dreißig Jahre alt, mein Herr; mein Gatte aber starb vor drei Monaten, lebensmüde, im Achtundsechzigsten. Sie könnten wohl eher der Altersgenosse meines Sohnes, des Präsidenten sein, des Vaters dieser blonden kleinen Mädchen. Doch wie dem sei, haben Sie meinen Brief nicht erhalten und nicht diesem Folge geleistet, Herr Doktor Hoffmann?"

„Ich bin nicht Doktor, gnädige Frau, weder Doktor juris noch Doktor medicinae. Ich bin Architekt und fürchte nun allerdings eine unbegreifliche Verwechslung. Ich bin wohl nicht im Hause des Doktor Ballinger, den ich besuchen wollte?"

„Sie wollten den Doktor Ballinger besuchen? Der wohnt am anderen Ende der Stadt. Ich bin die Wittwe des Gutsbesitzers Hennigsen."

Es waren peinliche Augenblicke; wir blickten uns Alle so überrascht, so verlegen in die Augen. Edith's Lachen brachte endlich Befreiung. „O, ich sehe, wie das zugegangen," sagte sie. „Das hat unser alter Jakob wieder gut

gemacht! Er war beauftragt, einen Rechtsanwalt Doktor Hoffmann an der Bahn abzuholen, der uns persönlich fremd ist, der nur brieflich, in Geschäftsangelegenheiten bisher mit der Mutter verkehrte."

„Ja, und in seiner Freude, wieder einmal vor einem Fremden seine altmodischen Bücklinge machen zu dürfen, mit welchen er bei uns nicht reussirt, stürzte er natürlich auf den einzigen gut gekleideten Reisenden zu, der in Neustadt ausstieg," rief der Vetter mit größter Heiterkeit.

„Freilich, der Name stimmt! Und so kamen Sie hierher! Ach und Sie haben mich alte Frau für die Wittwe des Doktor Ballinger gehalten. O, die Verwechslung ist wirklich köstlich!" lachte nun auch Frau Hennigsen, und suchte mir mit feinem Takt über meine peinliche Situation hinweg zu helfen. Aber es war mehr als Verlegenheit, es war ein tiefer Schmerz, der mich bei dem Gedanken erfaßte, daß ich nur als Fremder, durch einen Zufall in diesen lieben Kreis gekommen war, daß ich Abschied nehmen müsse von dem jungen Antlitz, in das ich mich seit einer Stunde voll Andacht vertieft hatte. Freilich ganz als lächerliche Person wollte ich mich nicht empfehlen.

Ich erklärte daher den Damen, wie die Verwechslung nur durch meine lange Abwesenheit von der Heimath möglich geworden, wie ich das Haus des Freundes ja nicht gekannt hatte und es gefunden zu haben hoffte und glaubte, als ich mich von dem ganzen Behagen deutscher Häuslichkeit umsponnen fühlte. Um nicht ganz als Abenteurer dazustehen, hatte ich auch der Stellung meines Vaters erwähnt.

„O, Ihr Vater war Oberst in österreichischen Diensten, sagen Sie? Ist Ihre Mutter nicht eine Münchnerin gewesen?"

„Gewiß!"

„Und hieß Sie nicht Laura — Laura Steinach?" frug Frau Hennigsen lebhaft.

„Ja, das war der Mädchenname meiner Mutter!" erwiederte ich überrascht.

„Dann sind Sie kein ganz Fremder für mich. Nun weiß ich auch, warum Ihr Gesicht mir gleich im ersten Augenblicke so bekannt erschien. Sie haben die Augen, den Blick Ihrer Mutter. Ihre Mutter aber war eine meiner liebsten Jugendbekannten; wir haben viel zusammen gelacht und gelernt. Später, wie es so zu gehen pflegt, haben wir uns aus den Augen verloren, obwohl wir uns Beide nach Oesterreich verheiratheten. Da mir der Zufall aber den Sohn der Freundin in's Haus geführt hat, da es Ihnen bei uns zu gefallen scheint, so müssen Sie auch heute bei uns bleiben und mir recht viel von Ihrem Elternhause erzählen; wollen Sie?"

Ich machte kein Hehl daraus, wie gerne ich blieb.

„Ich fürchte, Sie werden ohnedies bei dem Wiedersehen mit Ihrem Freunde, dem Doktor, eine Enttäuschung erleben," sagte Frau Hennigsen nach einer Weile. „Ich meine, er ist sehr nüchtern geworden und hat den Schwung der Jugend recht früh verloren!"

„Sie kennen ihn persönlich?"

„O gewiß. Ich schätze ihn als Arzt; doch wie gesagt, sein Wesen gefällt mir nicht so ganz. Ich würde ihm,

wenn ich mehr mit ihm zusammen käme, wohl offen in's Gesicht sagen, daß seine Handlungsweise mich vor einigen Jahren schwer betrübt hat; deshalb kann ich auch mit Ihnen darüber sprechen. — Sagen Sie selbst," fuhr sie fort, indem sie ein auf dem Tisch liegendes Album aufschlug und auf eine Photographie deutete, „sagen Sie, ob man ein solches Mädchen verlassen darf, weil eine Andere mehr Geld besitzt! Das that Ihr Freund!"

„Welch' schönes Gesicht!" rief ich aus, als ich das Bild, das sie in meine Hände gelegt, nun genau betrachtete. Heiße, leidenschaftliche Augen leuchteten unter kühn geschwungenen Brauen hervor. Das Haar schmiegte sich in üppigen Ringeln leicht und lose um Stirne und Nacken. Der schöne Kopf saß auf stolzen, tadellos geformten Schultern.

„Wer ist das Mädchen?" frug ich überrascht. „Ist's möglich, daß der brave gute Karl von ihr geliebt worden, ohne ihr Herz und Hand zu Füßen zu legen?"

„Sie heißt Iduna Willpurg!"

„Iduna, o freilich!" Nun besann ich mich erst, warum diese Züge mir nicht ganz fremd erschienen waren. „Iduna war als kaum sechzehnjähriges Kind schon Karl's Ideal gewesen. Sie lebte in Linz, wie wir Beide!" rief ich. „Zu welch' endlosen Fensterparaden hat er mich einstmals mitgeschleppt! Damals, als Student, schwor er hoch und theuer: keine Andere als sie würde seine Frau werden!"

„Damals, lieber Herr v. Hoffmann, lagen die Sachen anders. Iduna's Vater lebte noch; er war vielleicht Karl's Vorgesetzter, vielleicht sein Lehrer. Später aber

stand das Mädchen allein in der Welt, eine mittellose Waise. Ihr Bruder hatte das kleine Vermögen vergeudet, ihr blieb nur das traurige Loos einer Gouvernante oder Gesellschafterin; doppelt traurig für ein verwöhntes, gefeiertes Mädchen, das für eine solche Stellung nicht erzogen war. Ich nahm sie aus Mitleid in mein Haus. Ich hoffte, daß ihr Leben sich bald verändern, daß der Doktor sie zu seiner Frau machen würde. Ich that mein Möglichstes, um die Annäherung zwischen den jungen Leuten zu befördern; ich forderte den Doktor zu häufigen Besuchen auf; er kam auch, er machte Iduna in aller Form den Hof; er schien ein ehrlicher, guter Mensch und dem Mädchen herzlich zugethan. Eines Tages aber blieb er aus, ging uns scheu aus dem Wege und heirathete einige Monate später eine reiche, herzlich unbedeutende Brauerstochter aus der Umgegend. Mir gefällt es nicht, wenn junge Männer so praktisch denken; und so oft ich mir über Iduna's Schicksal Sorgen mache, so oft ärgere ich mich über den Doktor. Das Mädchen hat uns nämlich bald darauf verlassen und ich habe nichts mehr von ihr gehört!"

„An jenem Septembertage, bester Freund," unterbrach sich der Erzähler, „interessirte mich Iduna wenig, ich hatte nur Augen und Gedanken für das schlanke Mädchen, das dem stillen Hause einen so unvergeßlichen Zauber verlieh. Es war Poesie in Edith's Erscheinung, in ihrer Stimme, in ihren Worten. Was sie sprach klang wahr, vornehm, gut. Man fühlte, daß sie im Sonnenschein der Liebe herangewachsen, daß kein unreiner Hauch je auf ihre Seele gefallen war.

„Hast Du die Tante Edith lieb?“ frug das ältere der blonden Kinder, als wir zusammen durch den Garten wandelten. „Du siehst sie immer mit solchen Augen an, siehst Du — so!“ und der Schelm schlug die klaren Kinderäuglein ganz fromm und andächtig in die Höhe. „Gerade so schauen wir die Tante an, wenn sie zu Weihnachten aus dem Zimmer kommt, in welches das Christkind geflogen ist. Denke nur, einmal hatte sie ein ganz glänzendes Goldstäubchen im Haar! Das war einem Engelein von den Flügeln gefallen!“

Edith erröthete ein wenig, ich aber sagte: „O Kind, ich glaube, die Tante Edith kommt nicht blos zu Weihnachten, nein, immer das ganze Jahr, auch heute gerade vom Himmel und von den Engelein her.“

In der Kindersprache hatte ich mein tiefstes Gefühl ausgedrückt. Die Kleine hing sich nun ganz vertraulich und zärtlich an meinen Arm und als wir bald darauf am Ende des Parkes angelangt waren und eine Weile auf der kleinen Bank Platz nahmen, die hier unter einer breitästigen Linde stand, da sagte sie treuherzig: „Nun weiß ich's gewiß, daß Du ein braver Onkel bist, sonst hätte Tante Edith Dich nicht hierher geführt! Die Bank gehört der Tante ganz allein und nur, wenn wir sehr artig waren, nimmt sie uns mit.“

Ueber Edith's helle Wangen huschten Sonnenlichter und Blätterschatten. „Es ist wahr,“ sagte sie leise, „mein Bruder und Vetter Kurt necken mich gerne mit der Vorliebe für dieses stille Plätzchen. Es mag auch Fremden gar nicht so schön erscheinen. Mir aber macht die Er-

innerung an manche einsame schöne Stunde, an manches Buch, das ich hier mit erstem Entzücken gelesen, diese Lindenbank zu meinem kleinen Heiligthum."

Ich brach ein Zweiglein ab. „Darf ich es mitnehmen und bewahren?" frug ich, „als Talisman, damit ich niemals der Gunst unwürdig werde, Ihr Heiligthum betreten zu haben."

Sie nickte stumm. Eine Weile saßen wir schweigend neben einander, über uns rauschten leise die Aeste.

Es ward mir schwer, mich von dem lieben Hause zu trennen. Wir standen im letzten Abendlicht vor der Terrasse, als ich endlich Abschied nahm.

„Wir sind rasch gute Freunde geworden, und ich hoffe, den Sohn der Jugendgespielin nicht mehr ganz aus den Augen zu verlieren!" sagte Frau Hennigsen mit freundlichem Lächeln. Edith's Hand lag weich und warm in der meinen.

Nach diesen stimmungsvollen Stunden brachte mir das Wiedersehen mit dem Freunde eine begreifliche Enttäuschung. Er hatte mich nicht erwartet, meine Karte war nicht rechtzeitig in seine Hände gelangt, die Ankunft eines so späten Besuches rief sichtliche Bestürzung hervor; in dem Salon herrschte behufs gründlicher Scheuerung die größte Unordnung, ein feuchter Seifengeruch drang mir entgegen; im Nebenzimmer schrien die Kinder. Die kleine schüchterne Frau kam vor Entschuldigungen kaum dazu, mir einen Stuhl anzubieten; auch Karl konnte trotz des kräftigsten Händeschüttelns seine Verlegenheit nicht verbergen und athmete wohl erleichtert auf, als ich sagte: „Wir gehen

doch zusammen in die Kneipe, wie sich's für alte Studenten ziemt?" Ich war froh, als ich wieder im Freien stand. Im Schein der Gaslaternen fiel mir's nun auf, wie dick und behäbig der alte Kamerad geworden war. Wir plauderten dann, Arm in Arm langsam dahinschlendernd, von den alten Zeiten, von den Freunden und von meiner Zukunft.

„Nun, es wird auch Dir nichts Anderes übrig bleiben," sagte Karl, „als Dich um eine bescheidene Staatsanstellung zu bewerben, eine brave vermögliche Frau zu heirathen und Dich in einem kleinen Heim zu begnügen. Hat man erst seine Wünsche reduzirt, so kommen Ruhe und Behagen von selbst. Mich zum Beispiele würde jede Veränderung, jedes Neue nur in liebgewordenen Gewohnheiten stören."

Daß Karl sehr bescheiden und anspruchslos sei, das fühlte ich freilich, als wir dann an seinem Stammtische unter den Honoratioren saßen, die ihre harmlosen Späßchen und Schnurren erzählten und zwischen hinein ein bischen gemüthliche Politik trieben. Er schien sich auf's Beste zu unterhalten und pries mir mit einem gewissen Stolz die Harmonie und Heiterkeit seiner allabendlichen Gesellschaft. Daß er seine Wünsche sehr reduzirt hatte, ich fühlte es auch, als ich am nächsten Tage die nähere Bekanntschaft seiner Gattin machte. Wie konnte er glücklich sein an der Seite dieser Frau mit dem geistlosen Geplauder und den kleinstädtischen Manieren. Ich begriff es nicht.

In dem Zusammensein mit dem Freunde, der in der Provinz ein so nüchterner Philister geworden war, reifte

in mir der feste Entschluß, meine Zukunft in der Großstadt zu suchen; neben seinem resignirten Behagen ward ich mir erst meines vollen jugendlichen Lebensdurstes bewußt. Was ich von Frau Hennigsen über Karl's Benehmen gegen Iduna vernommen hatte, ging mir auch nicht aus dem Kopf; und als er mich auf den Bahnhof begleitete, platzte ich, auf die Gefahr hin, indiskret zu erscheinen, mit der Frage heraus: „Was ist denn aus Deiner ehemaligen Flamme, der armen Iduna, geworden?"

Er sah mich zum ersten Male wieder mit einem Ausdrucke an, der an den ehemaligen warmherzigen Freund erinnerte.

„Die arme Iduna? Du hast sie nicht gesehen, sonst würdest Du wissen, wie wenig dieses Adjektiv zu diesem königlichen Mädchen paßt," sagte er mit einer elegischen Miene, die ganz wunderlich zu seinem dicken, röthlichen Gesicht stimmte. „Ihr Geschick freilich hat sich frühzeitig verdüstert. Ich aber war ihr treuer als das Glück."

„Treuer?" rief ich verwundert. „Ich dächte doch —"

Aber er unterbrach mich, indem er ganz feierlich meine Hand faßte: „Man schweigt sonst gern von solchen Erfahrungen, aber Du warst bei dem Beginn meiner Liebe mein Vertrauter, darum sollst Du auch den Abschluß hören. Du weißt, ich liebte Iduna, als sie beneidet und gefeiert im Salon ihres Vaters stand und ich kaum die Augen zu ihr aufzuschlagen wagte. Ich liebte sie nicht minder, als ich sie eines Tages im Hause eines meiner Patienten wiedersah: in Trauerkleidern, als Gesellschafterin. Nun schien das bescheidene Loos, das ich ihr anzubieten hatte, immer

noch besser, als ihre abhängige Stellung. Ich hätte auch gar nichts Besseres verlangt, als für sie sorgen zu dürfen; ich zögerte nur eine Weile mit meinem Antrag, weil ich nicht den gehörigen Muth dazu fand, wenn sie mir auch ganz freundlich gesinnt schien. Eines Tages aber begegnete ich ihr auf einem Spaziergang und wir gingen eine Strecke weit zusammen. Ich sprach mehr von mir selbst, von meinen Ansichten und Empfindungen, ernster und wärmer, als es sonst meine Art ist. Sie hörte mir mit gesenktem Haupte zu. Plötzlich traf mich ein warmer Blick, der mir das letzte bittende Wort, das Bekenntniß rückhaltloser Liebe von den Lippen riß. Sie antwortete nicht gleich. Erst nach einer Weile gab sie mir die Hand, ganz treuherzig, ganz gerührt, und sagte: ‚Sie sind ein guter Mensch, Karl. Ich habe das bis jetzt gar nicht so gewußt. Weil Sie aber ein so treues, warmes Herz haben, darum verdienen Sie Besseres, als nur geheirathet zu werden um der Versorgung willen. Ihr ruhiges Glück ist zu gut für mich. Ich brauche Thorheit, Tollheit, heißes Leben!‘ Mit diesem in wärmste Freundschaftsversicherungen eingewickelten Korb nahm sie Abschied. Sie scheint nie mit dem Korb geprahlt zu haben, wie das sonst Mädchenart ist. Bald darauf hat ihre Ruhelosigkeit sie aus Neustadt fortgezogen nach dem tollen, heißen Leben Wiens. Ob sie dort Glück oder Verderben fand, ich weiß es nicht. Ich bin alt geworden in jener Stunde. Aber du lieber Himmel, wer sich nicht in dem ersten Sturme der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf jagt, der wird naturgemäß im Laufe der Zeit wieder ein vernünftiger Mensch

oder, wie Du wohl sagst, ein trockener Philister gleich mir."

Der Freund war mir wieder näher gerückt nach diesen Worten, und ich drückte ihm ganz bewegt die Hand.

Wenige Stunden später aber umwehte mich der betäubende, prickelnde Hauch der lustigen Kaiserstadt an der Donau, und die leise Verstimmung über das Geschick des Freundes, die mich während der Fahrt begleitet hatte, schwand unter den auf mich eindrängenden heiteren Bildern. Ich gab mich eine Weile einem ganz vergnügten Bummelleben hin, und wie ein flotter Strauß'scher Walzer klang's durch mein Gemüth.

Edith und die friedlich schöne Idylle in Neustadt vergaß ich trotzdem nicht. Edith's Vetter kam mit dem Beginn des Herbstsemesters nach Wien und ich hatte meine Freude daran, den jungen Studenten von den Vorzügen und den Talenten seiner Cousine schwärmen zu hören.

Erst nach etlichen Wochen fiel mir eine Empfehlungskarte in die Hände, die ein junger Landsmann mir vor einem Jahre in der Krim mitgegeben hatte. „Wenn Sie sich je einmal in Wien aufhalten und in lustigen Kreisen bekannt werden wollen, so versäumen Sie nicht, den Baron Munzer aufzusuchen und ihm diesen Gruß zu bringen," hatte er gesagt. „Sie können für das gesellige Leben Wiens keinen besseren Führer finden. Er wird Ihnen allerdings wie Jago dem Rodrigo empfehlen: ‚Thu' Geld in Deinen Beutel!' Doch das ist heutzutage in den großen Städten nicht anders, wenn man sich amüsiren will!"

Ich lernte in dem Baron in der That einen Mann

von den liebenswürdigsten Manieren kennen, von einer Leutseligkeit, die selbst unter den freundlichen Wienern überraschte. Er hatte den Lebensgenuß, wie er gerade in Wien sich bietet, zu einer wahren Kunst ausgebildet, und freute sich eines Schülers, dem er gewissermaßen die Honneurs der Stadt machen konnte. Mein Leben veränderte sich unter seinem Einflusse mit einem Schlage; ich hatte plötzlich einen Bekanntenkreis und fand wenig Zeit mehr zum Alleinsein; der Baron wußte für jeden Tag irgend ein Vergnügen, „das ich um keinen Preis versäumen dürfe."

Nachhaltiger und bedeutender als die Gesellschaft des Barons, die nur eine vorbereitende Lehrstufe für mich gewesen war, sollte jedoch ein Abend auf mein Leben einwirken, der mir noch deutlich vor dem Gedächtniß steht.

Es war auf einem Juristenball. Ich lehnte neben dem Baron an einer Säule und schaute vergnügt auf die tanzenden Paare, die an uns vorüber wirbelten, als unter dem Gewirr von Spitzen und Seidenstoffen, von Uniformen, Fracks und flatternden Locken eine Frauengestalt meinen Blick auf sich zog. „Wer ist jene Dame in dem mattgelben Kleide an dem Arm des Offiziers?" frug ich meinen Begleiter und erhielt die Antwort, die ich erwartet hatte: „Iduna Willpurg." Ein solches Augenpaar, eine solche Gestalt konnte es nur einmal geben; aber sie war schöner noch, als auf dem farblosen Bilde; das leuchtende Goldhaar warf einen sonnigen Schimmer über die weiße Haut; mit den lächelnden Lippen, der üppig blühenden Gestalt schien sie wie eine Verkörperung berauschender Lebenslust.

Auch der Baron war meinen Blicken gefolgt und betrachtete das Mädchen ziemlich auffällig mit dem Monocle. „Eine prächtige Erscheinung, diese Iduna! Ein Wunder, daß sie die glänzende Parthie noch nicht gefunden, zu der ihre Schönheit sie berechtigt. Es hat ihr übrigens nicht an Bewerbern gefehlt, obwohl sie kein Vermögen besitzt; aber das launenhafte Mädchen hat es bisher vorgezogen, sich als Gesellschafterin herum zu drücken und ihre Freiheit zu wahren. Jetzt lebt sie bei ihrem Bruder, dem Direktor Willpurg, der eine reiche Frau geheirathet und sich nach einem ziemlich tollen Vorleben rangirt hat. Er ist ein kluger Kopf; wollen Sie ihm vorgestellt sein?"

Ich bejahte und der Baron ging, ihn zu suchen unter dem Menschengewühle. Nach geraumer Zeit sah ich ihn auch an der Seite eines blassen jungen Herrn stehen, dessen etwas abgelebte Züge die Aehnlichkeit mit der schönen Schwester nicht ganz verleugneten. Die Beiden kamen nach einem eifrigen Gespräche auf mich zu; der Direktor begrüßte mich mit gutmüthiger Nonchalance, zog meinen Arm in den seinen und schlenderte mit mir durch den Saal, während er boshafte Glossen über die Vorüberwandelnden machte und seine mit Offenbach'schen Witzen und Coupletrefrains reich gespickte Konversation leicht von dem zu jenem flatterte. Am nächsten Tage erst fiel mir auf, daß er mich in seiner ungezwungenen Art recht zum Plaudern gebracht, daß ich Dinge erzählt hatte, mit denen ich sonst nicht zu renommiren pflegte: von der Erbschaft, die mir zugefallen sei, von dem Orden, den mir der ruf-

sische Fürst verschafft, sogar von meiner Verwandtschaft mit dem derzeitigen Minister des Innern.

Am Abende selbst blieb mir zum Nachdenken wenig Zeit. Ich ward mit so viel neuen Menschen bekannt gemacht, die mich Alle mit ganz besonderer Freundlichkeit anlächelten, ich ward von den schönsten Damen ausgezeichnet, mein gesellschaftlicher Erfolg berauschte mich vollends, als auch Iduna, dies gefeiertste Mädchen des Saales, mir einen schmeichelhaften Vorzug gab.

Ein dekorirter junger Herr hatte an ihrer Seite gestanden, als ich mich ihr vorstellen ließ und sie um den Tanz bat. „Ich bin bereits engagirt," sagte sie zuerst mit einem kühlen Lächeln, ohne von dem Bouquet aufzusehen, an welchem sie eine losgegangene Schleife wieder fest band. Ich erwiederte ein paar höfliche Worte; sie sah auf, sah mir eine Weile mit ganz festem, langem Blicke in das Gesicht und sagte dann: „Ich werde doch mit Ihnen tanzen, Herr v. Hoffmann. Sie verzeihen, Herr Graf, Ihnen ist eine Polka ja ohnedies lieber!" Und mit einem kurzen Lachen und einem entschuldigenden Blick auf den verblüfften jungen Mann nahm sie meinen Arm und wir reihten uns den Tanzenden an. Dieser kleine Zug charakterisirte ihr Wesen: Iduna that stets, was ihr gefiel, und folgte der Laune des Augenblicks, unbesorgt um alle Kritik.

„Wir sind ja alte Bekannte," lächelte sie nun und sah ganz berückend zu mir auf. „Vor sechs oder sieben Jahren sind Sie mit Karl Baldinger oftmals vor meinen Fenstern in der Ringstraße vorüber gegangen. Freilich dem Freund gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Ich war damals

noch sehr jung und kindisch und ich ärgerte mich, weil Sie niemals herauf blickten, vielleicht auch, weil neben Ihrer schlanken Gestalt und Ihrem dunklen Griechenkopfe mein armer Verehrer Karl noch kleiner und plumper aussah als sonst."

„Der gute Karl! Jetzt ist er vollends Philister und Kleinstädter geworden!" lachte ich.

„Sie wundern sich? Was soll er in Neustadt anders werden? Ich meine, leben, so recht eigentlich leben, kann man doch nur in Wien."

„Ich vermag Ihnen diese Vorliebe wohl nachzufühlen. Wer, wie Sie, in der Großstadt als Erste zu herrschen vermag, muß kleinere Triumphe verachten!"

Sie warf mit einem trotzigen Lachen den schönen Kopf zurück. „Als ob ich auf den Erfolg eines Ballabends Werth legte! Ein Erfolg, der meinem Friseur und meiner Modistin mehr als mir selbst gilt! Nein, gerade weil ich nicht zu herrschen verlange, liebe ich diese bunt wechselnden, fortgleitenden Bilder einer großen Geselligkeit. Wie wird in der Kleinstadt jede Annäherung zweier Menschen zu einem Gefühl aufgebauscht! Hier begegnet man sich, sieht sich freundlich in die Augen, lacht und freut sich des Augenblicks und vergißt sich über Neuem am nächsten Tage. Man braucht sich ja gar nicht zu lieben, um einen flotten Walzer mit einander zu tanzen!"

Es klang übermüthig, mit hellem Lachen von ihrem Munde. Und doch meinte ich eine leise Bitterkeit durch die Worte zu hören, als spottete sie über sich selbst und suchte das eigene Herz zu verlachen, das nach Besserem verlangte.

Ich glaubte ihr kühl und objektiv genug gegenüber zu stehen, daß ich es wohl wagen durfte, dieses Mädchenräthsel näher zu ergründen, und so suchte ich denn nach jenem ersten Abend mit Vorliebe ihre Gesellschaft. Direktor Willpurg hatte mich zu einem Besuche aufgefordert; ich ward in seinem Hause, in dem seiner Bekannten auf die liebenswürdigste Weise empfangen, Einladungen strömten mir von allen Seiten zu; der Beginn des Karnevals schien für diese Geldmänner, zu denen ich nach ihrem Auftreten Willpurg und alle seine Freunde zählen mußte, das Signal gegeben zu haben zu einer Reihe von Festen, Soupers und Diners, Champagner-Frühstücken und Tanzunterhaltungen. Wie diese Leute zu leben und zu genießen wußten! Mit welchem Raffinement, mit welch' künstlerischem Geschmacke ihre Häuser, ihre Zimmer geordnet und geschmückt waren! Man sog den Wunsch nach Reichthum und schrankenlosem Besitz in diesen prächtigen Räumen ein wie ein süßes, berauschendes Gift.

Ich war bestrickt von Iduna, bestrickt von dem neuen verschwenderischen Genußleben, in das ich gerathen war. Mit vierundzwanzig Jahren hatte ich gearbeitet und gespart, um mit dreißig zu tollen und zu verschwenden. Bald hatte ich keinen Wunsch mehr, als raschen Erwerb, um wie die Menschen um mich her das Gold mit vollen Händen fortwerfen zu können.

In dieser Stimmung fiel ein Vorschlag Willpurg's natürlich auf fruchtbaren Boden. „Sie müssen sich an unserem neuen Unternehmen betheiligen," sagte er eines Morgens nach einem animirten Frühstück. „Das ist doch

klar, lieber Freund, daß die Ausdehnung unserer großen Städte keine vollendete, sondern eine werdende ist. Wien wird, muß sich vergrößern; nun erhellt daraus, daß man sein Kapital gar nicht besser anlegen kann, als in Bauplätzen und Häusern. Von dem Wunsche geleitet, die Fortsetzung der Vorstädte" — er deutete auf den Stadtplan, den er aus der Tasche genommen — „keinen gewissenlosen Häuserspekulanten zu überlassen, hat sich nun eine Anzahl leistungsfähiger Männer associirt, welche vorläufig hier an diesem Stadtende eine neue Baulinie schaffen wollen. Es handelt sich darum, schön, praktisch, elegant zu bauen, ein fashionables Zukunftsquartier zu schaffen; wir denken uns Häuser im Villenstyl, dazwischen vielleicht ein großartiges Etablissement für Vergnügungen und so weiter. Wissen Sie, lieber Herr v. Hoffmann, für Sie hat diese Geschichte doppelte Wichtigkeit. Es fiel mir ein, als ich Sie mit solcher Begeisterung über moderne Zwecke der Baukunst reden hörte, daß wir ja nicht weit nach einem Architekten zu suchen hätten, daß derselbe ja durch einen günstigen Zufall recht hübsch in unserer Mitte sitzt. Kommen Sie doch morgen, sehen Sie sich die Projekte einmal näher an."

Er sprach in seiner bekannten Weise, halb gutmüthig, halb blasirt, und schlürfte dazwischen seinen Sekt. Auf mich machte sein Projekt nichtsdestoweniger einen mächtigen Eindruck. Auf heimathlichem Grund und Boden mit reichen Mitteln bauen zu dürfen, schon diese Aussicht erschien mir wie ein märchenhaftes Glück. Ich hatte gerade dem Villenstyle meine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und eine Unmasse von Plänen im Kopfe. Dabei hatte ich zu dem

geschäftlichen Verständniß Willpurg's und seiner Freunde ein ungeheures Vertrauen.

Ich ging denn auch voll Begeisterung auf seine Ideen ein. Er begleitete mich in meine Wohnung, blickte in meine Mappen, sprach sein Entzücken über meine Zeichnungen und Entwürfe aus, und wir plauderten bis zum sinkenden Abend über das Unternehmen, für das ich vollständig gewonnen war.

Wenige Tage später wurde ich dem bereits konstituirten Verwaltungsrathe der „Baugesellschaft" als neues Mitglied vorgestellt und aufgefordert, baldmöglichst Pläne vorzulegen. Es war bereits eine sehr hohe Summe gezeichnet. Unter den gewaltigen Ziffern nahm sich mein Antheil — es war so ziemlich das ganze vom Onkel mir zugefallene Vermögen — verschwindend klein aus.

„Sie werfen Ihr Talent mit in die Urne," sagte Willpurg mit einem protegirenden Lächeln.

Ich freute mich über die erste Pforte, die ich dem Glücke geöffnet hatte.

Die heitere, leichtfertige Sinnlichkeit Wiens strömte mir durch die Adern, und wenn mir auch Manches an den neuen Bekannten nicht ganz behagte, wenn auch Willpurg's Wesen mir häufig mißfiel, so betäubte andererseits der Humor, die fröhliche Leichtlebigkeit um mich her meine aufkeimenden Skrupel.

Mein Talisman, das Zweiglein von Edith's Linde, war längst verwelkt und verstaubt in diesen Wintertagen.

Es schien mir wie ein Rückerinnern an einen fernen Jugendtraum, als ich eines Abends das bleiche Mädchen-

gesicht mit den ernsten Augen wiedersah. Es war im Theater. Ich erblickte im Spiegel Edith's vorüberschreitende Gestalt; ich eilte ihr nach, verlor ihre Spur jedoch bald im Gedränge. Gleich darauf begann das Stück; ich saß einsilbig und unaufmerksam neben Iduna in der Loge. Der Gedanke, daß die Damen in Wien seien, daß ich sie bald wiedersehen könne, zerstreute mich.

Als wir nach Schluß der Vorstellung die Treppe herab gingen, begegneten wir ihnen. Edith schritt an der Seite der Mutter. Ich führte Iduna am Arme, welche ich nach Hause zu bringen versprochen.

Ich grüßte warm und herzlich. Doch ich erhielt von Frau Hennigsen nur ein sehr frostiges Neigen zurück. Auch Edith's Gruß war ernst und fremd.

So also sahen wir uns wieder nach so freundschaftlichem Abschied! Ich konnte meine Verstimmung nicht verbergen. Iduna betrachtete mich forschend.

„Woher kennen Sie die Damen?" sagte sie, als wir im Freien standen.

Ich erzählte ihr von jenem in Neustadt verlebten Herbsttag. Ich sprach in warmen, beredten Worten; der Anblick Edith's hatte mir den ganzen Zauber jener stillen Stunden wachgerufen, und ich pries mit einem Ausdruck der Sehnsucht die Stimmung, die mich damals erfüllt und beglückt hatte.

Iduna lachte auf. Ein bitterer Ton klang durch ihr Lachen.

„Sie lieben dieses Mädchen, diese Edith!" sagte sie rauh. „Leugnen Sie nicht! Ich weiß es ja, daß dies

die Mädchen sind, die man liebt; diese Kinderseelen mit den lammfrommen Herzelein, die so naiv und unwissend in die Welt schauen, als wären sie ein Bilderbuch mit guten Geschichten und einem moralischen Spruche auf jedem Blatte!"

Ich versuchte eine Entgegnung, doch sie fuhr, mir das Wort abschneidend, fort:

„Beruhigen Sie sich übrigens über den kühlen Gruß der Damen. Er galt nur mir, mir, der ehemaligen bezahlten Gesellschafterin."

„Fräulein Iduna," sagte ich ärgerlich, „Ihre gereizte Stimmung macht Sie ungerecht. Diese Damen sind keines kleinlichen Hochmuths fähig."

„Glauben Sie?" sagte sie wieder mit bitterem Lachen. „Glauben Sie, daß sie mir verzeihen, mir einstmals selbst mein Brod verdient zu haben? O die gütigen Seelen! Jedenfalls verzeihen sie mir nicht, was man über mich spricht. Sie wissen vielleicht noch gar nicht, wen Sie am Arm führen. Der Gruß dieser tugendstolzen Damen sollte es Ihnen verrathen, Herr v. Hoffmann. Man nennt mich eine gefährliche Kokette, man nennt mich emanzipirt und frei, man bekreuzt sich vor mir. Und wenn ich eine Stellung verlassen mußte, weil die freche Zudringlichkeit des Gatten oder des Sohnes gegen die Gouvernante mich vertrieb, so hieß es: ‚Nur sie selbst ist Schuld. Sie verdirbt die braven Männer und bringt Unheil mit ihren Teufelskünsten.' Mich verdammt die Lästerzunge. Als ob ich nicht tausendmal mehr Achtung verdiente, weil ich allein und schutzlos jedem frechen Wort, jeder eigenen Thorheit

preisgegeben, mich selbst hochzuhalten und zu schützen wußte, tausendmal mehr Achtung, als solch' ein braves Haustöchterlein, das von einer klugen, liebenden Mutter gehegt und gehütet wird vor jeder Gefahr. Darum lache ich auch über diesen schnöden Gruß. Darum habe ich gelernt, das Urtheil und das Gerede der Frauenwelt zu verachten vom Grund meiner Seele!"

Sie sprach rasch, zornig. Ihre Augen sprühten Blitze. So schön sie war in dieser leidenschaftlichen Erregung, mich verstimmte ihr Ausfall gegen die Damen, die ich als großdenkend und edel verehrte. So ging ich schweigend an ihrer Seite.

„Warum begleiten Sie mich eigentlich?" sagte sie plötzlich, ihren Arm aus dem meinen ziehend. „Ich kann sehr gut allein gehen und brauche keinen Weggenossen, der mittlerweile von einem frommen Täubchen aus Neustadt träumt. Vielleicht können Sie Fräulein Hennigsen noch erreichen. Gehen Sie doch! Ich will allein sein!"

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein!" sagte ich, stehen bleibend.

Sie schritt ohne „Gute Nacht!" an mir vorüber. Mir aber schien's nur wenig ritterlich, ihrem Befehle zu gehorchen und sie unbeschützt durch die nächtlichen Straßen gehen zu lassen. So wartete ich eine Weile, bis sie den Klang meiner Schritte auf dem festgefrorenen Boden nicht mehr vernehmen konnte, und folgte ihr dann in einiger Entfernung. Ich sah bald ein, daß diese Vorsicht nicht unnöthig gewesen sei, denn als sie an einer Straßenecke an einem hell erleuchteten Tanzlokale vorüber kam, traten

eben ein paar Masken aus dem Haus, die bei dem Anblick der auffallenden Mädchenerscheinung stutzten und sich umwendeten, um ihr nachzueilen. Ich meinte trotz der Entfernung die beiden jungen Männer, die in einem phantastischen Aufputz steckten, als ein paar junge Ungarn, die ich schon in Willpurg's Hause getroffen hatte, zu erkennen. Dieselben schienen in sehr animirter Stimmung; sie sangen und lachten laut. Iduna hatte ihren Schritt auf's Aeußerste beschleunigt, sie lief nun fast, so daß ich trotz des raschesten Tempo's nicht allsogleich nachzukommen vermochte und mit Mißbehagen bemerkte, wie die vorüber gehenden Leute über die wunderlich dahin eilende Gruppe, besonders über die beiden verfolgenden Masken spöttische Bemerkungen machten. Als ich ganz nahe stand, war einer der Burschen vorgesprungen und vertrat Iduna den Weg.

„Fräulein," rief er mit einer Stimme, die deutlich seine Trunkenheit verrieth „Sie sind neulich im gleichen Schlitten mit mir gefahren, Sie schulden mir noch das Schlittenrecht. Es heißt ein Kuß nach alter Sitte. Ich habe mit meinem Freunde hier gewettet, daß ich diesen Kuß noch heute bekommen will, und diese Wette verliere ich nicht! Eher soll —"

In diesem Moment hatte ich den Menschen so derb bei Seite gerissen, daß sein Federbarett zu Boden fiel. „Geben Sie den Weg frei und schämen Sie sich, eine Dame auf diese Weise zu beleidigen, nachdem Sie im Hause ihres Bruders Gastfreundschaft genossen!" rief ich.

„Eine saubere Gastfreundschaft, die mich dreitausend Gulden gekostet!" schrie der Andere zurück und wendete sich nun wüthend gegen mich. „Was geht's denn übrigens

Sie an, Sie —" Er suchte nach einem Schimpfwort, aber der Gefährte, der weit nüchterner schien, flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr und trat dann vor mich hin.

„Wer sind Sie?" frug er.

„Hier meine Karte!" sagte ich. „Wenn Sie Weiteres mit mir zu besprechen haben, bin ich morgen nach Elf zu Hause."

Es fielen noch einige heftige Worte, dann rissen die Beiden gleichfalls ihre Karten heraus. Die Aussicht auf ein Duell schien sie über das verlorene Abenteuer hinweg zu trösten; sie ließen es jedenfalls geschehen, daß ich Iduna meinen Arm bot, und gingen dann laut lachend ihres Weges.

Iduna hatte die Lippen nicht geöffnet während der Scene; ganz still und bleich sah sie zu mir auf. „Ich danke Ihnen," sagte sie dann leise. „Ich war ungerecht gegen Sie und thöricht. Nun müssen Sie sich schlagen mit dem albernen Jungen um meiner heftigen Laune willen!" Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ach, es ist sehr schön, einmal auch von einem Anderen beschützt zu werden, Clemens!"

Volle, tiefe Wärme lag in ihrem Tone. Vor diesem Tone zerflatterte die Erinnerung an Edith und der Wunsch nach Umkehr und Frieden, welche sie geweckt.

Ein paar Tage später fand das Säbelduell zwischen mir und dem jungen Ungarn statt. Er ward am Arme leicht verwundet, ich trug keine Verletzung davon; Iduna dankte mir mit einem Blick, so tief und ernst und warm,

ich hatte nie geglaubt, daß diese Augen, in denen sonst nur lustige Kobolde blitzten, oder die wohl zornig aufflammten wie die einer Walküre, eines solch' innigen, rührenden Ausdrucks fähig wären.

Dem Mädchen rückte ich näher; gegen den Bruder wuchs ein gewisses, unbestimmtes Mißtrauen; wir waren zuweilen über Kleinigkeiten uneins geworden; ich hatte da und dort ein hingeworfenes Wort über ihn gehört. Man munkelte, daß die jungen Männer, die von Iduna's Schönheit angezogen, in seinem Hause erschienen, nicht blos dem Goldhaar der Schwester huldigten, sondern in seinen Salons an Spieltischen dem Golde sehr reelle Opfer brachten. Mich hatte er nie zu diesen geheimnißvollen Cercles gezogen, ich wußte also nicht, ob das Gerücht Recht habe; aber er ward mir unheimlich. Ich fühlte das eigentlich erst, als er einstmals in einer Sitzung der Baugesellschaft Edith's Namen nannte: ihr Name schien mir entheiligt in seinem Munde. Frau Hennigsen, Gutsbesitzers Wittwe aus Neustadt, besaß nämlich ein ziemlich ansehnliches Grundstück in jenem Stadttheil, auf welchen sich unsere Pläne richteten, indem die Bauplätze bei der gesteigerten Kauflust bereits um das Zehnfache gegen früher in die Höhe gegangen waren. Der größte Theil gehörte freilich schon der Gesellschaft. Frau Hennigsen nur hatte den ihr vor ein paar Monaten bereits angebotenen Verkauf verweigert. Der Direktor fürchtete nun, sie möchte sich's zu nutze machen, daß wir den Grund unbedingt haben mußten, und sprach über die Dame in ärgerlichen, nicht gerade höflichen Ausdrücken.

Mir schoß das Blut in den Kopf: „Ich kenne und verehre diese Familie!" rief ich, „und ich bitte darum, daß Sie in einem anderen Tone von ihr reden!"

Im ersten Augenblick wollte er auffahren, aber er unterbrach, sich besinnend, den heftigen ersten Satz mit einem Lachen: „Verzeihung, wenn ich ein zartes Gefühl verletzt. Ein Glücksfall, daß Sie die Damen kennen! Sie soll nämlich hier sein, diese unnahbare Wittwe! Uebernehmen doch Sie die Unterhandlung, vielleicht haben Sie besseren Erfolg, als meine Briefe!"

Ich zeigte mich gerne bereit.

Iduna, die seit meinem Duell mich mit sanfter Güte und der sonnigsten Laune verwöhnt hatte, schmollte und grollte, als sie von diesem Auftrage erfuhr, und kokettirte am nächsten Ballabende in auffallendster Weise mit Mr. Davis, einem jungen, reichen Engländer, der viel zu Willpurg kam und Iduna stets mit bewundernden Augen betrachtete.

Mein geschäftlicher Besuch war bei Hennigsen angemeldet worden. Mir war's ganz seltsam zu Muthe, als der alte Diener wieder mit seiner wunderlichen Grandezza die Flügelthüren aufriß. Ich fühlte ja, daß ich die rasch gewonnenen Freunde nicht als derselbe wiedersah, als der ich sie verlassen, daß eine gewisse Entfremdung sich zwischen uns gedrängt; hatte doch auch der Vetter Kurt seit längerer Zeit seine Besuche eingestellt. Doch als nun ein fremder Mann mich empfing und mir erklärte, er sei Rechtsanwalt Doktor Hoffmann und von Frau Hennigsen beauftragt, mit mir zu unterhandeln, da setzte sich mir ein zorniger

Stachel in's Herz. Nicht einmal sehen wollten sie mich! Sie wünschten unsere Beziehungen also abgebrochen!

Nun, was galt es mir? Sie sollten sehen, daß auch ich vergessen könne! In Gedanken schalt ich auf sie und nannte sie hochmüthig und engherzig, und schalt mir doch den Aerger und die Verstimmung nicht fort. Dem reservirten Tone des Rechtsanwaltes gegenüber blieb auch ich sehr kühl und verschlossen; unsere geschäftliche Angelegenheit wickelte sich jedoch sehr einfach ab. Frau Hennigsen hatte sich auf den Rath des Doktors entschlossen, zu verkaufen; forderte jedoch — gegen seinen Rath — keine höhere Ankaufssumme, als sie ihr schon vor zwei Monaten geboten worden war; verlangte dagegen baare Bezahlung, aber nicht in Aktien der Gesellschaft.

Als ich Willpurg das Ergebniß meiner Unterhandlung mittheilte, klopfte er mir mit einem eigenthümlichen Aufblitzen der grüngrauen Augen auf die Schulter.

„Das ist ja über Erwarten gut gegangen, mein Lieber!" Dann etwas leiser fügte er hinzu: „Gratulire zu dem guten Geschäft, das Sie gemacht haben. Denn das versteht sich doch von selbst, nicht wahr, daß dieser lächerliche Kaufpreis unter uns Beiden bleibt. Wir Beide lassen die Bauplätze durch einen Strohmann kaufen und schlagen dieselben erst dann an die Gesellschaft los, wenn diese das Dreifache bezahlt. Dabei macht sie immer noch ein gutes Geschäft. Sie aber haben sich mit meinem Dank einige Hunderttausend verdient — und nur mit Ihren schönen Augen! Werde Sie jedesmal als Vertreter schicken, wenn ich mit Frauenzimmern zu verhandeln habe. Meinen

Brief weist man einfach ab, und sobald der hübsche Kerl erscheint, geht die Sache glatt. O diese Weiber!" Und er summte eine Coupletmelodie, während er eine neue Cigarette wickelte.

Ich fühlte aber trotz seines frivolen, anscheinend gleichgiltigen Tones, wie er mich lauernd beobachtete; nie war mir sein Gesicht noch so abgelebt und wüst erschienen.

„Und wär's eine Million, die ich gewinnen könnte! Durch einen Betrug will ich mich nie bereichern!" rief ich entrüstet. „Wenn dies Ihre Wege und Mittel sind, Herr Direktor, so danke ich für die Gemeinschaft!"

Er fuhr auf, zog seine Cigarette aber erst durch die Lippen, ehe er erwiederte: „Gebrauchen Sie doch keine geschmacklosen Worte, bester Herr v. Hoffmann. Lassen Sie mich in solchen Dingen handeln, von denen Sie — mit Ihrer Erlaubniß — doch nichts verstehen. Sie sind Baumeister, ich bin Geschäftsmann. Bei Ihnen darf's freilich keine krummen Linien geben; aber Sie werfen alle Spekulation über den Haufen, wenn Sie da auch mit Ihrem Lineal kommen wollen!"

„Das sind Phrasen! Es gibt für alle Menschen nur einen und denselben Maßstab von Ehrlichkeit und Recht, und wer seine eigenen Freunde und Geschäftsgenossen übertölpeln will, handelt diesen einfachen, sehr allgemeinen Begriffen entgegen!" erwiederte ich heftig.

Auch er antwortete nun in gereiztem Tone; wir geriethen in einen heftigen Wortwechsel und gingen im Zorn aus einander.

Voll Abscheu, fest entschlossen, mich lieber gänzlich von

Willpurg loszusagen, als auf seine dunklen Bahnen mitreißen zu lassen, verließ ich das Haus. Unterwegs aber begegneten mir Bekannte, die mich zu einem lustigen Frühschoppen mitschleppten; ich war bald wieder in anderer Stimmung.

Am selben Abende aber erhielt ich ein Billet Iduna's, das mich sehr beschäftigte. „Ich muß Sie sprechen!“ schrieb sie. „Bin jedoch von der Theaterprobe so in Anspruch genommen, daß ich Sie dringend bitte, zu Bankier Brückmann zu kommen, wo die Probe stattfindet. In einer Scene, worin ich nicht zu spielen habe, findet sich wohl Gelegenheit zu einem tête-à-tête.“

Die Aussicht, nach dem Vorhergegangenen dem Direktor zu begegnen, war mir peinlich. Doch diesem Rufe Iduna's, die mir seit Tagen kaum ein freundliches Wort gegönnt hatte, die obendrein der gewünschten Unterredung einen ganz feierlichen Anstrich zu geben wußte, vermochte ich nicht zu widerstehen. Ich fand mich bei Brückmann ein. Die Probe galt einer Dilettanten-Aufführung zu wohlthätigen Zwecken.

Iduna kam mir im Kostüm entgegen; sie war ganz in weiße, golddurchwirkte Stoffe gekleidet; ihr gelöstes Haar hielt ein dichter Eichenkranz. Sie flüsterte mir zu: „Im zweiten Akte bin ich unbeschäftigt. Suchen Sie unbemerkt in den kleinen Salon neben dem Speisezimmer zu treten. Dort können wir ungestört plaudern!“

Ich saß eine Weile schon in erregter Erwartung in dem dicht mit Sammetgardinen und Teppichen umschlossenen ...ache, als Iduna eintrat.

Sie sah mir voll in die Augen und sagte heftig: „Ich wußte, daß diese Hennigsens Sie uns entfremden würden! Was haben sie Ihnen über meinen Bruder gesagt?"

„Die Damen haben mit unserer Entzweiung nichts das Geringste zu thun; ich sprach sie gar nicht. Ich hatte mit Herrn Direktor Willpurg einen Prinzipienstreit. Ich weiß nicht, ob Sie die Ursache kennen?"

„Nein, ich kümmere mich auch nicht darum!"

„Nun gut, so sprechen wir lieber nicht mehr von der ganz geschäftlichen Angelegenheit. Ich hoffe, Sie haben mich nicht um solch' widerwärtiger Dinge willen zu sehen gewünscht!"

„Ich wollte mit Ihnen reden, um Ihr Verhältniß mit meinem Bruder wieder zu glätten. Ich widerspreche Ihnen ja gar nicht, wenn Ihnen manches an seinem Wesen mißfällt; auch mir schaudert zuweilen, wie kühl und egoistisch ihn das Leben gemacht hat. Doch Ihnen gegenüber ist er gewiß nicht selbstsüchtig. Er hat für Sie warmes Wohlwollen, wirkliche Freundschaft; er ist entzückt von Ihren Plänen und es gilt ihm für ausgemacht, daß Sie die neuen Bauten schaffen und leiten werden. Geld ist Macht, mein Freund! Auch ich bin nicht immer mit den Ansichten meines Bruders einverstanden, auch ich halte meine Schwägerin, trotz ihrer Millionen, für die ungebildete Tochter eines Emporkömmlings. Finden Sie es unrecht von mir, daß ich skrupellos den Luxus genieße, den das Schicksal mir nach sorgenvollen Tagen in den Schoß wirft? Und darin, Herr v. Hoffmann, haben unsere Naturen viel Aehnlichkeit: wir können Beide ein beschränk-

tes ruhiges Leben nicht ertragen! Auch Sie können es nicht. Erinnern Sie sich, wie es Ihnen vor dem Philisterthum Ihres Freundes Karl gegraut hat. Sie sind eine Künstlernatur! Sie brauchen eine breite, freie Basis. Und wenn Sie in Ihrem Berufe sich hervorthun wollen, so werden Sie immer großartiger fremder Mittel bedürfen! Sie werden aber niemals erwägen und erforschen dürfen, ob diese auch nach reinen, idealen Prinzipien errungen seien!"

Es hatte etwas Dämonisches, wie sie genau die Worte sprach, die ich selbst seit einem Tage meinem beunruhigten Gewissen zuflüsterte. Dabei war sie so schön, und wir waren allein. Blumenduft zog berauschend durch das Gemach. Matter und stiller wurden die vernünftigen Gedanken vor dem Reiz ihrer Nähe.

Mit einem letzten Ringen nach Besinnung fragte ich: „Kommen Sie im Auftrage Ihres Bruders?"

„Nein! Ich weiß, daß mein Bruder bereit ist, Ihnen die Hand zur Versöhnung zu bieten, sobald Sie dieselbe nehmen wollen. Aber ich kam um meinetwillen! Weil ich nicht will, daß Sie sich von uns wenden! Weil ich all' meinen Groll gegen das Geschick, meine Armuth, mein Grauen vor der Zukunft, die Bitterkeit der Vergangenheit vergesse, wenn Sie in meiner Nähe sind! Weil Sie der einzige Mann sind, Clemens, den ich geliebt habe!"

Diese Worte sprach ein Mädchen, das die Natur in ihrer fürstlichsten Gebelaune geschaffen hatte. Wenn Schönheit eine sieghafte Macht ist, so wird man mir nachfühlen oder doch verzeihen können, daß mein Rest von Besinnung,

meine Bedenken, meine Grundsätze, meine Vernunft versanken, wie unter einer heißen Woge, die aus ihren Blicken, aus ihrer Stimme zu mir empor loderte.

Ich schlang die Arme um die lockende Gestalt, ihr Haar legte sich mir weich und duftend um die Schultern; sie küßte mich, als wollte sie ihre Seele in die meine tauchen; und trunken von dem berückenden Augenblicke flüsterte ich ihr tolle, glühende Worte zu.

Draußen klang ein feines Glöckchen, der Vorhang rauschte vor der Bühne nieder.

„Nun sind Sie mein, Clemens! Und Niemand soll Sie mir entreißen!" sagte sie, die weißen Arme von meinem Nacken lösend.

Wenige Augenblicke später stand sie auf der Bühne, von bewundernden Augen betrachtet. Das allgemeine Entzücken, welches ihr Spiel, ihre Erscheinung hervorrief, fiel wie ein heißer Hauch auf meine berauschten Sinne. Ich hatte keinen Gedanken mehr als Iduna! Ihr Arm lag in dem meinen, ihre Augen glühten zu mir auf, als ich an der Schwelle des Speisezimmers ihrem Bruder gegenüberstand. Was zwischen uns lag, es war mir in diesem Augenblick nichtig und unbedeutend gegenüber dem heißen Wunsche, an Iduna's Seite, als ihr Tischgenosse den Abend zu verleben. So reichte ich Willpurg die Hand, die er mit einem Lächeln nahm, und unsere Gläser klangen bald aneinander.

Unter dem Vorwande, mir eine Anekdote zu erzählen, welche für Damenohren nicht geeignet sei, zog er mich nach einer Weile in eine Fensternische.

„Sie haben sich besonnen: wir machen das Geschäft?“ flüsterte er.

„Thun Sie, was Sie wollen!“ erwiederte ich. „Nur reden Sie mir nicht mehr davon. Ich schweige, aber ich danke für den Antheil!“

Er trat laut lachend an den Tisch zurück. „Ihre Anekdote ist noch besser als die meine,“ rief er. „Darauf müssen wir anstoßen!“

Iduna sah, wie mir ein böser Schatten über das Gesicht glitt, auch sie hob das Glas: „Auf unsere Liebe!“ flüsterte sie leise.

Sie sprühte an dem Abende von Witz und Uebermuth und lachte mir alle Skrupel fort. Sie war entzückend, bezaubernd; aber ihre Küsse kosteten mir meine Selbstachtung; denn bei der nächsten Sitzung des Gründerkonsortiums berichtete Willpurg, Frau Hennigsen's Anwesen sei bereits an einen Rechtsanwalt Schmidt verkauft gewesen; es sei ihm jedoch gelungen, mit diesem zu einem zwar höheren, aber doch noch annehmbaren Preis abzuschließen. Ich allein wußte, daß dieser Rechtsanwalt Schmidt nur im Auftrage Willpurg's gehandelt habe, als er das Grundstück gekauft hatte, daß Willpurg der eigentliche versteckte Käufer und Verkäufer war und der Gesellschaft nun das Vierfache der thatsächlich bezahlten Summe anrechnete. Ich fühlte, daß mein Schweigen mich zu seinem Betrugsgenossen machte, auch wenn ich den Gewinn zurückgewiesen; ich hatte von diesem Augenblicke an das innere Gleichgewicht verloren und brauchte Betäubung, um meine reuevollen, selbstquälerischen Gedanken zu vergessen.

Es war mir nur wohl in der schwülen Atmosphäre des Ballsaales, in der Champagnerstimmung, im Festtaumel; nur in Iduna's Nähe fand ich Selbstvergessenheit. Ich sah das Mädchen selten allein. Nur während des Tanzens konnten wir zärtliche Worte tauschen, nur wenn ich ihr in der Garderobe den Mantel umhing, gelang es mir zuweilen, einen flüchtigen Kuß auf ihre Haare, auf ihren Arm zu drücken. Aber das Geheimniß unserer Liebe erhöhte ihren Reiz; eine erfaßte einsame Minute goß mir süße Trunkenheit in die Seele, und so, von dem Wunsche geleitet, mich stets auf's Neue zu berauschen und zu betäuben, ließ ich mich immer weiter fortreißen von der Vergnügungsjagd, und lernte allmählig die ernsten Gedanken fortzuscherzen und die Augen vor der Zukunft zu verschließen.

Ich erinnere mich, daß ich zum ersten Male bemerkte, es sei Frühjahr geworden, als ich am Morgen von einem Balle heimging und die Vögel singen hörte. Der Ball war nicht fröhlich gewesen; Iduna hatte gefunden, daß ich mich zu sehr mit einer hübschen jungen Wittwe beschäftigte, und mir eine eifersüchtige Scene gemacht. Aus ihren Vorwürfen, aus den Neckereien und Stichelworten der Bekannten fühlte ich wohl heraus, daß unser Liebesverhältniß, das kein ganz heimliches mehr war, nicht länger unausgesprochen bleiben dürfe, daß Iduna berechtigt sei, eine Erklärung von mir zu erwarten. Und doch, es schien mir fast unmöglich, mir das Mädchen, das einen Salon so wohl zu schmücken und zu animiren wußte, als Frau in häuslichen Pflichten, im alltäglichen stillen Zusammenleben zu denken, ich kam bei dieser Vorstellung in so

direkten Konflikt mit meinen ehemaligen Ideen von Häuslichkeit, mit meinen Jugendbegriffen von Glück, daß mir selbst der Gedanke, Iduna zu besitzen, nicht über einen Schauer vor der Zukunft hinweghalf.

In diesem schwankenden Gemüthszustande rief mir das Amsellied, das ich vernahm, eine tiefe Rührung, fast ein Mitleid mit mir selber wach. Um mich her regte sich schon wieder das Stadttreiben, Karren fuhren auf und ab, die Holzhacker arbeiteten, in den Läden begann der Verkauf. Ich allein war der Müßiggänger, der nun schlafen mußte, während sich ringsum fleißige Hände mühten.

Durch meine Träume zog das Amsellied. Ich sah auch die Mutter, die längst verstorbene, im Traume wieder. Als ich erwachte, fühlte ich eine unbezwingliche Unlust, heute die Bekannten von gestern wiederzusehen. Ich ging durch die einsamsten Straßen und befand mich plötzlich in jener Gegend, wo Edith und ihre Mutter gewohnt hatten.

Ich hatte lange nichts mehr von den Damen gehört, ich wußte nicht, ob sie noch in der Stadt anwesend seien. In der Nähe ihrer Wohnung aber kam's über mich wie ein Dämmern vergessener wonniger Gefühle. Mein guter Stern wollte, daß die Damen eben aus ihrem Hause traten, als ich in die Straße einbog. Sie bemerkten nicht, daß ich ihnen folgte, daß ich der schlanken Mädchengestalt, die mit dem Sonnenschirmchen über der Schulter vor mir her ging, nacheilte, wie von einer unsichtbaren Gewalt gezogen. So kam ich als ihr in bescheidener Entfernung schreitender Begleiter in die Anlagen des Praters. Ich war lange, seit Monaten, nicht in der freien Natur



gewesen; nun wirkte sie auf mich wie eine entbehrte ernste Freundin.

Mit gesenktem Haupt ging ich dahin, ließ mich von der Frühlingsstimmung durchwehen und hielt mir selber eine ernste, vorwurfsvolle Moralpredigt. Ein plötzliches Umwenden der Damen vor mir riß mich aus meinen Betrachtungen empor. Sie kamen mir nun entgegen; auf dem einsamen Wege war die Begegnung unvermeidlich. Ich grüßte ehrerbietig. Frau Hennigsen dankte wieder in jener frostig unnahbaren Weise, die mich schon damals im Theater v rstimmt hatte. Edith aber erröthete. Dieses Erröthen gab mir Muth.

„Verzeihung, meine Damen!" sagte ich. „Ich kann nicht mit stillschweigendem Gruße an Ihnen vorübergehen, auch wenn Sie mich, wie es leider den Anschein hat, als völlig Fremden betrachten wollen. Ich habe ein Wiedersehen so lange ersehnt, eine solche Enttäuschung empfunden, Sie bei meinem Besuche nicht anzutreffen —"

„Ich überlasse geschäftliche Auseinandersetzungen stets meinem Rechtsanwalte," unterbrach mich Frau Hennigsen. „Wir konnten auch nicht vermuthen, daß Ihnen in Ihrem Bekanntenkreise noch Interesse für unsere stille Gesellschaft übrig geblieben wäre. Ihre Bekannten stehen uns sehr fern, Herr v. Hoffmann!"

Der frostige Ton kränkte mich.

„Ihr Freund, Herr Direktor Willpurg, würde Sie auslachen, wenn er Sie mit uns sähe, glauben Sie nicht?" frug nun auch Edith; mir klang's eher schalkhaft als bitter von ihren Lippen.

„Ich weiß nicht, ob meine Beziehungen zu Herrn Willpurg als Freundschaft bezeichnet werden können!"

„Ich hoffe nicht; hoffe für den Sohn meiner Jugendgespielin, daß er einen solchen Menschen nie Freund nennen kann und wird!"

Sie sprach sehr ernst, fast traurig.

„Gnädige Frau!" sagte ich, „ich sehe, daß mein Verkehr mit Willpurg Ihr Mißfallen erregt!"

„O, ich habe kein Recht, Ihnen Ihren Bekanntenkreis auszuwählen! Sie dürften mich sonst für sehr indiskret halten. Wissen Sie, daß ich es ernstlich bereute, über Herrn Doktor Ballinger einst ein vorschnelles Urtheil vor Ihnen ausgesprochen zu haben. Ich freue mich der Gelegenheit, dasselbe zurück zu nehmen. Der Doktor ist ein braver, ehrlicher Mensch! Ach, je mehr ich in die Welt blicke, desto schmerzlicher erkenne ich, wie sehr man diese seltene Eigenschaften schätzen muß."

Bekannte kamen vorüber, die mit Frau Hennigsen Begrüßungsworte wechselten; ich benützte den Augenblick, um mich an Edith zu wenden.

„Haben Sie nicht Sehnsucht nach der großen Linde, nach Ihrem schönen Lieblingsplätzchen?" frug ich sie.

„O, wie viel ich heute schon an meine Lindenbank gedacht habe!" rief sie aus. „Aber daß Sie nicht längst diesen stillen Weltwinkel vergessen haben, das wundert mich!"

„O, ich vergesse das Plätzchen nie, in meinem Leben nicht! Ich wollte, Fräulein Edith, ich säße wieder unter der Linde, und sommerliches Blätterrauschen wehte mir

alle Erinnerung an diese Stadt fort, wie einen wüsten Traum!"

Zum ersten Male hoben sich die lieben braunen Augen wieder mit einem vollen Blicke zu mir empor, es lag ein fragender Ausdruck in ihren dunklen Tiefen.

Als ich mich bald darauf von den Damen verabschiedete, da legte sich Edith's Hand freundlich in die meine. Während ich das warme Händchen hielt, fragte ich: „Darf ich Sie wieder einmal besuchen?"

Frau Hennigsen erwiederte ein paar höfliche Worte, Edith aber sagte ein treuherziges: „Auf Wiedersehen!"

Ich sah ihr lange nach. Die Thurmuhr schlug. Es war höchste Zeit, mich bei der Sitzung der Baugesellschaft einzufinden. Aber nein! Ich wollte in meiner Stimmung nicht von Geld reden hören, wollte mir nicht in Willpurg's Umgebung den Hauch von Poesie rauben lassen, der mich wieder einmal berührt hatte. Mochten die Herren allein berathen und debattiren! Ich trat in ein Kaffeehaus, in welchem ich keine Bekannten vermuthen durfte, wo ich ungestört meinen Gedanken nachhängen konnte.

Während die Billardkugeln klangen und die Stimmen des Marqueurs und der Kellner sich mit dem Gemurmel der Gäste mischten, hielt ich eine Zeitung in Händen, die ich nicht las, hörte nichts, als eine sanfte Mädchenstimme und sah nur ein paar große Augen in einem jungen Antlitz. Wie eine Erleuchtung kam's über die Nacht, in der meine Seele gelegen hatte; ich wußte, daß ich Edith liebe, daß der beste Theil meines Selbst ihr zu eigen war, vom ersten Augenblicke an. Iduna's Schönheit hatte wohl meine

Sinne entflammt, aber jenen göttlichen Funken, der die Leidenschaft zum Weibe heiligt und verklärt, hatte sie in mir nicht zu erwecken vermocht.

Ich fühlte mein Unrecht gegen das Mädchen, ich bereute jedes tolle Wort, zu dem ihre berauschende Erscheinung mich fortgerissen; aber es kam doch über mich wie Jugendsonnenschein, wenn ich an Edith dachte.

So saß ich wohl lange, als ein Wort, ein Lachen am nächsten Tische, an welchem Fremde sich niedergelassen hatten, mich endlich in die Wirklichkeit zurückriß. „Dieser Artikel hat dem Willpurg wieder schweres Geld gekostet," sagte einer der Herren, auf ein Zeitungsblatt weisend. „Nun, vorläufig steht die Baugesellschaft ganz gut. Zu einer anderen Zeit hätte dieser Schwindler sich auch nicht behaupten können! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend."

Bald darauf verließen sie das Lokal. Das Blatt blieb auf dem Tische liegen. Ich las. Es war ein langer Artikel, der erst in begeisterten Worten von den allgemeinen Intentionen der Baugesellschaft sprach und dann zu einer Lobpreisung der einzelnen Theilnehmer überging. Mir ekelte schon bei den ersten Zeilen. Doch die Farben wurden immer dicker aufgetragen. Als ich endlich meinen eigenen Namen las, schoß mir das Blut nach dem Kopfe: „Muß ein Unternehmen nicht prosperiren, an dem sich Männer betheiligen wie der Architekt Freiherr v. Hoffmann, der für einen russischen Großfürsten Wunderbauten aufführte, dessen Brust von russischen Orden funkelt, der von einem in Spanien lebenden Onkel Millionen ererbte, die er im

Dienste der Gesellschaft, also im Dienste der Kunst, des Schönen verwenden will. Obendrein erfahren wir aus lauterster Quelle, daß Freiherr v. Hoffmann mit höchstgestellten Persönlichkeiten verwandt sei, deren Gunst demnach dem Unternehmen gesichert bleibt."

Voll Zorn und Ekel warf ich das Blatt auf den Tisch und verließ das Lokal. Ich lief sofort zu Willpurg, um von ihm Rechenschaft zu verlangen. Das Maß des Erträglichen war überschritten. Ueber seine Grundsatzlosigkeit hatte ich die Augen zudrücken und mich gedankenlos hinwegtäuschen können; als ich aber meinen eigenen ehrlichen Namen öffentlich in seine schwindelhafte Reklame hereingezogen sah, empörte sich endlich meine bessere Natur. Dieser Schimpf brachte mir plötzlich Klarheit, Ernüchterung. Ich eilte sofort nach Willpurg's Wohnung, traf ihn aber nicht, denn er war eben mit Frau und Schwester ausgefahren.

In Ungeduld und Entrüstung durchwachte ich die Nacht. Unablässig stand mir Frau Hennigsen's kühle Miene vor Augen wie ein Tadel, den ich nun als gerecht erkennen mußte. Hatte ich ihr nicht jeden Anhaltspunkt gegeben, mich für einen Schwindler, für einen grundsatzlosen Menschen zu halten? Schließlich ward mir in wachsender Erregung der Gedanke, von dieser ehrlichen, edlen Dame verurtheilt und verachtet zu werden, so peinlich und unerträglich, daß ich beschloß, so bald als irgend möglich eine Unterredung mit ihr zu suchen und ihr zu berichten, wie wenig ich Ursache hatte, Willpurg als Freund zu betrachten.

Sobald der Anstand es gestattete, ließ ich mich bei Hennigsens melden. Ich wurde vorgelassen. Edith war allein in dem Besuchszimmer, als ich eintrat. Sie hatte gelesen und schaute mit ganz verträumten Augen zu mir auf.

Nach der gedankenschweren, unruhvollen Nacht kam in dem Behagen des Gemaches, vor dem stillen, durchgeistigten Antlitz ein Gefühl der Hoffnung, der Rührung über mich.

„Ich kam so bald, Fräulein Edith!“ sagte ich. „Ich fürchtete, Sie möchten abreisen, ohne daß ich Sie wiedergesehen hätte.“

Sie mochte wohl meine Unruhe, meine Verstörung aus meinen Blicken, aus meiner Rede herausfühlen; doch sie suchte ihre Befangenheit fortzuplaudern; ihre Augen blieben auf das Buch gebannt und vermieden die meinen.

„O nein! Wir bleiben leider noch eine ganze Weile hier! Ich sehne mich nach Hause. Ich bin hier gar nicht so fröhlich, wie draußen, mir graut vor dem Welttreiben!“

Ich sah auf ihre Lippen, die sich beim Reden nur wenig öffneten. Mein Herz zog mich zu ihr, unsagbar. Ich hätte vor ihr niederstürzen, auf den Knieen sie um Liebe anflehen mögen, um einen Sonnenstrahl aus ihrer hellen Seele in mein dunkles Gemüth.

„Nein, Edith, gehen Sie nicht in die Welt. Erhalten Sie sich den süßen Duft, die stille Poesie Ihrer Seele, damit ein armes, verirrtes Weltkind noch wisse, wo es Frieden zu suchen hat, wo es sein besseres Selbst wieder finden kann! Damit Sie ein Schutzengel sein können für eine haltlose, friedlose Seele!“

In tiefster Erschütterung hatte ich ihre Hände erfaßt und sie an die Lippen gezogen.

„Ihr Schutzengel?" wiederholte sie leise, und während sie mit einem gütigen, warmen Blicke zu mir aufsah, gelobte ich mir, daß es die Richtschnur meiner Zukunft sein müsse, vor diesen klaren, reinen Augen bestehen zu können.

Mit Edith's Mutter hatte ich ein ernstes Zwiegespräch. Ich gestand ihr, welche Zweifel mir über meine geschäftlichen Verbindungen mit Willpurg aufgetaucht waren, und hörte nun von ihr sehr sonderbare Dinge aus seinem Vorleben; hörte, wie er Iduna's Schönheit und Macht über die Männerherzen bisher stets benutzt, um die Opfer, die er rupfen wollte, in sein Haus zu ziehen. Sie riß mir die Binde vollends von den Augen.

Ganz aufgeregt stürzte ich fort. Ich mußte endlich Willpurg gegenüberstehen, alle Fäden, die mich mit ihm verbanden, entzwei reißen, wenn mich die Selbstvorwürfe nicht toll machen sollten. In seinem Hause war Sitzung des Verwaltungsrathes, wie ich am vorhergehenden Tage erfahren hatte; ich sprang in einen Wagen, gebot dem Kutscher höchste Eile und trat gerade noch zur rechten Zeit in das Berathungszimmer, ehe die Herren sich entfernten.

„Einen Augenblick!" rief ich. „Ich muß bitten, daß Sie verweilen, bis ich Ihnen eine Erklärung abgegeben, die ich Ihnen, vor Allem aber mir selbst schuldig bin!"

Die Herren, die bereits die Hüte in den Händen hielten, wendeten sich überrascht mir entgegen. Willpurg wechselte die Farbe. Ich warf die Zeitungsnummer mit jenem schamlosen Artikel auf den Tisch.

„Ich glaube nicht, daß dieses Machwerk ohne Einwilligung wenigstens eines dieser Herren“ — ich hielt Willpurg fest im Auge — „veröffentlicht wurde. Der Artikel ist mit einem K. gezeichnet. Ich irre wohl nicht, wenn ich Herrn Kärthner unter diesem K. vermuthe.“

Ein ältlicher Mann mit breitem, roth aufgedunsenem Gesichte, der mir als Reporter und Literat vorgestellt worden war und mehreren Sitzungen beigewohnt hatte, nahm mit einem grinsenden Lächeln das Blatt und sagte:

„Allerdings, allerdings! Der Artikel ist aus meiner Feder. Ein guter Artikel, wie Herr Willpurg selbst zu bemerken die Güte hatte. Ich habe im Uebrigen nur ausgesprochen, was alle die anwesenden Herren von Herrn v. Hoffmann wußten und sagten. Darf ich die Herren um Gehör bitten?“

Und er las in seiner heiseren, fettigen Stimme den Passus vor, während mir's in den Händen zuckte, ihm das Blatt aus den Händen zu reißen und in Willpurg's höhnisch lächelndes blasses Gesicht zu werfen. Doch ich bezwang mich. Als er zu Ende war, sagte ich in ruhigem, schneidendem Tone:

„Ich aber erkläre nun feierlichst den Inhalt für falsch, grundfalsch, den Erfinder dieses prahlerischen Schwindels, zu dem ich niemals mit irgend einem Worte Anlaß gab, für einen Lügner. Ich erkläre weiter, daß ich meine Beziehungen zu der Baugesellschaft entzwei reiße und es fürderhin für einen Schimpf betrachten würde, zu deren Konsortium gezählt zu werden. Meine Austrittserklärung aus

dem Verwaltungsrath werde ich durch die Zeitungen veröffentlichen lassen!"

Einer tiefen Stille folgte nun chaotisches Stimmengewirr, eine wüste, unwürdige Scene, die mir wie ein widriger Traum im Gedächtniß steht. Welch' zornige Worte zwischen mir und Willpurg fielen, darauf besinne ich mich nicht mehr. Ich weiß nur, daß er endlich sein frivoles Lachen verlernt hatte, und daß mein entschlossenes Vorgehen den ganzen niedrigen, ehrlosen Feigling in ihm entlarvte. Als ich auf Mr. Davis, den Iduna's Schönheit und Willpurg's Ueberredungskünste in dessen Geschäfte hereingezogen hatte, zutrat und dem Engländer, der nur wenig Deutsch verstand, einige erklärende, warnende Worte in seiner Muttersprache sagte, da hätte der Direktor mich wohl gerne erwürgt vor Zorn; aber er nagte nur in ohnmächtiger Wuth an der Unterlippe, sein Gesicht war verzerrt und hatte die Maske der Bonhommie abgeworfen. Die übrigen Herren wurden allmählig ruhiger, schienen jedoch durch gemeinsames Interesse verhindert, gegen Willpurg vorzugehen. Nur Mr. Davis stand auf meiner Seite und verließ mit mir den Saal. An der Treppe sagte er in seinem gebrochenen Deutsch: „Ich muß Ihnen sehr verpflichtet sein zu Dank! Ich wäre nicht fähig gewesen, mich loszureißen ohne Sie, mein Herr; wenn ich auch nur geringes Vertrauen hatte zu dem Direktor, so ist es doch sehr anziehend gewesen in seinem Hause durch die Gesellschaft von seiner Schwester."

Iduna! In dem Sturm der letzten Stunden hatte ich ihrer vergessen gehabt. Nun trat bei seinen Worten ihr

Bild wieder vor meine Seele, und als der Engländer mich verlassen hatte, blickte ich voll Trauer zu ihren Fenstern hinauf. Aber plötzlich stürmten Zweifel auf mich ein. Sollte sie blind gewesen sein gegen Alles, was vorging? Kannte sie den Charakter des Bruders nicht? Hätten ihren scharfen Augen dessen unsaubere Verhältnisse entgehen können? Und hatte nicht sie seinen bedeutenden Reichthum stets betont? Hatte nicht sie mir sein Interesse, sein Wohlwollen gerühmt, meine ersten Skrupel eingelullt mit ihren Küssen?

Mit einem unsagbaren Gefühl der Erbitterung schoß mir die furchtbare Anklage durch den Sinn: Sie ist die betrügerische Genossin des Bruders! Ihre Liebe eine Gaukelei, die dieser Ehrlose erdichtet und ihr eingeflüstert hat! O pfui über sie!

Es gibt wohl für einen Mann keine grausamere Empfindung als die, der Narr eines Weibes gewesen zu sein!

Ich hatte mich nur wenige Schritte vom Hause entfernt. Plötzlich rauschte ein Frauenkleid an meiner Seite. Iduna stand vor mir. Sie hatte in Hast nur einen Mantel über die Schultern, einen Schleier über die Haare geworfen.

„Ich bin Ihnen gefolgt, ich hörte von dem unseligen Streit zwischen Ihnen und August, mein Bruder kochte vor Zorn. O Clemens, was ist geschehen?“ rief sie hastig, athemlos.

„Nichts weiter, Fräulein Iduna, als daß ich Ihrem Bruder den ‚Millionär‘ und all' den Nimbus, mit welchem er mich zu behängen die Güte hatte, vor die Füße geworfen habe; nichts weiter, als daß mir in elfter Stunde

die Binde von den Augen gefallen, daß mir dieser Prunk und Glanz vergällt und verbittert ist, daß ich lieber betteln und hungern möchte, als noch länger die Gemeinschaft Ihres Bruders tragen. Nichts weiter, Fräulein Iduna, als daß es Grundsätze gibt, die sich durch ein so schönes Sirenenlied, wie Ihre Liebe, wohl einlullen, doch nicht besiegen und ertödten lassen!"

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte sie kalt. „Sie reden im Fieber!"

„Ja, im Fieber, Iduna! Ich kann es nicht mit kaltem Blute denken; es reißt mir den Glauben an die Menschheit aus dem Herzen, daß Ihre Schönheit im Dienste Ihres Bruders stehen soll; daß Sie das Heiligste, was die Menschen besitzen, die Liebe, seinen schnöden Zwecken dienstbar machen, daß Ihre Liebesworte nur eine Maske sind, die Sie vornehmen, ihm zu Gefallen! Daß diese Vorzüge, welche die Natur Ihnen verliehen, die Menschen zu beglücken, Ihnen nur dienen, Thoren zu verblenden!"

„Mein Bruder hat sie betrogen?" frug sie langsam, tonlos.

„Ich weiß nicht, ob Sie es Betrug nennen, daß er mir Wohlwollen und Freundlichkeit heuchelte, um mir meinen ehrlichen Namen zu stehlen, um mich als bunt ausgeputzten Lockvogel den Gimpeln vorzuweisen, die er fangen wollte. Ich weiß nicht, ob Sie es Betrug nennen, daß er sich als Krösus geberdete, während er nur von der Langmuth seiner Gläubiger lebt! Vielleicht werden Sie sagen, Fräulein Willpurg, Ihr Bruder habe ja nur edel an mir gehandelt, da er mich zum Genossen und Theil-

nehmer seines schnöden Gewinns machen wollte, da er mich ja weniger betrog und täuschte, als tausend Andere! Vielleicht werden Sie sagen, es seien altmodisch-lächerliche Ideale, wenn man Lug und Trug und Schwindel noch verachten will!"

Sie hatte den Kopf gesenkt. Der Wind zauste ihre Stirnhaare und peitschte die Enden ihres Schleiers um ihr Haupt. Nun sah sie plötzlich zu mir auf mit zornflammenden Augen; ich weiß, sie hätte mir in diesem Momente ein Messer in's Herz stoßen können, ohne zu zucken.

„Und Sie denken, und Sie wagen es auszusprechen, daß ich die Vertraute, die Bundesgenossin meines Bruders gewesen sei? Daß ich all' das gewußt hätte, daß ich nur um seiner Zwecke willen Ihnen gesagt, was nun freilich nicht mehr über meine Lippen will? Das sagen Sie mir, mir, die keinem Menschen auf der Welt so viel von ihrem wahren Herzen gezeigt hat, wie Ihnen? Mir, die — o, es ist fürchterlich! Dafür gibt es keine Worte!"

Sie lachte so bitterlich und wild vor sich hin, daß es mir in die Seele schnitt. Aber plötzlich blieb sie stehen, ihre Augen schauten in's Leere, als nahe sich ihnen wie ein drohendes Gespenst ein neuer, entsetzlicher Gedanke. Ihre Stimme klang rauh und hart, als sie nun sagte: „Können Sie mir auf Ihr Ehrenwort versichern, daß Ihre Anklage gegen meinen Bruder kein blindes Mißtrauen, sondern eine wohlbegründete sei? Ich fordere rückhaltlose Wahrheit!"

Ich gab sie ihr; zum Verhüllen und Beschönigen war es zu spät.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und ein schwerer, tiefer Seufzer drang über ihre Lippen. So ging sie eine Weile langsam, stumm an meiner Seite.

Als sie endlich wieder aufblickte, war ihr schönes Antlitz wie versteinert, ihr zuckender, bleicher Mund aber sagte mit einem müden, gelassenen Tone, der mich durchschauerte: „Sie haben wohl Recht gehabt: mein Bruder August nahm mich nur deshalb in sein Haus, weil mein Gesicht ihm gut genug dünkte, junge Männer anzulocken; er gab mir nur deshalb Schmuck und Kleider, um die Puppe glänzender zu machen. Er hat wohl auch die Regungen meines Herzens, wie die Vorzüge meiner Erscheinung zu nützen gewußt; er kannte mich viel genauer, als ich ihn. Er stachelte mich zur Eifersucht gegen Edith Hennigsen; er machte meine Liebe zu Ihnen rege mit klugen Worten. Sie haben also vollkommen Recht gehabt; nur Eines haben Sie vergessen: daß ich bis zu dieser Stunde im Dunkel war wie Sie, daß ich das blinde Werkzeug eines Teufels gewesen!"

„Iduna!" sagte ich mit warmem Mitleid. „So waren wir denn Schicksalsgenossen! Vergessen Sie, verzeihen Sie, was ich im Wahnsinn sprach!"

„Nein!" gab sie zurück. „Das ist das Entsetzlichste, das ist noch tausendmal grausamer als der Betrug jenes Mannes, der sich meinen Bruder nennt, daß Sie diesem Schein, der wider mich sprach, Glauben schenken konnten! Er hat mein Herz nie besessen, er war mir fremd, ich liebte ihn nicht! Egoismus hatte mich an seine Seite geführt; kann ich mich wundern, daß er Selbstsucht mit

Selbstsucht lohnte? Aber Ihnen hatte ich mein Bestes, Eigenstes, meine Seele geschenkt! Ihnen gegenüber hatte ich groß und selbstlos gefühlt; jedes Opfer hätten Sie fordern dürfen! Und so wenig haben Sie mich verstanden, daß Sie das Göttlichste in meiner Seele ein Gaukelspiel nennen und es mit Füßen treten!"

Warme, reuevolle Worte strömten mir von den Lippen, aber sie wollte sie nicht hören.

„Seien Sie barmherzig und erlassen Sie mir Ihr klägliches Mitleid! Aus dieser Fülle von Schmach, in die Sie mich gestürzt, könnte nur ein Meer von Liebe mich retten. Diese Liebe — Sie besitzen sie nicht! Gehen Sie, um aller Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich allein! Sie machen mich wahnsinnig durch Ihr Mitleid, durch Ihre Nähe!"

Sie stürzte von mir fort, ihr Mantel flog im Winde. Ich wollte sie nicht verlassen und fühlte doch, daß sie erst ruhiger werden mußte, ehe ich von Reue und Vergebung sprechen konnte. Ein Wagen fuhr vorüber; ich hörte, wie sie die Adresse ihres Bruders nannte; dann rollte das Gefährt mit ihr fort durch den Frühlingssturm; ich war allein mit dem Bewußtsein einer erdrückenden Schuld.

Kein Schlaf kam in meine Augen. Das in Schmerz verstarrte schöne Antlitz ließ sich nicht bannen, es stand unablässig vor mir wie eine schwere Anklage. Die Gewißheit, die mich durchschauerte, daß Iduna mich mit einer tiefen, ernsteren Neigung liebe, als ich je geahnt, genügte ja, um mein Herz für sie weich zu stimmen und zu rühren. Vor dieser Gewißheit erschien mein ungerechter Vorwurf

als roher Undank. Ich überlegte die Worte, mit welchen ich ihre Verzeihung erflehen wollte und wartete ungeduldig auf den Morgen. Als ich jedoch das Haus wieder betrat, das ich gestern auf immer verlassen zu haben glaubte, hörte ich zu meiner Bestürzung: „Fräulein Willpurg sei noch am vorhergehenden Abende abgereist.“

Wenn noch ein Zweifel an Iduna's Schuld in mir haften geblieben wäre, dieser jähe Bruch hätte ihn zerstören müssen. Ich fuhr sogleich nach dem Hotel, in welches sie sich ihre Koffer hatte nachschicken lassen, aber ich wurde nicht empfangen. Vielleicht war es besser so; besser, wenn Iduna nicht im Affekt des Augenblicks, sondern durch einen ruhigen, ehrlichen Brief die Worte erfuhr, die ich ihr zu sagen hatte; es konnte ihr an deren Ernst dann kein Zweifel mehr übrig bleiben. In der schlaflosen Nacht hatte ich erkannt, welche Sühne ich dem Mädchen schuldete, das mich geliebt, das ich mit Wärme geküßt und dem ich doch die bitterste Kränkung zugefügt hatte.

Ich verhehlte mir nicht, daß ich dem eigenen Glücke, der Hoffnung, Edith's Liebe gewinnen zu können, entsagen müsse; daß ich mit einem Opfer meines Herzens mein treuloses Schwanken bezahlte. Iduna durfte es nie erfahren, was dieser Abschied von meinem schönen Traum mich kostete. Ich hatte die Pflicht, das schutzlose Mädchen künftig zu schirmen vor bitteren Erfahrungen, die Pflicht, ihr ein liebevolles Heim zu schaffen, in welchem die Wunde, die ich ihr geschlagen, heilen und vernarben konnte. Ich schrieb ihr dann mit Wärme, aber ohne Leidenschaft; ich bat sie, die Zukunft mit mir zu theilen, die wohl kaum

eine glänzende werden würde, die ich aber durch Energie und Arbeit zu einer gesicherten, sorglosen zu machen hoffte.

Nach wenigen Tagen erhielt ich die kurzen Worte zur Antwort: „Wissen Sie denn, ob ich noch den Muth habe, zu leben nach alledem? Haben Sie Geduld mit einer vom Sturm zerstörten Seele. Sie sollen von mir hören, sobald ich Klarheit und Ruhe gefunden!“

O, es waren bittere Tage, die ich durchleben mußte! Bittere Tropfen, die dem süßen Trank gedankenlosen Genießens folgten! Sorge um die Zukunft lag mir dumpf auf dem Herzen und ward nur verdrängt von der unruhvollen Angst um das Mädchen, das ich zum Tode gekränkt hatte. Ich wußte nicht, wo sie lebte; alle meine Nachforschungen blieben fruchtlos. Ich konnte sie nicht zurückhalten, nicht schützend die Arme um die Verzweifelnde breiten und wußte doch, daß mein Leben auf immer vergällt und verbittert war, wenn meine entsetzlichen Ahnungen Recht behielten.

Edith wagte ich nicht wiederzusehen; ich hatte versprochen, Bericht über das Geschehene zu erstatten, ich war der Mutter Dank schuldig für ihre Warnung; aber ich fühlte, daß ich vor Edith's Augen alle Fassung verlieren möchte. Als ich eines Tages an ihrem Hause vorüber ging, sah ich die Fenster verschlossen. Die Damen schienen abgereist.

Wie lange ich in diesem entsetzlichen Zustande der Unruhe weiter gelebt habe, ich weiß es nicht mehr. Eines Tages, als ich in düsteren Gedanken in der Nähe des Bahnhofes auf und ab ging, bemerkte ich unter dem Zug an-



kommender Reisender voll Ueberraschung meinen Freund Karl Ballinger, der eben nach einem Wagen suchte.

„Karl! Du hier? Du hast Dich von Deinem Stammtisch losreißen können? Ja, was treibst Du in Wien?"

Er sah mich mit einem Blicke an, der mich die spottenden Worte bereuen machte; sein Gesicht war ernst, verstört.

„Ich brauche Zerstreuung," sagte er. „Vielleicht Arbeit sein, vielleicht auch Menschen; welches Mittel hilft, weiß ich noch nicht; aber eines wird sich wohl finden für einen alten Menschen, den plötzlich eine längst überwundene Kinderkrankheit auf's Neue anfallen will."

„Aber was ist geschehen, Karl? Ich kenne Dich nicht wieder?"

„O, nach außen hin schnurrt das Leben so gleichmäßig weiter wie meine brave Schwarzwälder Uhr; nur der innere Mechanismus hat einen Stoß bekommen. Ich habe Iduna wieder gesehen!"

„Iduna!" schrie ich auf. „Sie lebt! Wo lebt sie? O rede! Wo sahst Du sie?"

Er schien meine Aufregung nicht zu gewahren.

„In Neustadt; sie wohnt bei Frau Hennigsen, wie sie mir erzählte. Aber die Begegnung mit ihr hatte etwas so Erschütterndes, Clemens, daß mein eingerostetes Herz völlig aus der Ruhe kam. Es war spät Abends; ich mußte zu einem Kranken, der weit draußen wohnt; als ich heimging, lag schon der Nebel über der Gegend; einzelne Sterne standen am Himmel; es war ganz menschenleer. Auf der Brücke aber bewegte sich eine hohe Gestalt. Eine Dame

zu der späten Stunde, die in Gedanken verloren auf das Wasser blickt, ist in Neustadt Ereigniß genug, um meine Aufmerksamkeit zu erregen; doch als ich das nach vorn gebeugte Haupt nun in's Auge faßte, stand mir das Herz still. Ich hatte dieses Gesicht, das meiner Jugend Glück und Traum gewesen, nicht mehr gesehen, seit sie meine Hand zurückgewiesen und ich in blindem Schmerz von ihr fortwankte. Mit einem Schlag aber ward die Vergangenheit auch wieder vor mir wach, die so fest geschlafen hatte in meiner Erinnerung; ich war wieder der schüchterne Student von ehemals mit den heißen Wangen und dem klopfenden Herzen.

„Fräulein Iduna!" sagte ich. „Ein alter Freund möchte Ihnen ‚Grüß Gott' sagen!"

Sie wendete bei meinen Worten den Kopf und sah mich an, so seltsam, Clemens, als müsse sie die Gedanken, die bereits in einer anderen Welt geweilt, plötzlich zurückrufen und sich besinnen. Mit einem Schauer kam mir die Frage in den Sinn: was sie hieher an den Fluß geführt und ihre Blicke so hinabgezogen hatte in die Tiefe. Voll Angst und Grauen sah ich in ihr bleiches, tiefernstes Gesicht. Der Ausdruck mußte wir wohl seltsam stehen, Clemens, denn ich sah, wie sie plötzlich lächeln mußte über meine fassungslose Miene, und wie in diesem Lächeln der starre Krampf aus ihren Zügen wich. Meine komische Physiognomie hatte doch auch einmal was Gutes, siehst Du.

„Ich weiß nicht, Doktor," sagte sie langsam und reichte mir die Hand, „ich weiß nicht, ob es eine gütige Macht war, die Sie in dieser Stunde hergeführt hat; aber be-

deutungslos darf und kann es nicht sein, daß mein letzter, mein einziger Freund vielleicht, mich gerade treffen mußte, als ich — mich vergebens auf eine Lichtseite des Daseins besann."

Sie ließ es geschehen, daß ich ihren Arm in den meinen zog und sie nach dem Hause der Frau Hennigsen begleitete. Nach dem einen Wort: „Bei dieser edlen Frau habe ich ein Asyl gefunden," ging sie stumm neben mir her.

Ich war zu bewegt, um reden zu können. Am Garten thore dann stand sie still und sagte, mir nochmals die Hand reichend: „Verzeihen Sie mir, Doktor, was ich Ihnen einmal angethan habe. Heute weiß ich erst, wie weh verschmähte Liebe thut, und möchte Ihnen einen verspäteten Dank sagen. Gute Nacht, mein Freund!"

Ich ging heim zu Frau und Kindern, Clemens; es war Alles wie sonst, aber Speise und Trank schmeckten schal und das Gewohnte fiel mir wie Blei auf's Herz. Es ward schlimmer mit jedem Tag, bis ich endlich einsah, daß ich ein Kranker sei. Arzt hilf Dir selber! So verordnete ich mir —"

Ich hörte ihn nicht zu Ende. Ich wußte, daß meine Pflicht dort bei dem Mädchen in Neustadt war, das keine Lichtseiten im Dasein mehr finden, sich vom Wasser in die Tiefe locken lassen wollte. Wenn die Stimmung auf's Neue über sie kam, wenn kein Freund in der Nähe war —

„Verzeih', Karl, ein andermal beichte auch ich Dir — nur heute erlaß mir alle Worte! Ich muß abreisen, sogleich, leb' wohl!"

So ließ ich ihn stehen und fuhr im Fieber nach Hause, um meine Reisetasche zu packen. Ein Brief Iduna's lag auf dem Schreibtische. Es waren wieder nur die wenigen Worte:

„Neustadt. Villa Hennigsen. Hier sollen Sie meine Antwort erhalten."

Während der Fahrt war ich kaum eines Gedankens fähig; ich strebte nur unruhig vorwärts; doch als ich vor dem Gartenthore in Neustadt stand, da fühlte ich erst, welche Probe ich zu bestehen hatte. Vor Edith's Augen sollte ich den Reif an Iduna's Finger stecken! Der ganze Zauber jenes Herbsttages, meine scheue Sehnsucht nach den ernsten Mädchenlippen standen mir vor der Seele wie in einer bitteren Abschiedsstunde. Kein Blick durfte mein Gefühl verrathen, kein Zucken und Zittern meines Herzens mich wankend machen in der Pflicht, die meine Ehre mir gebot.

Edith kam mir entgegen; ihre Augen grüßten mich vertraulich, nicht wie den Bräutigam einer Anderen, nein, wie einen lieben, guten Freund. Ich stand ihr verwirrt, befangen gegenüber.

„Wie schön, daß Sie uns besuchen," sagte sie herzlich. „Wir waren eigentlich halb in Sorge, halb gekränkt, da wir gar nichts mehr von Ihnen hörten. Daß irgend etwas geschehen sei, daß Sie Willpurg entlarvt hatten, hörten wir freilich aus Iduna's Worten. Aber sie war so aufgeregt, so schmerzgebrochen, als sie zu uns kam und die Mutter, wie einst, um ihren Schutz anflehte; sie ward so leichenblaß, wenn sie nur den Namen ihres Bruders nannte,

daß wir sie aus Schonung nicht fragen konnten, was sie gehört und erlebt hatte.

„Fräulein Iduna ist hier bei Ihnen! Nicht wahr?" stammelte ich.

„Sie war bei uns. Trotz unserer wärmsten Bitten ist sie jedoch heute Morgen abgereist. Sie hat eine Stelle in England angenommen; sie behauptete, nur ein völlig neues, thätiges Leben könne sie wieder gesund machen. Ich bin ganz traurig über den Abschied, denn ich hatte Iduna lieb gewonnen, auch wenn sie manchmal wilde, leidenschaftliche Worte sprach, die ich nicht begreifen, nicht billigen konnte. Ihr Geschick ist auch weniger sonnig gewesen, als das meine; kein Wunder, daß ihr Charakter herbe und heftig geworden."

„Fräulein Iduna sprach Ihnen nicht von mir, sie hinterließ keine Zeile, kein Wort?"

Ich sprach es hastig, erregt. Die braunen Augen hoben sich fragend zu mir empor; kaum eine Sekunde lang huschte es wie ein Schatten über das liebe Antlitz; leise Trauer zog um die Lippen, ich sah es mit einem namenlosen Weh. Und als sie nun frug, mit einem kaum merklichen Beben der Stimme: „Sie kamen, um Fräulein Iduna zu sehen?" da schrie mein Herz auf: „Ich verlange nach Keiner auf der Welt, als nach Dir, Du Einzige, Liebste!" aber meine Lippen sprachen ein ehrliches „Ja".

Von diesem Augenblicke an stand eine Kluft zwischen uns Beiden, und Edith's Augen suchten die meinen nicht mehr.

Wie im Traume saß ich dann wieder in dem sonnigen

Wohngemache und sprach und antwortete wie im Traume, denn in meiner Tasche lag ein Brief, den mir Frau Hennigsen übergeben hatte, ein Brief Iduna's, der über meine Zukunft entschied. Mein erregtes, zerstreutes Wesen mußte wohl errathen lassen, wie wichtig die Nachricht mir sei; vielleicht hatte auch Edith der Mutter einen Wink gegeben, jedenfalls ließen die Damen mich allein. An derselben Stelle, an welcher ich zuerst Iduna's Bild erblickt, las ich nun ihre Worte:

„Ich habe Sie in dieses friedliche Haus gerufen, nachdem ich von demselben Abschied genommen hatte. Darin liegt wohl meine Antwort auf Ihren Brief enthalten. Aber ich will nicht mit stummem Scheidegruß von Ihnen gehen, will Ihnen noch in Worten Lebewohl sagen — ein Lebewohl auf immer! Es muß sein! In all' den dunklen, verworrenen Stunden der letzten Wochen hat mir dies Eine klar vor der Seele gestanden, daß zwischen uns Beiden das Glück unmöglich ist. Sie haben durch Ihre Bitte um meine Hand wohl die Schmach von mir genommen, die mich unfehlbar in den Tod getrieben hätte, aber ausgelöscht haben Sie jene bittere Stunde nicht. Das konnten Sie nicht. Es gibt Worte, die nicht verklingen, Worte, die unvergeßlich sind! Ihre Zweifel an mir lägen wie ein Fluch zwischen uns! Denn diese Zweifel waren mehr als die zornigen, besinnungslosen Vorwürfe eines schwer gereizten Mannes: sie waren der Ausdruck eines Mißtrauens gegen mich, das immerfort in Ihrer Seele gelegen hatte.

Seit jener Stunde ist eine herbe Erkenntniß meiner selbst r mich gekommen. Ich weiß nun, was ich in dem

Augenblicke verloren habe, als das Elternhaus sich vor dem siebenzehnjährigen Mädchen verschloß. Das Schicksal zwang mich zum selbstständigen Ringen mit den Lebensfluthen, während andere Mädchen im still umhegten Asyl keine Ahnung von den wilden Stürmen draußen besitzen und die Augen vor jedem Schatten verschließen dürfen. Mich schützte Niemand vor schlimmen Erfahrungen, vor dem Einblick in die Nachtseiten des Lebens. So ist mir die Kindlichkeit verloren gegangen, der Dufthauch des Gemüthes vom nüchternen Leben fortgeweht worden; so kam's, daß meine Worte zuweilen frivol und hart klangen, daß ich freier sein wollte als Andere, und das Herkommen verachten lernte. So kam's, daß der Mann, den ich liebte, auch dem Ernste von meinen Lippen nicht glaubte, daß ich nur seine Sinne entflammte, ohne nur ein Stück seines Herzens gewinnen zu können, und daß er mich endlich für eine Abenteurerin hielt! Sie sehen, ich klage nicht Sie an, sondern mein Geschick! Aber der Gedanke, daß gerade ich vom Reich der Liebe ausgestoßen sein sollte, war so unsäglich traurig, daß ich nicht wußte, ob ich mit demselben das Weiterleben ertragen könne.

In einer meiner dunkelsten Stunden hat mich Ihr Freund Karl vom ‚letzten ernsten Schritt' zurückgehalten. Dieses Wiedersehen mit dem guten Menschen, der mich mit ganzem Herzen geliebt und auch nur Enttäuschung geerntet hatte, gab meinen Gedanken eine neue Richtung. Ich erschien mir nicht mehr so ganz einsam in meinem Leid. Meine Verzweiflung löste sich in weiche Rührung bei der Erinnerung, wie viele Tausende von Schicksalsgenossen den

Weg zum Glück verfehlt haben wie ich, wie viel Tausende mit todtem, müdem Herzen weiter leben und ihre Pflicht thun. So fand ich Entsagung, so fand ich endlich auch für Sie — Gerechtigkeit, Verzeihung. Mehr als dies, Clemens! Ich möchte Ihnen in der Abschiedsstunde noch zeigen, daß ich selbstlos genug bin, nur für Ihr Glück zu sorgen! Deshalb habe ich Sie hierher gerufen, in die Nähe des Mädchens geführt, das Sie mehr lieben als mich! Ich weiß es jetzt! Edith's Bild hat Ihr Herz so ausgefüllt, Clemens, daß ich keinen Eingang finden konnte. Doch wenn ich einmal in eifersüchtigem Groll gehöhnt habe: ‚Das sind die Mädchen, die Ihr liebt!‘ so wiederhole ich heute in schmerzlicher Selbstbemitleidung: ‚Ja, das sind die Mädchen, die Ihr lieben müßt!‘ Wenn Sie nicht blind sind gegen Ihr Glück, so wird sie es Ihnen schaffen, besser, dauernder, als ich es je vermocht hätte; denn ihr hat eine gütige Fee zu anderen freundlichen Gaben einen weiblich-stillen Sinn und ein echtes, warmes Frauengemüth in die Wiege gelegt.

Ich aber, die Ruhelose, deren Glückstraum für immer zu Ende, werde wohl in England eine Heimstätte finden. Leben Sie wohl! Ich scheide von Ihnen — ohne Groll!

Iduna.“

So sprach das Mädchen, dessen große stolze Seele ich so wenig verstanden hatte! Wie klein mußte ich mir erscheinen! Wie neigte ich mich vor ihr in tiefer Bewunderung. Und doch! Ich fühlte klar, daß jede Heuchelei ihr gegenüber ein Frevel wäre, daß ich sie ziehen lassen mußte, weil ich die Liebe nicht besaß, die sie fordern durfte!

— — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später kam mir die Nachricht zu, daß Iduna sich mit Charles Davis, bei dessen Mutter sie als Gesellschafterin gelebt, verheirathet hatte. Es gab mir einige Beruhigung, sie unter dem Schutze des treuen, stillen, jungen Engländers, obendrein in guten Verhältnissen zu wissen. Meine unselige Anklage, meine Schuld gegen das Mädchen habe ich mir trotzdem nie vergeben. Sie blieb ungesühnt, als die bitterste Erinnerung an jenen leichtsinnig vertollten Winter.

Die Genossen jener Tage, Willpurg und Compagnie sind bald vom Schauplatze fortgefegt worden, nachdem ihre Baugesellschaft verkracht war. Willpurg ist gänzlich verkommen, nachdem er sich noch eine Zeit lang in Monaco an der Bank herumgedrückt hatte. Mich hatte der Verkehr mit ihm allerdings ein kleines Vermögen gekostet. Was lag daran? Ich hatte damit Ekel vor allem hohlen Glanz, die Weisheit erkauft, das Glück in meinem Heim, in meiner Arbeit zu suchen. Ein Philister, wie der gute Karl, der nach jenem letzten jugendlichen Aufschrei seiner Seele vollends in den Winterschlaf versank, bin ich freilich nicht geworden; aber ich habe mir in dem großen Wien eine kleine, versteckte Idylle geschaffen. Das Schicksal war mir hold; es gab mir Erfolg und Glück in meinem Beruf.

Mein Herz freilich kam noch nicht so bald zur Ruhe. Ich hatte Edith's Mutter, zu der ich mit der warmen Verehrung eines Sohnes aufsah, mein Schwanken, mein Unrecht gegen Iduna, meine Liebe zu ihrer Tochter gebeichtet. Ich mußte es nur begreiflich finden, daß sie mir in ihrer Sorge um das Glück ihres Kindes das Versprechen abforderte, mein Herz ein Jahr lang zu prüfen, ehe ich Edith

ein Wort von meiner Liebe sagte. Ich gelobte zu schweigen; Verbannung aus dem süßen Heim in Neustadt wäre mir ja unerträglich erschienen; aber es war eine schwere Prüfung, das Gefühl, das sich rückhaltlos auf die Lippen drängte, in Schranken zu halten und mit einem Herzen voll Sehnsucht sich als ruhiger, vernünftiger Freund zu betrachten.

Um so grausamer aber schien mir das Versprechen, das mir die Zunge band, als ich den Rechtsanwalt Hoffmann, in dessen Blicken ich jetzt die wärmste Verehrung für Edith las, nun so häufig in Neustadt traf, daß seine Besuche wohl nicht allein geschäftlicher Natur sein konnten. Frau Hennigsen schien ihrer Tochter volle Freiheit gönnen zu wollen, zwischen den zwei Männern, die sie liebten, zu wählen und zu entscheiden; ich mußte es tragen mit allen Schmerzen der Eifersucht, daß der Doktor mit Edith durch den Garten wandelte, daß sie mit ihm und den kleinen Nichtchen unter der Linde lachte und plauderte. Und ihn hinderte ja kein Versprechen, von seiner Liebe zu reden! Rasend vor Eifersucht und Angst habe ich oftmals meinem Rivalen gegenüber im Coupé gesessen, denn meistens brachte derselbe Zug uns am Sonntag hin und zurück. Es war teuflisch! Sie können sich vorstellen, wie die Begegnung am Bahnhofe uns gegenseitig erfreute, mit welch' süßsaurer Freundlichkeit wir uns die Hände schüttelten!

Ich schöpfte nur einigen Trost aus einer Aeußerung Edith's. Wir sprachen einmal am Theetische von irgend einer Verlobung. Man wunderte sich über die Wahl. „Als ob die Liebe eine Sache des Verstandes wäre!" sagte Edith. „Als ob man in solchen Dingen ruhig abwägen



und fragen könnte, wo die meisten Garantien für das Glück liegen, wie man am wenigsten Gefahr läuft, seine Ruhe zu verlieren? Wer das kann, mag ja sehr klug handeln; aber er liebt eben nicht!"

Ich hätte sie küssen mögen für dieses Wort! Wenn sie mit ruhiger Vernunft zwischen uns Beiden die Wagschale gehalten, o, ich hätte zu leicht befunden werden müssen neben dem soliden, pflichtstrengen Doktor; doch wenn sie dem Zuge des Herzens blindlings folgen wollte, so durfte ich noch hoffen.

Und so hoffte und bangte ich das Jahr hindurch. Doch als es wieder Sommer geworden war, saß ich im Sonnenschein neben Edith und hielt ihre Hände in den meinen, und von meinen Lippen strömten die lange zurückgehaltenen Liebesworte, und vor den warmen, treuen Augen, die in die meinen blickten, schwanden alle Zweifel.

So ward Edith mein Weib! Mit ihr zog beglückender Sonnenschein über die Schwelle meines Hauses. Doch ich will mein Glück nicht weiter ausmalen, eine gewisse Scheu hält jeden Sterblichen zurück, sein Loos zu preisen: er fürchtet den „Neid der Götter!" — Doch ich habe über dem Zauber einer harmonischen Frauenseele der Friedlosen nicht vergessen, die mich einst geliebt, und in warmer Erinnerung an Iduna möchte ich jedem Mädchen, das durch ihr Geschick, durch ihr eigenes Wesen von den Konflikten des modernen Daseins mit ergriffen wird, eine Warnung zurufen, die sie von dem verhängnißvollen Wege zurückhält, so lange es noch Zeit ist."

Der Admiral des großen Kurfürsten.

Ein Charakterbild aus dem Seemannsleben.

Von

Wilhelm Grothe.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts stand in dem holländischen Flecken Middelfahrt, nicht weit vom Strande ein einfaches Haus, das dem Schöppen Benjamin Raule gehörte. Es war ein einfaches, einstöckiges Gebäude, dessen Dach an der Giebelseite indeß der Verzierungen nicht entbehrte. Auf der Vorderseite befanden sich fünf Fenster, und eine Treppe von wenigen Stufen, die zu einer eichenen Thüre führte. Diese war mit großen, glänzenden Kupfernägeln und Verzierungen beschlagen, wie denn auch der Klopfer sich nicht nur kunstreich geformt, sondern auch sauber polirt zeigte. Man sah, daß man vor dem Hause eines wohlhabenden Mannes sich befand.

Benjamin Raule war in den Niederlanden kein unbekannter Mann, selbst über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus wurde sein Name genannt, und der große Admiral de Ruyter pflegte zu sagen: „Wenn der Schmuggler Raule sich der Mannszucht unterwerfen könnte, so würde es keinen besseren Seemann in allen Meeren geben." Thatsächlich war Raule Schmuggler und Pirat gewesen, ja, man wollte wissen, daß der Schöppe von Middelfahrt,

wenn er mitunter geheimnißvolle Reisen unternahm, noch jetzt nach Möglichkeit pasche, was der Mynher aber dadurch widerlegte, daß seine Vermögensverhältnisse sich niemals veränderten.

Jedenfalls hat nie ein Kreuzer ein Schiff, auf dem sich Benjamin als Schmuggler befunden hätte, aufgebracht.

Fragte ihn Jemand, warum er sich schon in den dreißiger Jahren zur Ruhe gesetzt habe, so lautete seine Antwort: „Zeigt mir den Ort, wo ich wahrhaft wirken kann — ich bin dabei; aber muthet mir nicht zu, mein Leben zu wagen, wo kein Vergnügen dabei ist.“ Solche Reden brachten ihn schließlich bei seinen Landsleuten in den Ruf, er pasche nur aus Vergnügen, sei nur aus Lust an Abenteuern Schmuggler.

So kam des Middelfahrter Schöppen vierzigster Geburtstag heran. An ihm stellte sich zu seiner Verwunderung der kurbrandenburgische Gesandte in den Niederlanden, Graf v. Schulenburg, bei Benjamin Raule ein und brachte von seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den noch seine Mitwelt den Großen nennen sollte, einen Brief.

Benjamin Raule erstaunte nicht wenig, warf einen verwunderten Blick auf den Grafen und einen auf das Schreiben, ehe er dasselbe erbrach.

Während des Lesens färbte höheres Roth seine Wangen, und er fragte, ob Jener des Briefes Inhalt kenne. Als dies bejaht wurde, sagte er: „Ich danke Euch, Herr Graf, für Eure Empfehlung. Meldet gefälligst Seiner Gnaden,

daß der Benjamin Raule von heute an brandenbürgischer Kaper ist, der den Blutaar als seine Flagge aufhißt. Hat Seine Gnaden die Schweden vor einem Monat bei Fehrbellin (den 28. Juni 1675) geklopft, so denke ich es auch bald zur See zu thun. Es lebe Brandenburg und sein erhabener Herr!“

Benjamin redete nicht nur, sondern handelte auch. Schon eine Woche, nachdem er das Patent als brandenburgischer Kaper*) erhalten hatte, segelte eine kleine Flottille von vierzehn Fahrzeugen aus dem Hafen von Amsterdam, kriegsmäßig gerüstet und auf dem Hauptmast wie an der Gaffel die Flagge mit dem rothen Adler. Die Schiffe waren kleine Fregatten, aber sämmtlich Schnellsegler, und am Bord des „Falken“ sah man die gedrungene Gestalt des Middelfahrter Schöppen, der eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen hielt und hin und wieder eine dicke Wolke als Rauchopfer zum Himmel sandte.

Die echte Seemannsgestalt barg auch einen echten Seemannsgeist. Benjamin Raule brachte bald neunzehn Drei-

*) Unter „Kaper“ (Kaperschiffe) versteht man Fahrzeuge zur Seekriegführung, die Privatpersonen angehörig sind, und von einer kriegführenden Macht durch schriftliche Vollmacht (Kaperbriefe) zur Wegnahme und Zerstörung feindlichen Eigenthums zur See ermächtigt werden. Unter der Voraussetzung, daß solche Kaper die völkerrechtlichen Grundsätze der Kriegführung beachten, werden sie nicht als Seeräuber behandelt. Uebrigens wurde 1856 von allen Kulturstaaten die Aufhebung der Kaperei beschlossen, ohne daß jedoch mit diesem Beschluß auch die Garantie der Ausführung gegeben wäre.

master als gute Prisen auf, und alle Welt beneidete den glücklichen Kaper.

Der hinkende Bote kam jedoch bald nach; es entstanden Gerüchte, daß Raule und die Seinen nicht immer scharf zugesehen hätten, was schwedisches Gut gewesen, was nicht, und daß die Ostsee Zeuge mancher That gewesen sei, die sich nicht verantworten lasse. Die Gerüchte mehrten sich und nahmen, von seinen vielen Feinden weiter verbreitet, immer bestimmtere Gestalt an, so daß ein Prozeß, Seeraubes wegen, nicht ausbleiben konnte. Raule wartete ihn nicht ab, sondern verließ sein Vaterland, oder, wie seine Feinde sich ausdrückten, floh nach Berlin, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Der Kurfürst ließ ihm das 1661 in Berlin gebaute Ballhaus (Alte Leipziger- und Oberwall-Straßenecke) nebst dem anliegenden Grundstücke, das jetzt die kleine Gasse zwischen Alte Leipziger- und Adlerstraße durchschneidet und heute noch den Namen Raule's Hof führt, einräumen, damit der kühne und beherzte Holländer in stetem, unmittelbarem Verkehr mit ihm, eine brandenburgische Flotte schaffen könne.

Die Schöpfung dieser Flotte sollte seine erste That in dem neuen Vaterlande sein.

Er erwarb drei Fregatten, stach bald mit ihnen in See und schlug die schwedische Flotte bei Jasmund, so daß er die Verbindung zwischen Rügen und Schweden aufhob. Dann führte er auf zusammengebrachten Kauffahrern und Schaluppen die Brandenburger aus dem eroberten Pommern über den Sund nach der Insel.

Die schwedische Besatzung, die sich in Sicherheit geträumt hatte, sah sich bald besiegt und übermannt.

So war ein deutsches Land wieder in deutsche Hände gekommen. Freilich sollte es ihnen der Friede von Saint Germain wieder entreißen, da seine Verbündeten, für welche der große Kurfürst das Schwert gezogen hatte, den Helden von Fehrbellin im Stiche ließen, was diesen so in Zorn versetzte, daß er die Feder, mit der er den Vertrag unterzeichnete, aufstieß und in die Worte Virgil's ausbrach: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" (Aus meinen Gebeinen wird einst ein Rächer erstehen!) Um aber die Rache auch selbst in die Hand zu nehmen, wendete er sich vorläufig gegen Spanien, das ihm die vertragsmäßig versprochenen Subsidiengelder nicht gezahlt hatte.

Benjamin Raule rüstete zu Pillau eine Flotte aus, und 1680 liefen von dort sechs Fregatten und drei Korvetten aus, welche an der niederländischen Küste ein spanisches Schiff erster Größe aufbrachten, das Spitzen und Leinwand geladen hatte (10. August). Dann segelte der tapfere Holländer in brandenburgischem Dienste nach Amerika, wo er einige spanische Galeeren in den Grund bohrte und zwei eroberte.

Das Gelächter über den kleinen brandenburgischen Binnenstaat war den stolzen Spaniern vergangen. Sie rüsteten nun eine Flotte aus, die der brandenburgischen um das Doppelte überlegen war, und lauerten dem heimkehrenden siegreichen Geschwader auf. Raule nahm auch den Kampf auf, obwohl das feindliche Admiralschiff, das „Wappen von Leon", allein 80 Kanonen führte, während

die Brandenburger im Ganzen nur 128 Kanonen besaßen. An den Hauptmast des Admiralschiffes, der „Rothe Adler" (35 Kanonen), gelehnt, kommandirte Raule die Schlacht, während welcher er die kurze Thonpfeife nicht ausgehen ließ.

Fünf Stunden raste der Kampf, dann wandte sich das „Wappen von Leon", dem der Hauptmast fehlte, das auch sonst arg zerschossen war, zum Rückzuge. Die ganze spanische Flotte folgte bald nach. Die Brandenburger hatten kein Schiff verloren, konnten sich aber rühmen, drei feindliche Fregatten in den Grund gebohrt zu haben. Auf hoher See, das Schlachtfeld behauptend, blieben sie noch einen Tag; aber kein Spanier erschien, den Kampf zu erneuern. In holländischen Häfen wurden dann die Schäden reparirt, die man in der Schlacht davongetragen hatte.

Dem Siege folgte 1681 der Frieden, in dem Spanien 1,200,000 Thaler zahlte; für dreißig Millionen Schaden hatte ihnen Raule zugefügt, der nun zum Direktor des brandenburgischen Seewesens ernannt wurde und die Flotte auf zehn Fregatten brachte. Auch knüpfte er durch den Kapitän Blonk in Guinea Handelsverbindungen an, was 1682 zu der Gründung der brandenburgischen Kolonie Groß-friedrichsburg führte.

Bei allen Unternehmungen war ihm die Zufriedenheit des großen Kurfürsten stets zur Seite gestanden. Da sollte am 9. Mai 1688 ein schwerer Schlag den Middelfahrter Schöppen treffen. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, ging zu seinen Vätern ein.

Dem größten Manne seiner Zeit folgte sein Sohn, der

prachtliebende Kurfürst Friedrich III., der sich als Friedrich I. die preußische Königskrone aufsetzte. Die Zeiten der Intriguen begannen, und der Direktor des Seewesens fiel ihnen zum Opfer.

Festesfreuden und der leuchtende Goldesglanz der königlichen Säle war dem Monarchen nothwendiger, als eine Marine, die somit arg vernachlässigt wurde. Auch traten sehr bald Verleumder und Ankläger auf, die Benjamin Raule des Betruges und der Unterschlagung zu zeihen wagten. Er wurde in seinem Hause verhaftet, nach Spandau gebracht und einer langwierigen Untersuchung unterworfen, aus der er erst 1702 als unschuldig hervorging. Gegen die falschen Ankläger und Verleumder wurde trotzdem nicht gerichtlich eingeschritten.

Voll Unwillen zog sich nun der verdiente, bejahrte Mann, der leider alle seine Schöpfungen untergehen sehen mußte, aus dem Staatsdienste zurück. „Kurfürst, lebtest Du noch!" soll er oft in seinen letzten Tagen ausgerufen haben.

Endlich, im Jahre 1707, nahte der ersehnte Tod dem mit der Welt zerfallenen Manne. Nur in der letzten Stunde fühlte er sich noch einmal glücklich; er glaubte in der Gesellschaft des großen Kurfürsten zu sein und eine Seeschlacht zu kommandiren. „Schießt, schießt! Der rothe Adler siegt!" waren seine letzten Worte.

Ob der große Kurfürst wirklich daran gedacht, die deutsche Kriegsflagge in fremden Meeren zu Ehren zu bringen, oder ob er nur das Interesse seines kleinen Ländchens im Auge gehabt, läßt sich schwer entscheiden. Sicher

ist, daß der Versuch scheitern mußte, denn die Zeit war dazu noch nicht reif. Erst das neue deutsche Reich war berufen, auch den Traum so vieler Patrioten von einer deutschen Kriegsflotte zu erfüllen.

Großstädtische Verbrecher-Typen.

Ein Zeit- und Sittenbild.

Von

Adam Löffler.

Das Verbrechen ist so alt wie die Menschheit. Mit dem Zusammendrängen der Menschen in den Städten mußte indeß naturgemäß nicht nur infolge der davon unzertrennlichen Demoralisation, sondern wegen Ueberhäufung des Marktes mit Arbeitskräften und der Ansammlung des Besitzes in den Händen Weniger auch das Verbrechen immer mehr wachsen und wachsen.

Entsprechend den verwickelten modernen Lebensverhältnissen hat sich auch das Gaunerthum zunftmäßig organisirt und zerfällt, je nach der Art der „Berufsthätigkeit", in eine Anzahl von genau bestimmten Klassen, denn auch die Verbrecher sind dem Fortschritt zugeneigt und huldigen dem so viel belobten System der Arbeitstheilung.

Bei der Betrachtung der verschiedenen Klassen von Verbrechern beginnen wir mit dem Einbrecher.

Die Gaunersprache nennt den gewaltsamen Diebstahl „Masematten", den Einbrecher „Knacker". In den meisten Fällen spürt der „Knacker" allein oder mit einem Genossen in dem Ort, wo der Diebstahl ausgeführt werden soll, umher. Um nun das Haus, in welchem der Diebstahl geplant, „ausbaldowert" ist, genau in Augenschein nehmen zu können und um auch genügend Grund zu haben, in dasselbe ohne Aufsehen eintreten zu können, trägt der Dieb einen Brief oder aber ein Packet in der Hand. Das Diebeswerkzeug, „Schränkzeug", hat der Einbrecher vorsichtig an seinem Körper versteckt; es besteht in der Regel aus einem Brecheisen, Stemmeisen, Centrumbohrer, Stichsäge und Dietrichen nebst Zündhölzern und Licht.

Die günstigste Gelegenheit, den geplanten und vorbereiteten Diebstahl auszuführen, findet sich dann meist an Sonn- und Festtagen, wo angenommen werden kann, daß die Bewohner ausgegangen seien. Dann geht der „Knacker" in das Haus und klopft oder klingelt ganz unbefangen. Wird geöffnet, so stellt er eine nicht auffallende Frage und geht seiner Wege. Wird nicht geöffnet, so wiederholt er das Klopfen und Klingeln, bis er sich von der Abwesenheit der Wohnungsinhaber überzeugt hat. Nun „baut er an". Mit Hilfe eines mit Terpentin oder Pech bestrichenen Lappens drückt er geräuschlos Scheiben ein. Mit dem Brecheisen oder Dietrichen versucht er die Schlösser zu öffnen; gelingt ihm dies nicht, so versucht er die Thürfüllung mit dem Stemmeisen heraus zu schneiden. Ist

ihm auf diese Weise der Eingang gelungen, so überzeugt er sich sofort davon, wo der zu Bestehlende seine Werthsachen und sein Geld aufzubewahren pflegt. Man kann dies bei dem Diebe fast Instinkt nennen. Lassen sich Spinden und Kommoden schwer öffnen, so drückt er mit Leichtigkeit die Rückwände ein. Der erfahrene Dieb nimmt nur Geld oder Werthsachen, alles Uebrige läßt er ruhig liegen.

Einer anderen Gattung von Einbrechern gehören die an, welche sich Nachts in bewohnte Räume schleichen. Die Füße haben sie mit Gummischuhen oder Filzsocken bekleidet, während einer von ihnen Wache, „Schmiere" stehen muß. Derjenige der Diebe, welcher den vorzunehmenden Diebstahl „baldowert" hat, muß gewöhnlich auch „Schmiere" stehen.

Unter den Dieben von Beruf muß nächst den gewaltsamen Dieben der Taschendieb, „Torfdrücker", auch „Cheilefzieher", als der gefährlichste bezeichnet werden. Der „Torfdrücker" ist in der Regel ein Mann in den besten Jahren, kühl, vorsichtig, schweigsam und besitzt viel Selbstvertrauen. Er gehört zur Aristokratie der Diebe und verschmäht es meist, sich in Gesellschaft von weniger „vornehmen" Dieben zu bewegen. Das Diebeswerkzeug besteht bei ihm aus einem äußerst scharfen Messer, einer Scheere und einer Zange aus vorzüglichem Stahl. Seine liebste Kleidung ist ihm ein Mantel oder bequemer Paletot. Seine übrige Garderobe ist tadellos. Brillantnadel wie Ring fehlt bei dem feinen Taschendiebe selten, und mit Vorliebe steckt er ein Ordensband in das Knopfloch. Er ist meist in guter

Gesellschaft zu finden, wie er auch in Theatern und Konzerten nur auf den theuersten Plätzen angetroffen wird. Seine Fingerfertigkeit grenzt an das Fabelhafte. Hat der „Torfdrücker" irgend Einem die Börse aus der Tasche gezogen, „Padde gedrückt", so gibt er sie sofort weiter, das heißt einem stets sich in der Nähe befindenden Genossen, dem „Drängler", der mit der Beute sich sofort davon macht.

Nicht immer begnügt sich der Taschendieb mit der Börse, er nimmt auch Gegenstände, wie Uhren und Ketten, ja selbst kostbare Orden hat er mittelst der Scheere vom Halse gestohlen. Seine Haupternte hält er bei Ansammlung größerer Volksmassen, bei Schluß der Kirchen, Theater &c., bei welcher Gelegenheit es ihm gar nicht darauf ankommt, goldene Ketten im Gedränge mit kurzem Ruck einfach abzureißen. Der feine Taschendieb ist auch viel auf Reisen und liebt es, dabei ein Helm- und Degenfutteral bei sich zu führen, um sich dadurch das Ansehen eines auf Reisen befindlichen Offiziers zu geben.

Der Laden- und Marktdieb heißt „Schottenfeller" oder „Schautenpicker". Die meisten Laden- und Marktdiebstähle werden übrigens von Frauenzimmern ausgeführt. Gewöhnlich erscheinen diese Diebinnen zu Zweien, halten, wie der Taschendieb, auf gute und solide Garderobe und lassen sich von dem Geschäftsinhaber oder Verkäufer viele Artikel zum Kauf vorlegen. In dem Augenblick, wo der Verkäufer ihnen den Rücken kehrt, haben sie auch bereits den Diebstahl ausgeführt. Diese Diebinnen verstehen es dann, unter irgend einem Vor-

wande sich zu empfehlen, ohne auch nur das Geringste gekauft zu haben. In der Regel haben diese Gaunerinnen eine große Diebestasche, die „Fuhre". Diese besteht gewöhnlich aus zwei Unterröcken, welche unten am Saume zusammengenäht sind, und die Diebin ist daher im Stande, eine ganz bedeutende Quantität von Waaren darin zu verbergen, ohne daß ihr Gang auffällig erscheint. Die Gaunersprache bezeichnet diese Art des „Schottenfellens" mit „Reiten" oder „einen Ritt machen". Die eigentliche Diebin hält sich die begleitende Gefährtin lediglich zu dem Zweck, damit diese die Aufmerksamkeit des Verkäufers anderweitig beschäftigt und von ihr selbst ablenkt. Die „Schottenfeller" erscheinen oft in Equipagen und in Begleitung von Dienern in Livrée vor den großen Magazinen, haben auch nicht selten eine Amme mit einem Kinde bei sich. und es beginnt nun ein Fragen, ein Wünschen und Mustern, daß der Kaufmann die vorgelegten Waaren selbst nicht mehr zu übersehen im Stande ist.

Der Münzdieb, „Chilfer", auch „Stipper", arbeitet in erster Linie mit den Bankiers. Der „Chilfer" besitzt genau dieselbe Fingerfertigkeit, wie der Taschendieb. Er tritt in ein Bankhaus ein, bei welcher Gelegenheit er sich als Ausländer zu erkennen gibt, um eine bestimmte Sorte Goldmünzen einzuwechseln. Der Wechsler nimmt eine Anzahl Goldstücke hervor, um die gewünschte Sorte heraus zu suchen. Nun legt auch der „Chilfer" anscheinend vertrauensselig eine große Anzahl Silbermünzen und Papiergeld ungezählt durch einander so recht in die Nähe des Wechslers auf den Zahltisch. Bei dem Sortiren des Gol-

des sucht er dem Bankier nun unter allen Umständen hilfreiche Hand zu leisten. Hierbei entwickelt er eine erstaunliche Fingerfertigkeit. Unbemerkt hat er bald einige Goldstücke, „Füchse“, in die Rockärmel eskamotirt. Glaubt er sich bei diesem Manöver beobachtet, so ist er im Stande, die Goldstücke ebenso schnell und unbemerkt aus dem Rockärmel wieder hervor zu bringen; aber es wird dies Alles so meisterhaft ausgeführt, daß eine Ueberführung des Diebes höchst schwierig erscheint. Es sind Fälle dagewesen, daß der „Chilfer“ bei einem einzigen „Geschäft“ mehr als fünfzehn Goldstücke an sich brachte. Der „Chilfer“ ist mit dem „Schottenfeller“ ziemlich verwandt, denn er besucht auch Goldarbeiter und Juweliere, läßt sich Ringe, goldene und silberne Dosen vorlegen, die er wie die Goldstücke beim Wechsler verschwinden läßt, und mancher Juwelier beklagt nach dem Besuch eines sehr distinguirt aussehenden „Chilfer“ den Verlust eines werthvollen Verkaufsgegenstandes.

Der Kollidieb heißt „Goleschächter“, auch „Kracherfahrer“. An Frechheit und Gefährlichkeit gibt er dem Einbrecher nicht ein Jota nach. Der „Goleschächter“ hat es in der Hauptsache auf die Beraubung von Roll- und Eisenbahnwagen abgesehen. Im Frühjahr hat er sein Augenmerk namentlich auf Ballen mit Tuch und im Winter auf Fässer mit Butter gerichtet. Es ist dagewesen, daß in einem einzigen Polizeirevier in Berlin binnen einer Stunde vier Butterdiebstähle gemeldet wurden. Der Kollidieb erscheint im Arbeitsanzuge auf der Bildfläche; er wählt gewöhnlich zur Ausführung des Diebstahls die erste Dunkelstunde des Nachmittags, und sein Geschäft blüht

im Winter mehr wie im Sommer, denn zur Weihnachtszeit werden täglich eine ganze Anzahl von Kollidiebstählen den Behörden gemeldet. Diese Gattungsart von Dieben hat es nebenbei auch auf die Koffer des reisenden Publikums abgesehen.

Der Gelegenheitsdieb, „Kittenschieber", verläßt sich meistens auf gutes Glück und schleicht sich in das Haus ohne jeden Apparat. Unter „Kitte" versteht der Gauner das Haus. Er stiehlt in verschiedener Art und Weise. Entweder tritt der Dieb als vornehmer Reisender auf und logirt sich in ein Hotel ein, um die Gelegenheit zum Stehlen daselbst abzupassen, oder er sucht sich als Portier, Kellner, Barbier u. s. w. in Hotels einzuschleichen. Hier geht er nun ganz dreist auf die erste beste Thüre los. Ist diese verschlossen, so sucht er sich eine offene. Wird er bei der Ausführung des Diebstahls betroffen oder findet er einen wachsamen Bewohner des Zimmers vor, so macht er irgend eine gleichgiltige Bestellung und entfernt sich unter vielen Entschuldigungen ob der verursachten Störung. Findet er das Zimmer leer oder einen schlafenden Bewohner in demselben, so nähert er sich, indem er sich häufig und höflich verbeugt, leise einen „Guten Morgen" wünschend, dem Orte, wo er Werthsachen vermuthet. Er hat die Augen fest auf den Schlafenden gerichtet und wechselt sofort seine Rolle, sobald derselbe sich bewegt oder munter wird. Der „Kittenschieber" nimmt, was er, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, nur immer fortschaffen kann, und hauptsächlich sind es ehemalige Kellner, die diese Art Diebstahl oft mit großem Erfolge ausführen.

Dem „Kittenschieber“ sehr verwandt ist der „Leichenfledderer“, der im Freien Eingeschlafene, meist Betrunkene, beraubt, und den näher zu besprechen wir um so eher Abstand nehmen können, da die Tagespresse fast täglich Gelegenheit hat, das Publikum vor dieser Hyäne zu warnen.

Der Bodendieb, „Flatterfahrer“, gehört einer ganz besonderen Gattung an. Man hat beobachtet, daß sich diese Art Diebe meist aus arbeitsscheuen Schornsteinfegern, Dachdeckern und Klempnern zusammensetzt. Die Berliner Wäsche-Trockenböden z. B. bilden zum Stehlen sehr günstige Gelegenheiten, und daher ist es dem „Flatterfahrer“ hier oft sehr leicht gemacht, sich in den Besitz manch' kostbarer Ausstattung zu setzen. Gewöhnlich hat der Dieb ein Frauenzimmer als Helfershelferin in seiner Gesellschaft.

Ein internationaler Verbrecher ist der Münzfälscher. Man unterscheidet zunächst zwei verschiedene Gattungen, den Fälscher von Papiergeld und den von Metallmünzen. Selten wird man diese beiden Gattungen in einer Person vereinigt finden. Mit der Fälschung von Papiergeld befassen sich nur ehemalige Lithographen, Kupferstecher, Steindrucker und Photographen, oder andere Druck- und Schriftkünstler, die eine besondere Geschicklichkeit im Zeichnen und Nachbilden besitzen. Die Erzeugung von falschen Metallmünzen dagegen übernehmen nur Personen, die eine gewisse Kenntniß in der Behandlung der Metalle im Schmelztigel haben.

Der Falschmünzer wohnt entweder an einem ganz abgelegenen Ort, oder inmitten einer sehr frequenten und



geräuschvollen Stadtgegend. Am gefährlichsten unter allen Falschmünzer-Unternehmungen erscheint die Erzeugung von falschem Papiergelde. Es kommt häufig vor, daß die Platten, von welchen die Abdrücke der Falsifikate genommen sind, vom Fälscher mit Papier überklebt oder zum Schein mit anderen Zeichnungen überzogen sind, um die richtige Bedeutung der Platten bei eventueller Haussuchung zu verstecken. Zumeist geht der Fälscher auf Reisen, um seine Falsifikate an den Mann zu bringen, bei welcher Gelegenheit er sich gern für einen Viehhändler ausgibt.

Am reichhaltigsten an einzelnen Spielarten erscheint der Betrug.

Die gewöhnlichste Art besteht darin, daß der Betrüger in einen Laden eintritt und dort die Maske eines Landmannes oder Gutsbesitzers annimmt. Er bestellt nun eine Menge Waaren, welche seiner Maske angemessen sind, bittet höflich und recht treuherzig, ihm eine Rechnung auszuschreiben und einen Diener mitzuschicken, der die Waaren nach der Wohnung bringt, um den Betrag dafür in Empfang zu nehmen. Unter einem geschickten Vorwande weiß der Betrüger sich des Dieners dann zu entledigen, indem der Letztere die Waaren zurücklassen muß. Die Gaunersprache nennt dies: „den Chammer versetzen".

In gerade entgegengesetzter Weise wird der Betrug dadurch ausgeführt, daß der Betrüger nicht als Käufer, sondern als Verkäufer auftritt, nur daß er weniger in Betreff der Eigenschaften seiner Person, als vielmehr in Betreff der Eigenschaften seiner Waaren Täuschungen

verübt. Das sogenannte „Neppen" gehört zuerst hierher. Der Gauner verkauft unechte Metallsachen als werthvolle Kostbarkeiten. Es existiren besondere Fabriken, welche solche Gegenstände herstellen. Der „Nepper" erscheint z. B. bei einem Gastwirth und schützt momentane Verlegenheit vor: er habe größere Einkäufe zu besorgen, doch reiche seine Kasse nicht ganz aus, er bitte daher, ihm auf seine goldene Uhr mit schwerer goldener Kette eine Summe zu leihen, u. s. w. Hierbei läßt der Gauner gewöhnlich recht viel Geld in seiner Tasche klirren, oder aber er langt seine Brieftasche heraus und zählt Banknoten vor, um jedem etwaigen Argwohn zu begegnen. Zuweilen tritt der „Nepper" auch als verarmter Edelmann auf und sucht hinter diesem Schilde ein altes Familienerbstück zu verkaufen oder zu verpfänden. In solcher Weise ist dem Betrug ein weites Feld geöffnet. Selbst erfahrene Taxatoren und Sachverständige sind schon von dem „Nepper" getäuscht worden.

Eine dem „Neppen" verwandte Art des Betruges, welche in neuester Zeit eine ganz enorme Ausdehnung angenommen hat, ist der „Pischtimhandel", welcher dadurch betrieben wird, daß baumwollene oder überaus schlechte Leinenwaaren als werthvolle verkauft werden. Es erscheinen zwei bis drei Personen zusammen mit einem Fuhrwerk. Sie sprechen irgend eine fremde Sprache und können sich anscheinend nur nothdürftig in deutscher Mundart verständigen. Einer von ihnen hat eine fremde phantastische Tracht angelegt; je nachdem es die betreffende Maske mit sich bringt, eröffnet er die Komödie mit lautem Wehklagen. Er ist angeblich ein Fabrikant, welcher durch irgendwelche

Verhältnisse bewogen, seine Waaren nun unter jeder Bedingung losschlagen muß. Es ist unglaublich, welche Geschicklichkeit die „Nepper" beim Verkauf ihrer Waaren an den Tag legen.

Eine ganz gefährliche Schmarotzerpflanze ist der „Blüthenstecher". Die Kunst des „Blüthenstechers" besteht darin, werthlose Papiere als Geldscheine, sowie Spielmarken als Goldstücke auszugeben, zu welchem Zwecke den Gaunern die erste Dunkelstunde des Nachmittags nicht selten zu Hilfe kommt. Mit dem kürzlich erlassenen Verbot, Geschäftsanzeigen und Gratulationskarten so anzufertigen, daß dieselben zum Theil dem echten Papiergeld ähnlich sehen („Blüthen" genannt) ist der „Blüthenstecherzunft" etwas das Handwerk gelegt.

Ungeheuer zahlreich vertreten sind die Hazardspieler. Vom professionirten Spieler zum Falschspieler ist ja nur ein kurzer Schritt. Die professionirten Spieler sind vortrefflich organisirt. Die vornehmste Rolle spielt der „Bankhalter". Derselbe hat ein distinguirtes Aeußere, ist in allen Kartenkünsten erfahren und besitzt wie der Taschendieb großes Selbstvertrauen. Die Verluste der Mitspielenden versucht er durch gewandte und elegante Worte so viel als möglich zu versüßen. Der feine „Bankhalter" streitet sich nie. Er sucht jeden Zwist mit aristokratischer Noblesse zu schlichten, wenn es sich nicht gerade um allzu bedeutende Summen handelt. Ein oder mehrere Helfershelfer stehen ihm stets zur Seite; außerdem eine Anzahl „Schlepper". Der „Schlepper" zieht unerfahrene Leute heran und sucht dieselben zum Mitspielen zu bewegen.

Ein gewöhnliches Manöver ist das „Volteschlagen". Der Zweck dieser Manipulation, welche durch einen Druck mit dem Daumen ausgeführt wird, besteht darin, eine bestimmte Karte an eine bestimmte Stelle zu praktiziren. Das menschliche Auge ist kaum im Stande, die „Volte" zu bemerken. Nur der kundige Kumpan des „Bankhalters" kennt und merkt die Bewegung des Daumens.

Nicht selten gehören zu dem Gefolge des Bankhalters auch noch einige junge und interessante Damen; diese werden als Schwestern des „Bankhalters" aller Welt vorgestellt. Sie betheiligen sich auch öffentlich am Spiel, indem sie es verstehen, unerfahrene junge Leute zum Besten der Bank zu rupfen. Spieler der höheren Klasse frequentiren mit ihren Helfershelferinnen namentlich Badeorte mit bedeutendem Erfolge. Auf einer niederen Stufe stehen diejenigen Spieler, welche mit falschen Würfeln und mit gefälschten Spielapparaten die Jahrmärkte beziehen.

Einen ganz besonderen Charakter hat der professionelle „Urkundenfälscher". Es gibt Personen, welche ein eigenthümliches Talent besitzen, jedwede Handschrift täuschend nachzuschreiben, es sind dies zumeist solche, die auch mit der Nachbildung von Stempeln und Siegeln genau Bescheid wissen. Diese Leute versehen die Gauner aller Klassen mit gefälschten Papieren und Attesten und bringen es in ihrer Kunstfertigkeit oft erstaunlich weit.

Die Mörder und Brandstifter, obgleich die gefährlichsten aller Verbrecher, gehören nicht hierher, da sie ihr Geschäft nicht berufsmäßig treiben, also innerhalb der großen Gaunergemeinschaft nicht eigentlich eine Klasse bilden. Ihre That

ist, wenigstens in den civilisirten Staaten Europa's, meist Folge eines momentanen Affektes, des Trunkes oder der Rachsucht.

Bei näherer Betrachtung derjenigen Personen, welche das Verbrechen gewerbsmäßig betreiben und den Kampf mit der Kriminalpolizei daher zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, ergibt sich noch Folgendes: Jeder Gauner hat von vornherein bestimmte Neigungen bald für die eine, bald für die andere Art von Verbrechen, und dabei gewöhnlich Eigenthümlichkeiten, welche dem aufmerksamen Kriminalisten sehr wohl bekannt sind. An der Art und Weise, die bei der Ausführung der einzelnen Verbrechen angewendet wurde, hat der Kriminalist schon oft die Thäter ermittelt. Nicht selten sind gerade die gefährlichsten Verbrecher mit ganz vorzüglichen Gaben des Geistes ausgestattet, und nur deshalb sind sie im Stande, den Kampf mit der Behörde und dem Gesetz zu führen.

Es gibt diverse Beschäftigungen, welche vorzugsweise zur Rekrutirung bestimmter Verbrechergattungen dienen. So z. B. sind die meisten Falschspieler ehemalige Bäcker oder Kellner. Daß Schlosser und Maschinenbauer am leichtesten zu Einbrechern, und Bureau- oder Handlungsdiener am ersten zu Hausdieben werden, ergibt sich aus der Natur ihrer Beschäftigung.

Fast jeder Verbrecher ist abergläubisch; es zeigt sich dies am deutlichsten bei der verschiedenen Art, wie der Dieb das gestohlene Gut versteckt hält, „Kabore legt". Die beliebteste Art des „Kaborens" ist, die zu versteckenden Gegenstände zu vergraben, bis der Dieb den Augenblick für

geeignet hält, das Diebesgut, „Soore", hervor zu holen und zu Geld zu machen. Papiergeld steckt der Dieb in eine Flasche, die er verkorkt und verpicht, um es so vor Nässe und Fäulniß zu bewahren, falls er solches „Kabore legt". Die „Kabore wird gelüftet", wenn der Verbrecher merkt, daß die Behörde die Verfolgung nach dem Ausführer des Diebstahls eingestellt hat.

So alt wie der Diebstahl ist auch die Hehlerei. Die Gaunersprache nennt den Hehler „Schärfenspieler". Bei außerordentlichen, großen und „baldowerten" Diebstählen ist der „Schärfenspieler" vorher in Kenntniß gesetzt. Ja, es geht hierin so weit, daß der Letztere sogar den Dieben Vorschüsse auf auszuführende Diebstähle zahlt. Aber trotzdem ist der Hehler sehr mißtrauisch gegen den Stehler, und der Erstere verkehrt daher nur ungern, ausschließlich nur „geschäftlich" mit dem Letzteren.

Mit geradezu affenartiger Geschwindigkeit vertreibt der Hehler das gestohlene Gut. Ist z. B. heute irgendwo ein Tuchlager ausgeräumt, so wird die „Soore" sofort an die Helfershelfer 40 bis 60 Meilen weit versandt. Zwei Tage nach dem Diebstahl hat vielleicht den Stoff bereits in einer anderen Provinz der Schneider unter der Scheere.

Es wird selten vorkommen, daß der Dieb den Hehler verräth; hat der Dieb es dennoch gethan, so wird er bei ferneren Diebstählen schwerlich einen Abnehmer für das Diebesgut finden. Mit einem „Gannef", der verrathen, „gepfiffen" hat, „schärft" der „Schärfenspieler" nicht wieder.

Weib und Kind des Diebes werden vom Hehler unterstützt, während der Dieb etwa im Gefängniß sitzt. Hat

Letzterer seine Freiheit wieder gewonnen, so gilt sein erster Besuch gewöhnlich dem Hehler; da ist noch ein altes Konto zu ordnen, oder im Gefängniß, dem Paroleort der auszuführenden Diebstähle, ward dem Freigelassenen von Mitgefangenen ein neues Feld bezeichnet, welches beackert werden muß, d. h. es sind ihm noch Gelegenheiten mitgetheilt, wo „geschränkt" oder „geknackt" werden kann.

Zu der großen Gaunergemeinschaft gehören nun noch die Wirthe der Gaunerherbergen, „Pennen", die dem fahrenden Volk Unterstand gewähren, die Dirnen, die sich zu ihnen gesellen und sie verbergen oder ihnen Spionendienste leisten, sehr viele der wandernden Tabuletkrämer, Mausefallenhändler, Drehorgelspieler ꝛc., und man mag daraus ermessen, welche Summe von Kraft, Intelligenz und Muth es erfordert, um diese der menschlichen Gesellschaft so schädlichen Elemente wenigstens so weit im Zaum zu halten, daß die Sicherheit des Handels und Verkehrs im Allgemeinen gewährleistet bleibt.

Im Lande der aufgehenden Sonne.

Reiseskizze aus Japan.

Von

Paul Wernecke.

(Nachdruck verboten.)

Auf den Taifun, der zwanzig Stunden lang mit rasender Wuth über Land und See gefegt hatte, war ein sonnenglänzender Herbsttag gefolgt. Ich saß, behaglich den Rauchwölkchen meiner Manila nachsehend, auf der Veranda meines hochgelegenen Hauses; zu meinen Füßen breitete sich das Häusergewirr Tokio's, der japanischen Hauptstadt, aus, nach Süden zu blinkte der Silberspiegel der Bai, umrahmt von einem weiten Bogen blauer Gebirgsketten, aus denen im Westen die schneeige Kuppe des Fusinoyama mächtig aufragte. Meine beschaulichen Betrachtungen wurden indeß bald durch meinen Koch unterbrochen, der mir die Ankunft eines Europäers meldete.

Mr. Dunkey, der gleich darauf zu mir auf die Veranda trat, war mir dem Ansehen und dem Rufe nach nicht ganz unbekannt. Irländer von Geburt, war er längere Zeit in Diensten der japanischen Regierung gewesen, hatte als Bergmann in den Minen der nördlichen Provinzen gearbeitet und war, nach Aufgabe seiner Stellung und nach langen einsamen Streifereien durch das ganze Inselreich,

in Tokio aufgetaucht. Von den Eingeborenen hatte er die Vorliebe für das Nationalgetränk derselben, den Saki, einen aus Reis hergestellten Branntwein, angenommen. Ob seine Neigung für Flunkereien jeder Art gleichfalls auf einem tieferen Studium japanischer Sondereigenschaften beruhte, oder ihm angeboren war, wage ich nicht zu entscheiden. Bekannt war mir nur, daß er mit einer Reihe sehr verschiedenartiger und sehr wunderbarer Neuerungen, welche er der Regierung zu thunlichst hohen Preisen anbot, sowohl die finanzielle Lage des Landes, als seine eigene zu verbessern suchte.

Dieser vielseitige Mann saß mir nunmehr gegenüber, mich darauf vorbereitend, daß er mir Mittheilungen von höchstem Interesse zu machen wünsche. Seine kleinen, listigen Augen schienen mich von der Seite zu beobachten und an seinen von Hitze, Erregung und Saki-Genuß gerötheten Wangen glaubte ich ein Zittern zu bemerken, während ich abwartend meinen Schaukelstuhl in wiegende Bewegung setzte. Endlich vernahm ich aus seinem Munde, nachdem ich feierlichst Verschwiegenheit gelobt hatte, die Wundermär, daß er, durch Bewohner der südlich vom Hauptlande gelegenen Insel Shikoku aufmerksam gemacht, in den Geschieben des Yashinogawaflusses Gold gefunden habe — Gold in unglaublichen Mengen! Ein Kubikmeter Sand sollte 40 bis 50 Gramm reines Edelmetall enthalten, so daß die Fundgruben von Kalifornien, Australien und Sibirien lächerlich armselig dagegen wären. Die aus ziemlich schmutziger Papierhülle entnommenen Proben, die unter seinen Augen gewaschen sein sollten, waren unan-

sechtbar, doch konnte er mir nicht erklären, warum die Leute nicht längst der Regierung Nachricht gegeben hatten. Mr. Dunkey selbst fürchtete, nach seinen bisherigen Mißerfolgen, kein geneigtes Ohr zu finden, und hoffte, in mir die Persönlichkeit entdeckt zu haben, welche nach Einsichtnahme der Verhältnisse seine Angaben bestätigen könnte. Eine unermeßliche Belohnung für die Bekanntgabe des Fundortes war das erträumte Endziel seiner Wünsche. An eigene Ausbeutung war natürlich nicht zu denken, da die japanischen Gesetze jeden Grunderwerb für den Europäer ausschließen, Minenbetrieb und Metallausfuhr überdies ausschließliche Vorrechte der Regierung sind.

Wenn mir die ganze Sache auch in etwas zweifelhaftem Lichte erschien, so ward doch durch dieselbe einer ohnehin von mir beabsichtigten Erholungsreise ein gewisses Ziel gegeben, und ich beschloß, die Angelegenheit alsbald zu untersuchen. Begleiten konnte mich Mr. Dunkey wegen angeblich dringender Geschäfte nicht, allein seine Ortsangaben waren so bestimmter Natur, daß ich, falls die Gegend überhaupt existirte, dieselbe auch finden mußte. Der hoffnungsvolle Ire schied daher von mir, nachdem ich ihm das bestimmte Versprechen gegeben hatte, alsbald nach Shikoku, in das goldreiche Thal des Yashinogawaflusses aufzubrechen.

Schon zwei Tage nach Dunkey's Besuch stieg ich, nur von einem japanischen Diener begleitet, an Bord des Dampfers, welcher von Yokohama aus den Küstenverkehr vermittelte. An dem Flaggenstock flatterte die rothe Sonne im weißen Felde, sowohl Offiziere als Mannschaft waren



vortrefflich, und die Reise verlief durchaus angenehm. Das Wetter blieb sonnig-klar und die Reisegesellschaft, ein buntes Gemisch von Erholungsreisenden, Pilgern und Geschäftsleuten, war anständig und umgänglich. Viele der Ersteren gingen nach den bei Osaka gelegenen Bädern von Arima, die Pilger waren auf einer Wallfahrt nach dem Tempel von Kompila begriffen und die meisten der Uebrigen reisten nach Kioto, der alten westlichen Hauptstadt des Landes, die mit dem Hafen von Osaka durch eine Straße verbunden ist.

Ich selbst ging in Kobe an's Land, einem nur wenige Meilen östlich von Osaka gelegenen Hafenstädtchen, um einen Ausflug nach dem nahe gelegenen vielbesuchten Badeorte Arima zu unternehmen.

Arima, mit seinen heißen Stahlquellen, liegt in friedlicher Gebirgsabgeschiedenheit, ringsum rauschen lebendige Wasser dem Oceane zu, brausen in mächtigen Fällen über granitene Wände herab und Alles ist umwoben von der weichen Hülle ewig grüner, duftiger Waldungen, in denen tropische Fülle mit nordischer Kraft ein Bündniß zu schließen scheint.

Nach viertägigem Aufenthalt kehrte ich nach Kobe zurück und erreichte pünktlich den kleinen Dampfer, der mich durch das Harimanada, einen Theil der Innensee, nach dem Hafen Tatotsu auf Shikoku bringen sollte.

Die ganze Fahrt dorthin dauerte nur zehn Stunden, vereinigte aber die Reize alles dessen, was einer der glücklichsten Himmelsstriche an Formen- und Farbenreichthum dem Auge zu bieten vermag. Weder die heiße, überquellende

Ueppigkeit der Tropen, noch der dauernde Frühlingsschimmer, der über der Inselwelt des ägäischen Meeres lagert, vermögen sich mit der feenhaften Lieblichkeit des japanischen Innenmeeres zu messen. Zahllos und abermals zahllos liegen Inseln, Inselchen und Klippen in der durchsichtigen, leise wogenden Meerfluth zerstreut, theils überkleidet mit einer buntfarbigen, vielgestaltigen Pflanzendecke, theils in nackter, ursprünglicher Schönheit, die Felsenglieder der Mutter Erde zeigend. Darüber breitete sich der blendende Glanz des lichthellsten Herbsttages, in dessen Leuchten die Laubwaldungen der tieferen Regionen in buntem Feuer zu stehen schienen, zu dem der weiße Strandschaum und das Azur der Wellen den prächtigsten Gegensatz bildete. Freundliche, reinliche Dörfer, in der Bauart an die Bergorte unserer Alpen erinnernd, lagen überall zerstreut und sendeten ihre Fischerboote aus, deren Ertrag theils dem eigenen Bedürfniß dient, theils auf den Markt von Osaka geführt wird; zwischen ihnen sah man die größeren Dschunken, mit ihren sonderbaren veralteten Formen und den schwerfälligen Mattensegeln.

Um sechs Uhr Morgens hatten wir Kobe verlassen; es war drei Uhr des Nachmittags vorüber, als wir den anmuthig gelegenen Hafen von Tatotsu in Sicht bekamen. Am Strande ausgebreitet liegt das Städtchen, überragt von einem alten, aus der Feudalzeit stammenden Schlosse, dahinter aber steigen die grünen Wände eines Waldgebirges auf, das nach Westen zu, weit in das Meer hinaus, ein Vorgebirge sendet, und dessen kahle Scheitelhöhen von einzelnen Berggipfeln überragt werden. Tatotsu, ein Ort von einigen

Tausend Einwohnern, bot nichts Bemerkenswerthes, es glich all' den anderen japanischen Städten, die sich von einander nur durch die Anzahl der Häuser zu unterscheiden pflegen. Ueberall dieselben hölzernen Wohngebäude, nach demselben Plane erbaut, von Veranden umgeben, und mit schweren, überhängenden Ziegel- oder Schindeldächern versehen, auf deren Firsten kreischende Bussarde sich um eroberte Bissen zankten. Die Straßen waren gleich den Häusern reinlich und sauber gehalten, und ihre Einförmigkeit wurde nur bisweilen durch vereinzelte Tempelbauten unterbrochen, welche theilweis von zierlichen, wohlgepflegten Gärten umgeben waren. Ich machte mir das Vergnügen, einen der Shintotempel zu besuchen, was bei der Toleranz der Priester und der Unbefangenheit oder Gleichgiltigkeit des Volkes durchaus keine Schwierigkeiten bot.

Der Shintoismus ist die älteste Religionsform der Japaner, welche noch heute neben dem Buddhismus und den Lehren des Confutse besteht; seine Tempel, Miyas genannt, fallen durch die Einfachheit der inneren Ausstattung auf, welche von dem Pomp der meisten Buddhatempel ähnlich absticht, wie die kahlen, nüchternen Wände der protestantischen Kirchen von den kunstgeschmückten Domen Italiens. Ich trat, nachdem ich das eigenthümliche, den Zugang markirende, thorähnliche Holzgerüst passirt hatte, an einer doppelten Laternenreihe vorbeischreitend, mit den übrigen Besuchern durch die Tempelpforte. Jeder der Kommenden berührte eine rechts von der Thüre befindliche Glocke, um sich bei der Gottheit geziemend anzumelden, trat dann zu dem schmucklosen, aus unlackirtem Holz her-

gestellten Altar, über dem ein runder, glänzender Metallspiegel und das Gohei, ein mit Papierstreifen behängter Stab zu sehen waren. Nach dreimaligem Händeklatschen erfolgte die Berührung des Bodens mit der Stirn, und das kurze, nur eine bis zwei Minuten in Anspruch nehmende Gebet. Hierauf entfernten sich die Gläubigen so rasch, als sie gekommen waren, nicht ohne vorher in den vergitterten Opferkasten einige Kupfermünzen geworfen zu haben. Der Shintopriester war ein ältlicher, wohlbeleibter, gesprächiger Herr, der keinen Anstand nahm, sich die von mir angebotene Manila im Tempel selbst anzuzünden, und sich nur darüber schmerzlich beklagte, daß in dem Inhalte seines Opferstockes so selten eine Silbermünze zu finden sei. Wir schieden als beste Freunde, er, den Segen eines unbekannten Gottes auf den blondhaarigen Spender der vorzüglichen Cigarre herabflehend, ich mit der Ueberzeugung, daß hier das Ideal religiöser Duldsamkeit erreicht sei.

Tatotsu hat keinen Mangel an guten Gasthäusern, da die nach dem Tempel von Kompila Wallfahrenden viel Verkehr nach dem Städtchen bringen. Die „Yadoya", die mich aufnahm, war in jeder Beziehung vorzüglich, die Kellnerinnen aufmerksam und liebenswürdig, wie überall in Japan, Reis, Fische und Thee durchaus lobenswerth, und die Ratten, Moskitos und sonstigen üblichen Kleinigkeiten während der Nacht nicht bösartiger, als in anderen Herbergen des Ostens. Wohlgelaunt und zu den bevorstehenden Beschwerden der Landreise bestens vorbereitet, bestieg ich am anderen Morgen die gemiethete Jinrikischa,

einen zweiräderigen, von einem Kuli gezogenen Wagen, dessen ich mich auf dem Küstenwege bedienen wollte, während mein Diener zu Fuß folgte. Das Thal des Yashinogawa, das ich suchte, ist in der Luftlinie etwa acht japanische Ri, das sind nicht ganz vier Meilen, von Tatotsu entfernt; da aber das Gebirge, welches den Fluß von der Küste trennt, vollständig unwegsam und steil ist, mußte ich, nach den Angaben des Irländers, eine geeignete Stelle zur Ueberschreitung der Felsenmauer aussuchen. Eine solche sollte sich ungefähr fünf englische Meilen westlich von dem Hafenorte in der Schlucht eines Wildbaches vorfinden.

Der Weg dorthin war voll wechselnder Scenerie, bald anmuthig und lieblich, bald voll düsteren Ernstes. Das Vorland war bei Tatotsu mit Ai (Indigo) und Tabak ziemlich gut bebaut, zwischen deren Feldern rauschende Bambusgehölze ihr frisches Grün ausbreiteten; dann kamen wir durch mehrere arme Fischerdörfer, für deren nackte Jugend ein durchreisender Europäer etwa die Anziehungskraft besitzt, welche eine Hagenbeck'sche Nubierkarawane in Deutschland erweckt. Später aber verließen uns die Zeichen menschlicher Nähe, und als wir auf dem Vorgebirge, das man bei der Einfahrt in den Hafen rechter Hand erblickte, unser Mittagsmahl im Schatten alter Magnolien einnahmen, hörten wir den Yama inu, den Bergwolf, heulen, und auf einer Hara (Waldwiese) der oberen Regionen konnte ich mit meinem Doppelfernrohr eine Heerde von Karasishi unterscheiden, einer Antilopenart, die, gleich unserer Gemse, nur in den Einöden der Gebirgswildnisse zu treffen ist.

Bei der Fortsetzung unserer Reise kreuzten wir zu öfteren Malen den Lauf kleinerer und größerer Wildbäche, deren zur Zeit ausgetrocknete Betten wüsten Schutthalden glichen, aber die Mündung keines derselben zeigte die von Dunkey angegebenen Merkmale; auch liefen die meisten an schroffen Wänden aus, so daß von dort ab dem Erklimmen der Bergkette ein Ziel gesetzt war. Kurz vor Sonnenuntergang endlich überschritten wir auf einer leichten, aus Bambus hergestellten Brücke das wasserleere Gerinne eines Flusses; am jenseitigen Ufer lag ein kleines Oertchen und gegen das Meer hinaus schoben sich Klippen und Zacken so eigenthümlicher Form vor, daß ich dieselben nach der Beschreibung des Irländers bald erkannte. Auf meine Anfragen erfuhr ich, daß die Berge hier übersteigbar seien und die Leute erinnerten sich der Anwesenheit eines Europäers sehr gut, der sich vor einigen Wochen durch Dorfbewohner den Weg durch die Wälder hatte zeigen lassen.

Ich suchte, nachdem ich das in Japan unvermeidliche Bad genommen hatte, zeitig mein Lager auf und vernahm im Halbschlaf noch lange die gedämpften Klänge der Wiegenlieder, mit denen japanische Mütter ihre Lieblinge einzuschläfern suchen, und die mich auffallend an unser deutsches „Schlaf, Kindchen, schlaf" erinnerten.

Den Eigenthümer der Jinrikischa schickte ich von hier aus zurück und brach mit meinem Begleiter am anderen Tage im Morgengrauen zu Fuß in das Gebirge auf. Wir benutzten die Schlucht des Dorfbaches als Pfad.

Für die Mühseligkeiten des Aufstiegs wurden wir durch die Pracht der Herbstwaldung reichlich belohnt. Besonders

der untere Laubwaldgürtel der Berge setzte durch den Wechsel der Gestalten und die lichte Pracht der bunten Blattfärbungen in Entzücken und Staunen. Buchen, Eichen, Wallnuß und Kastanien, Ulmen und Eschen standen mit Magnolien, Stechpalmen, Kampferbäumen und Birken, Ahorn und Aepfelarten im bunten Gemisch, die Zweige waren von Waldreben umschlungen und mit den herrlichen Blüthentrauben des Fuji geschmückt, während riesige Farren ihre zarten Fächer aus dem Geklüft der Felswände und den Ritzen der Steinblöcke erhoben. In der Fortsetzung unseres Weges vollzog sich der Uebergang zum Nadelgehölz, das sich durch schlanke Cypressen und majestätische Cryptomerien auszeichnete; und von den Waldblößen aus, über deren Blüthenfülle zahllose Schmetterlinge spielten, öffnete sich der Ausblick auf das japanische Innenmeer, dessen tausend Eilande im Sonnenleuchten wie farbensprühende Edelsteine auf blauem Lasur erschienen.

Schwer und mühselig war der letzte Theil des Aufwärtssteigens, da nach und nach die schattenspendende Vegetation aufgehört und der ödesten, steinigen Gebirgswildniß Platz gemacht hatte, deren dunkle, glänzende Schiefermassen die Gluth der südlichen Sonne aufsaugten und wieder ausstrahlten. Wir langten auf's Aeußerste erschöpft, mit brennendem Kopfe und ausgedörrtem Gaumen auf dem Gebirgskamme an und die sich öffnende Aussicht auf die waldreiche, friedliche Bergwelt von Shikoku, deren lange Höhenzüge durch zahlreiche Vulkane überragt werden, schien uns nur ein geringer Ersatz für so viele Anstrengungen. Zu unseren Füßen lag das Thal des Yashinogawa, und

wir waren froh, als uns bergabsteigend die kühlen Schatten der Bäume wieder aufnahmen.

Wir erreichten glücklich die von Mr. Dunkey bezeichnete Ortschaft und traten mit Herrn Koshito, dem dunkelhäutigen Gemeindehaupt, ohne Weiteres in Verkehr, so daß ich mit dem raschen Verlauf meiner Reise wohl zufrieden sein konnte. Auffallend war mir jedoch, daß Dunkey's Angaben bei meiner Anfrage von Koshito nicht nur ohne Weiteres bestätigt, sondern der Metallreichthum in noch weit glänzenderem Lichte dargestellt wurde. Durch längeren Verkehr mit den eingeborenen Japanern aller Stände hatte ich mich allmählig daran gewöhnt, eine einigermaßen der Wahrheit sich nähernde Antwort, selbst in gleichgiltigen Dingen, nur nach und nach und auf künstlichen Umwegen zu erlangen.

Meine vorsichtige Weisheit erwies sich jedoch zunächst als durchaus nicht am Platze. Koshito's Angaben fanden sich bestätigt, als wir im Laufe der folgenden Tage Untersuchungen der von ihm als goldhaltig bezeichneten, durch dunklere röthliche Färbung kenntlichen Kiesschichten vornahmen. Wir fanden solche allenthalben an den Ufern, Sandbänken und Untiefen des Flusses; mein Diener grub die zu untersuchenden Massen aus, und eine Magd Koshito's, welche sich durch Alter, Häßlichkeit und reiche, tiefblaue Tätowirung auszeichnete, übernahm das Geschäft des Auswaschens mit so vielem Erfolge, daß mein Vergleich der ausgewaschenen Bodenmengen mit dem erhaltenen Golde th[illegible] ch günstigere Resultate ergab, als Dunkey's [illegible] ließen. Ein neues Eldorado war somit

aufgefunden, und Herr Koshito, der sich eifrig über die bisherige Gleichgiltigkeit der regierenden Kreise beschwerte, erörterte mit vielem Geschick die Nothwendigkeit einer Verbindungsstraße nach Tatotsu, um den unschätzbaren Reichthümern einen bequemen Transport zu sichern.

Trotz all' der glänzenden Ergebnisse wollte bei mir indeß eine rechte Begeisterung für die ganze Sache nicht zum Durchbruche gelangen, dieselbe erschien mir vielmehr bei genauer Erwägung aller Verhältnisse immer unglaublicher und unwahrscheinlicher. Trotzdem erklärte ich mich für hinlänglich überzeugt, stellte die gemeinschaftlichen Untersuchungen ein und fing an, die Gegend auf eigene Hand zu durchstreifen, um angeblich vor meiner Rückkehr nach der Hauptstadt die Schönheit der fremden Waldgebirge zu genießen. Bei diesen Gelegenheiten begann ich flußauf und flußab theils an schon untersuchten, theils an neuen Stellen das Kiesmaterial noch einmal, aber allein, auf das sorgfältigste zu durchproben. Je länger ich arbeitete und je vorsichtiger ich verfuhr, um so länger wurde mein Gesicht. Auch ich fand zwar Gold, aber der Gehalt des untersuchten Flußsandes erwies sich als so gering, daß an eine besonders lohnende Ausbeute nicht zu denken war, und mir blieb nichts übrig, als anzunehmen, daß jene alte Magd, die sowohl vor Dunkey als mir sich als außerordentlich geschickte Goldwäscherin erwiesen hatte, im Auftrage des schlauen Koshito den Metallgehalt der von uns gemeinschaftlich untersuchten Erde durch Einstreuen früher gesammelter Körner erhöht habe.

Ob der Japaner sich von diesem Verfahren eine Anlegung der gewünschten Straße nach Tatotsu, eine Ver-

besserung der Verkehrsverhältnisse, einen Aufschwung seiner einsamen Ortschaft oder was immer sonst versprach, konnte ich nicht ergründen, da ich mich der aussichtslosen Mühe, ihn wegen seiner „Findigkeit" zu interpelliren, nicht unterzog. Ich verließ ihn und das schöne Thal des Yashinogawa, sobald ich mir die Sache klar gelegt hatte, und kehrte auf einem Umwege nach Tatoisu und von dort über Osaka nach Tokio zurück, wo mich Mr. Dunkey ungeduldig erwartete. Leider war ich nicht im Stande, ihn zu meiner Auffassung der Verhältnisse zu bekehren, er erblickte in mir einen treulosen Verräther, der geneigt sein möchte, seine Verdienste zu schmälern, und hielt nunmehr, um meine etwaigen Pläne zu durchkreuzen, mit der Veröffentlichung seiner staunenswerthen Entdeckung nicht länger zurück.

Er brachte es durch seinen Eifer rasch so weit, daß unter seiner Leitung eine Expedition zur Untersuchung der neuen Goldfelder abgesendet wurde, welche jedoch ebenso arm an Gold und Schätzen, als ich, wieder heimkehrte.

Ob Mr. Dunkey, gleich mir, den Genuß, den mir die Exkursion in das herrliche Land bereitete, als Ersatz für das entschwundene Eldorado anzusehen vermochte, glaube ich kaum, denn er kehrte sehr niedergeschlagen wieder zurück und verließ das Land der aufgehenden Sonne, das seine Fähigkeiten und Talente so wenig zu schätzen verstand, bald auf Nimmerwiedersehen.

Der Fall von Mantua.

Historische Skizze

von

Paul Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Die Stadt Mantua in Oberitalien, allbekannt durch das traurige Schicksal Andreas Hofer's und schon im Alterthum als Geburtsort des Dichters Virgil gefeiert, macht heute auf den Beschauer einen gar wenig erfreulichen Eindruck. Obwohl noch jetzt eine der stärksten Festungen Europa's und im Inneren mit stattlichen Palästen geschmückt, fehlt ihr doch das rechte Leben; überall zeigt es sich, daß man vor einer gesunkenen Größe steht. Selten, daß ein Reisender es der Mühe werth findet, diesem Ueberrest geschwundener Herrlichkeit ein paar Stunden zu widmen.

Einst, als noch die Herren v. Gonzaga als „capitani del popolo“ hier residirten und ihr Gebiet siegreich gegen Mailand und Venedig zu behaupten wußten, da prangte die Stadt in voller Blüthe, da standen Künste und Wissenschaften im Ansehen und ein reiches, prächtiges Leben entfaltete sich in ihren Mauern, das sich noch steigerte, als Mantua im Jahre 1530 von Karl V. zum Herzogthum erhoben wurde und der damalige Fürst, Markgraf Friedrich II.,

auch das Marquisat Montferrat dazu erhielt. Kaum ein Jahrhundert später aber begann der Verfall. Im Jahre 1627 starb mit Vincenz II. die italienische Hauptlinie der Gonzaga aus und dieses Ereigniß führte zu einer Katastrophe, von welcher sich die Stadt nie wieder erholen sollte. Die Unbedeutendheit, zu welcher Mantua herabgesunken, datirt aus jenen Tagen, in welchen mit Karl v. Nevers eine französische Nebenlinie auf den Thron gelangte und sich der Mantuanische Erbfolgekrieg entspann, unter welchem die Stadt furchtbar zu leiden hatte und schließlich zu Falle kam.

Dieser von den Geschichtsschreibern fast durchgehends nur mit wenigen Worten gedachten Periode in den Annalen Mantua's seien die nachfolgenden Zeilen gewidmet, die sich im Wesentlichen auf die verdienstlichen Forschungen eines neueren Historikers, des Herrn v. Zwiedinek-Südenhorst, stützen.

Mit Vincenz II. also, welcher am 26. Dezember 1627 starb, erlosch die Hauptlinie der Mantuanischen Gonzaga. Kaum war dieser Todesfall eingetreten, als Frankreich, Spanien und Deutschland auf das kleine Herzogthum Ansprüche erhoben. Die nächste Anwartschaft auf die Erbfolge aber hatte Karl v. Rethel, der Sohn des Herzogs v. Nevers, der denn auch auf die Nachricht, daß Vincenz II. im Sterben liege, sofort nach Mantua eilte, um im Falle von dessen Ableben unverzüglich im Namen seines Vaters von Stadt und Gebiet Besitz zu ergreifen. Zuvor aber that er in aller Eile noch einen anderen Schritt, der seine Thronansprüche bedeutend verstärken sollte; er begab sich

in ein Mantuanisches Nonnenkloster, in welchem die einzige Erbprinzessin der Gonzaga, Namens Maria, als Zögling lebte, erklärte dieser, daß er sie zu seiner Gemahlin begehre, erhielt ohne Weiteres ihr Jawort und ließ sich noch am selbigen Tage in aller Stille mit ihr trauen.

Fünf Stunden später war Vincenz verschieden. Nun trat Karl v. Rethel unter der Zustimmung der ganzen Bevölkerung ohne weiteren Verzug die Regierung von Mantua an, obwohl die Gesandten von Spanien und Savoyen, denen man die Vermählung des Prinzen verheimlicht hatte, sehr nachdrücklich dagegen protestirten. Karl glaubte diese Einsprüche um so weniger beachten zu dürfen, als er für den Fall eines Angriffes sowohl Venedig als auch Frankreich auf seiner Seite wußte.

Auf Veranlassung Spaniens aber trat nun Don Cesar v. Guastella, gleichfalls ein Abkömmling der Gonzaga, der sich in Wien die Unterstützung Kaiser Ferdinand's II. zu sichern wußte, als Prätendent auf. Als Lehnsherr der Herzöge von Mantua hatte Letzterer allerdings in der streitigen Sache einen gewichtigen Einfluß. Er nahm vor Allem für sich das Recht in Anspruch, zu entscheiden, wer von den Prätendenten der allein berechtigte sei und verhängte so lange, bis diese Frage gelöst sein werde, das Sequester über Mantua, d. h. er erklärte das Herzogthum als mit Beschlag belegt.

Karl suchte nun den Kaiser so lange hinzuhalten, bis die Hilfstruppen eingetroffen sein würden, die er von Frankreich und Venedig erwartete; allein vergeblich war seine Hoffnung auf diese Unterstützung. Ein Theil der kaiser-

lichen Heeresmacht rückte bereits gegen Italien vor und drang endlich, 20,000 Mann stark, unter Führung von Rambold, Collalto, Gallas und Aldringen über die Grenze des Gebietes von Mantua. Am 29. Oktober 1629 stand das kaiserliche Heer bereits vor den Thoren der Stadt und unternahm einen Sturm auf eines der Forts, dessen Geschützdonner gar unheimlich von den Mauern des herzoglichen Palastes widerhallte, in welchem eben die Prinzessin Maria eines Söhnleins, des nachmaligen Herzogs Karl III., genas.

Indeß wurde die Stadt doch durch ihre starke Befestigung vor einer Ueberrumpelung geschützt, und die darauf begonnene Belagerung zog sich sehr in die Länge. Wochen und Monate vergingen, ohne daß sich Mantua ergab: der Winter brach herein und der kaiserliche Befehlshaber Collalto sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben und sich mit seinen Regimentern jenseit des Po in Winterquartiere zurückzuziehen.

In der Stadt jubilirte Alles, denn man hielt die Kriegsnoth für überwunden. Der Hunger und die lange Eingeschlossenheit hatten schwer genug auf der Bewohnerschaft gelastet, jetzt eilte man hinaus vor die Stadt nach der Stätte des kaiserlichen Lagers. Dinge von eigentlichem Werth hatten die abgezogenen Soldaten freilich nicht liegen lassen, aber in den Gräben fanden sich eine Menge Leichen von Menschen und Thieren, die man zu begraben sich nicht die Zeit genommen. Obwohl es nun verboten war, etwas von den umher liegenden Sachen zu berühren oder hinweg zu tragen, so handelten doch Viele dagegen, zogen wohl

gar die Leichen aus, um sich der Kleider zu bemächtigen, und brachten diese Beute in die Stadt. Die Folge war, daß bald darauf in Mantua die Pest ausbrach und mit verheerender Schnelligkeit um sich griff. Bereits im Januar 1630 war die Zahl der in den Privathäusern verstorbenen Pestkranken auf 1176 gestiegen, und von Tag zu Tag nahm die furchtbare Seuche an Heftigkeit zu; ganze Familien starben aus und bald zählte man in einem Monate an 3000 Opfer. Dazu trat eine entsetzliche Theuerung und Hungersnoth ein, welche der Ausbreitung der Pest nur noch größeren Vorschub leistete. Im April zählte man in den Privathäusern nahe an dritthalbtausend, im Mai über viertausend Todte, ungerechnet die, welche in den Hospitälern starben.

Ganze Haufen von Leichen sammelten sich an, da es an hinreichenden Kräften zur Bestattung mangelte und die Personen, welche sich dieser Aufgabe widmeten, zu hohe Bezahlung verlangten. Man hatte zwar befohlen, die Todten zu verbrennen, allein da es an Feuerungsmaterial fehlte, blieb auch diese Verordnung unbeachtet. Selbst zum Brodbacken mangelte das Holz, und man mußte die Fensterläden aushängen, um nur die Backöfen heizen zu können. Vor den Häusern der Bäcker aber, die ihr Handwerk noch betrieben, spielten sich wahrhaft grauenvolle Scenen ab. Vom Hunger gequälte Menschen schlugen sich in der Verzweiflung um einen Bissen Brod, und wer das Geld nicht hatte, dasselbe zu kaufen, entriß es dem besser Situirten mit Gewalt. Fleisch gab es fast gar nicht mehr und selbst Fische waren eine Seltenheit, obwohl die Wenigsten dar-

nach verlangten, da man sie wegen der zahlreichen Leichen in den Gewässern für vergiftet hielt.

Ueber all' diesem Elend hatte man die Kriegsgefahr ganz vergessen; allein man täuschte sich, wenn man glaubte, dieselbe bereits völlig überstanden zu haben. Die kaiserlichen Heerführer Rambold, Collalto, Gallas und Aldringen hatten inzwischen in ihren Winterquartieren jenseit des Po die Tage so lustig wie möglich verbracht und namentlich die Fastnachtszeit mit aller karnevalistischen Ausgelassenheit gefeiert. Gallas und Aldringen begingen sogar ihre Hochzeit, indem sie sich mit zwei Schwestern verheiratheten. Jetzt war der Winter vorüber, und Ferdinand's Heer kam auf's Neue gegen die Residenz Herzog Karl's herangezogen. Das erneute Vordringen des Feindes mußte jetzt um so verhängnißvoller werden, als es den Kaiserlichen gelang, die venetianischen Hilfstruppen der Mantuaner, welche einige Meilen von der Stadt Stellung genommen hatten, vollständig aus dem Felde zu schlagen.

Nun war der Herzog ganz auf sich und seine Besatzung angewiesen. Seine Lage war eine sehr traurige, denn nicht allein, daß es ihm an militärischer Hilfe fehlte, auch das nöthige Geld begann zu mangeln. Man fühlte sich allgemein zu schwach, den feindlichen Angriffen Widerstand zu leisten, und da Karl nicht geneigt schien, Frieden zu machen, so erwachte der Verrath und löste die Verwickelung mit einem Schlage. Ein Lieutenant, Namens Polino, der die Wache an einem der Thore kommandirte, setzte sich heimlich mit Aldringen in's Einvernehmen und gab ihm die Versicherung, daß er bei einem nächtlichen Ueberfall

ihm den Weg in die Stadt bahnen werde. Der kaiserliche Anführer ging darauf ein, und in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1630 wurde der Anschlag in's Werk gesetzt, der um so leichter gelang, als die Schiffe, welche bisher auf dem nördlich und östlich sich um die Stadt ziehenden Landsee Wache gehalten hatten, seit Kurzem entfernt und in den Stadthafen zurückgezogen worden waren. Auch glaubte man in Mantua noch immer, daß venetianische Hilfstruppen im Anzuge seien, die sich möglichen Falls in der Nacht durchschlagen und bis in die Stadt dringen würden. Der Lärm der heranrückenden Feinde erregte daher bei den Belagerten nicht einmal Verdacht. Hatte doch Polino ausdrücklich Ordre gegeben, falls sich eine Bewegung vom See her bemerkbar mache, ruhig zu bleiben, da dies von Venetianern ausgehe. So kam es, daß der Verrath mit Leichtigkeit gelang.

Achtzig deutsche Kriegsknechte waren auf leichten Fahrzeugen über den See bis an eines der Stadtthore gedrungen, das mit einer Petarde aufgesprengt wurde, während zugleich ein Haufen Fußvolk unter Aldringen's Anführung auf einer anderen Seite Eingang fand. Noch ehe die Mantuaner recht zur Besinnung über das kamen, was geschehen, erfüllten bereits die feindlichen Soldaten den größten Theil der Straßen und Plätze. Ueberall herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Der Herzog flüchtete sich mit einem kleinen Gefolge in die Citadelle, auch seine Gemahlin, die mit ihren beiden Kindern während der Pest in einem Kloster Unterkunft gefunden, wurde noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Aldringen besetzte sofort den herzoglichen Palast, dessen beste Gemächer er für sich selbst in Beschlag nahm, und überließ dann die Stadt den Soldaten zur Plünderung.

Man muß sich die wilden Kriegshorden aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, diese bunt zusammengewürfelten Söldnerschaaren mit ihrer Raubgier und Mordlust vergegenwärtigen, um sich eine Vorstellung von den Greueln machen zu können, die jetzt in den Häusern von Mantua sich abspielten. Wer sich den bestialischen Gesellen widersetzte, wurde auf der Stelle niedergehauen. Das herzogliche Schloß, soweit es nicht von Aldringen besetzt war, kam zuerst an die Reihe. Hier sah man nicht nur Soldaten, sondern auch deren im Trosse mitgezogene Weiber in der Plünderung begriffen, Kleider- und Wäschevorräthe der fürstlichen Kammern wurden auf die Straße geschleppt, ein Jeder nahm sich, was er Lust hatte, warf die eigenen zerlumpten Gewänder ab und zog dafür die guten an. Ebenso ging es mit den sonstigen Werthsachen, mit den Juwelen und Schmuckgegenständen, welche massenhaft im Schlosse aufgespeichert lagen und binnen wenigen Stunden unter der Menge zerstreut waren. Kunstwerke, mit denen die rohen Kriegsknechte nichts anzufangen wußten, wie z. B. eine Reihe kostbarer Gemälde von Tizian und anderen Meistern, fielen der Zerstörungswuth zum Opfer.

Das Volk suchte Schutz in den Kirchen und glaubte seine Habe gesichert, wenn es dieselbe an heiliger Stätte geborgen hatte; allein der plündernden Kriegsrotte war nichts heilig, auch aus den Gotteshäusern wurde fremdes Eigenthum fortgeschleppt und weder Greise noch Kinder,



weder Kranke noch Weiber wurden geschont. Ja, zuletzt, als sich nichts mehr zur Beute finden lassen wollte, wurden die Einwohner noch den grausamsten Quälereien ausgesetzt, damit sie gestehen sollten, wo ihre Schätze verborgen lägen.

Drei Tage hatte die Plünderung gedauert, da hielt es Aldringen endlich für genug und gebot Einhalt. Es hätte auch ohnedies ein Ende nehmen müssen, denn das Ghetto der Juden ausgenommen, das auf des Obersten Befehl bisher verschont geblieben war, hätte sich in der Stadt kaum noch ein Stück von Werth vorgefunden, das sich vom Platze tragen ließ.

Die Juden aber, die, in ihr Ghetto eingeschlossen, bisher wenig zu leiden gehabt hatten, kamen nun ganz besonders an die Reihe. Bei ihnen hatten die Mantuaner während der Tage der Noth ihre Kleinodien versetzt und darum vermuthete Aldringen in diesen Häusern sehr reiche Schätze. Er befahl daher, daß die Israeliten binnen drei Tagen insgesammt die Stadt verlassen sollten, am Thore aber wurde ein Jeder von ihnen gründlich durchsucht, und wer mehr als drei Dukaten bei sich hatte, mußte Alles den Soldaten überliefern. Nur zwölf der angesehensten Juden mußten zurückbleiben, um bei der nun beginnenden Plünderung des Ghetto als Führer zu dienen.

Die Beute, die man daraus hinwegtrug, soll in der That außerordentlich gewesen sein. Man erzählt, daß Händler aus Mailand für die ganze Hinterlassenschaft, soweit sie nicht in Geld oder edlem Metall bestand, dem kaiserlichen Feldherrn die Pauschalsumme von 20,000 Du-

katen gezahlt hätten; an baarem Gelde aber sollen nicht weniger als 800,000 Dukaten gefunden worden sein, und Aldringen habe eine ganze Reihe von Fuhrwerken gebraucht, um Alles aus dem Ghetto in seinen Palast zu schaffen.

Mantua hatte durch diesen Einfall der Kaiserlichen unsäglich gelitten und erholte sich nie wieder davon. Während noch im Jahre 1629 die Zahl der Einwohner 40,000, nach manchen Angaben sogar 50,000 betrug, waren deren 1630 nur noch 7000 vorhanden; gegen hundert Familien waren gänzlich ausgestorben.

Kaiser Ferdinand II. hatte das Lehen für verfallen erklärt und über Karl v. Nevers die Reichsacht verhängt. Am 21. Juli wurde der Marchese Gian Franzesco di Gonzaga zum Stadthauptmann eingesetzt und zugleich ein Magistrat zur Führung der öffentlichen Geschäfte ernannt.

Der von den Schweden bedrängte Kaiser mußte aber bald darauf seine Truppen zurückziehen und 1631 Frieden schließen, auch Karl v. Nevers als Herzog von Mantua definitiv anerkennen.

Der letzte vom Stamme Nevers, Ferdinand Karl IV. starb am 5. Juli 1708 ohne Kinder zu hinterlassen, weshalb das Herzogthum Mantua vom Kaiser eingezogen und 1785 mit den Landschaften vereinigt wurde, aus denen Oesterreich die Lombardei bildete. Im französischen Revolutionskrieg fiel es an Frankreich, wurde dann zur italienischen Republik geschlagen, später an die Oesterreicher zurückgegeben und kam endlich zugleich mit Venetien 1866 an das geeinigte Italien.

Was die Stadt selbst anbelangt, so zählt sie zwar gegenwärtig wieder über 30,000 Einwohner, allein den Glanz und die Blüthe jener Zeit, in welcher sie noch Residenz war, hat sie nicht annähernd wieder erreicht.

Eine Nebenbuhlerin der Rose.

Hortikulturistische Studie.

Von

Louis Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Ohne Zweifel ist die Rose der Stolz unserer Blumengärten. Sommer- wie hochstämmige Herbstrosen bieten uns durch ihren lieblichen Duft, ihre Farbenpracht und ihren vollendeten Bau Genüsse dar, welche durch keine andere Blume zu ersetzen sind. Wohl macht ihr die stolze Georgine hinsichtlich des Kolorits und der Form ihres Baues bedeutende Konkurrenz, allein es fehlt ihr der Wohlgeruch und auch ihre Blumen entfalten sich erst in größerer Höhe über dem Boden. Und doch wünschen wir auch den niederen Parthien einen dekorativen Schmuck zu verleihen und schauen uns deshalb nach Pflanzen um, die keine so bedeutende Höhe erreichen und dennoch das Auge zu fesseln vermögen.

Ohne die Wahl uns zur Qual werden zu lassen, finden wir in der Garten-Nelke ein Gewächs, das sich schon

erlauben kann, in manchen Beziehungen mit der Rose sich zu messen. Ist auch ihre Belaubung, sowie ihr Kolorit großentheils ein bescheideneres, so präsentirt sie sich uns bisweilen doch in einer so effektvollen Färbung und in einer so eleganten Form, daß sie ihren Platz neben jener mit Ehren behaupten kann, und was ihr liebliches Parfüm anlangt, so wird sie wohl außer der Rose und der Reseda nicht leicht einen Rivalen besitzen.

Die Einführung der Nelken in die Gärten ist schon sehr alt. Im frühen Mittelalter bereits sehen wir verschiedene Volksstämme Nordafrika's der Zucht dieser Pflanze eine große Sorgfalt widmen und mit ihren Blumen einen Liqueur parfümiren, und als im Jahre 1270 die unglücklichen Soldaten Ludwig's IX. in Tunis massenhaft dahinstarben, fanden sie nur in dem Genuß dieser Flüssigkeit eine Linderung ihrer Leiden. Jeder der Ueberlebenden brachte darauf bei seiner Rückkehr diese Pflanze als eine Kostbarkeit mit nach Frankreich; die Gelehrten gaben ihr den Namen Tunika, um dadurch dem Gedächtniß Jedermanns sowohl ihren Ursprung, als die traurigen Erinnerungen jener Zeit einzuprägen. In einem großen Theile Frankreichs kultivirte man damals die Nelke wegen ihrer angeblich medicinischen Eigenschaften, später erst begann man sie wegen ihrer Anmuth als Zierpflanze zu züchten erhielt durch sorgfältige Pflege bald so viele Varie- daß ein französischer Gelehrter jener Zeit ausrufen „Wenn ich das Gedächtniß eines Themistokles, der thenischen Bürger mit seinem Namen begrüßte, oder ines Cyrus oder Scipio hätte, welche die Kriegs-

namen aller ihrer Soldaten kannten, würde es mir doch unmöglich sein, beim Eintritt in einen Blumengarten die Namen aller Nelken zu kennen, so zahlreich sind sie, da Jeder die Varietät, die er zuerst gezogen hat und nach Form und Farbe für ein Unikum hielt, auch mit einem besonderen Namen bezeichnete."

Wegen der Grazie ihrer Formen, der Pracht und Mannigfaltigkeit ihrer Farben und durch die Lieblichkeit ihres Duftes wurde die Nelke von den Blumenfreunden bald als eine der anmuthigsten Zierden der Gärten betrachtet, und in einem schon 1567 erschienenen französischen Werke lesen wir: „Bis heute haben die Blumen sich immer gestritten, welcher von ihnen in ihrem kleinen Reiche das Scepter zu tragen gebühre; der Kampf ist geschlichtet: die Nelke hat den Preis davon getragen."

Die vornehmen Frauen China's, welche eine ganz besondere Vorliebe für Wohlgerüche und lieblich duftende Blumen haben, tragen gewöhnlich eine Nelke in der Hand; sie ist so zu sagen ihre nationale Blume, die bei ihnen zu jeder eleganten Toilette gehört.

In Deutschland hat die Gartennelke im vorigen Jahrhundert bis in die Mitte des gegenwärtigen eine große Rolle gespielt, und wenn auch heute ihre Pflege durch die bevorzugte Rosenkultur etwas zurückgedrängt worden ist, finden wir sie trotzdem noch sowohl in Töpfen vor unseren Fenstern, als auf unseren Gartenbeeten als einen häufigen und lieben Gast, wie sie es im vollsten Maße auch verdient.

Betrachten wir nunmehr die wilde Stammart der kul-

tivirten Gartennelke (Dianthus — vom Griechischen Dios anthos, Blume des Jupiter oder göttliche Blume) einen Augenblick näher, so werden wir diese krautartige Pflanze bald auf den ersten Blick von allen anderen unterscheiden. Sie kennzeichnet sich durch einen aufrecht strebenden knotigen Stengel, der jedoch nicht hohl, wie wir dies bei den meisten Grasarten finden, sondern mit Mark angefüllt ist. An jedem Knoten stehen zwei schmale, zugespitzte, ganzrandige und bläulich-grüne Blätter einander gegenüber, welche den Stengel kurz einschließen und sich dann zurückschlagen. Die Wurzelblätter unterscheiden sich nicht wesentlich von den Stengelblättern, nur daß sie nicht paarweise, sondern mehr büschelweise um den Stengel herum stehen und gewöhnlich schon welk werden, ehe die Pflanze zur Blüthe kommt. Der Kelch, welcher die Blüthe einschließt und an seiner Basis von vier kurzen Schuppen gestützt wird, bildet eine ansehnliche Walze, die in fünf Zipfeln endigt. Die Blumenkrone besteht aus fünf am Rande niedlich ausgezackten Blättern, welche am Grunde in einen schmalen Nagel sich verlängern. Im Innern der Blumen zeigen sich zehn Staubgefäße und zwei Stempel, zwischen denen die Befruchtung in der ganz eigenthümlichen Weise geschieht, daß die Staubgefäße in einer gewissen Reihenfolge dem Stempel sich nahen und zuerst die äußere und dann die innere Seite auf die Narbe klappen. Die Farbe der Blumenblätter ist meist blaßroth, doch begegnen wir auch fleischfarbenen und weißen.

Aus dieser wilden Stammform haben die Blumenzüchter im Laufe der Jahre die Unzahl prächtiger Varietäten ge-

zogen, die uns alle Jahre wieder von Anfang Juli bis Mitte September durch ihren Farbenglanz und durch ihren köstlichen, aromatischen Wohlgeruch erfreuen. Mit einfachen, halb und ganz gefüllten Blumen variirend, kommen die Kulturnelken heute in fast allen Hauptfarben (schwarz, grün und blau ausgenommen) und in zahllosen Nüancen vor: weiß, hell- bis dunkelgelb, chamois, incarnat-, karmoisin-, scharlach- bis zum tiefsten Dunkelpurpurroth, hell- und dunkelviolett, hell-, dunkel- und kirschbraun, lila, aschgrau, aurorafarbig ꝛc., bald einfarbig, bald mehrfarbig und in diesem Falle dann gestrichelt, punktirt, gebändert, gesäumt ꝛc. Die wichtigsten Anforderungen, die man an eine gute Nelke macht und die auch heute noch von den bedeutendsten Nelkenzüchtern beobachtet werden, sind besonders die, daß der Stengel kräftig genug sei, die Blume aufrecht zu tragen; daß die Blume groß, rund und der Rand der einzelnen Blumenblätter nicht gezähnt, sondern einfach glatt sei; daß die Zeichnungsfarbe rein und klar abgesetzt und auf allen Blättern vorhanden sei; daß der Bau der Blumen regelmäßig gestaltet, entweder flach oder sanft gewölbt sein müsse; daß endlich vornehmlich die Blume gefüllt sei, nur nicht bis zu dem Grade, wodurch das Aufplatzen der Kelchröhre veranlaßt wird.

Freilich begegnet man solchen Eliteblumen, die alle diese Eigenschaften zugleich besitzen, ziemlich selten und muß sich schon begnügen, wenn dieselben den meisten dieser Anforderungen entsprechen. Auch hat man in neuerer Zeit, wo ja die Liebhaberei in der Kultur unserer Blume nicht mehr in dem Grade vorhanden ist, wie ehedem, als Eintheilungs-

merkmale fast nur noch die Anordnung der Zeichnungsfarben verwendet. Nach diesem vereinfachten System richten sich die meisten unserer heutigen Nelkenzüchter, und sie unterscheiden demnach: einfarbige Nelken, welche rein einfach roth in verschiedenen Nüancen, dabei ungemein wohlriechend und mit gezähnten Blumenblättern versehen sind; Saumnelken, deren Blätterrand mit einem von der Grundfarbe verschiedenen, bald schmaleren, bald breiteren saumartigen Rahmen eingefaßt ist; Bandnelken, deren Blätter von schmaleren oder breiteren Längsbändern durchzogen sind, die durch regelmäßige Wiederkehr den Werth der Blume erhöhen; Strichnelken, deren weiße, rosafarbene, gelbe rc. Blumenblätter in anderen Farben gestrichelt erscheinen; Flammennelken, auf deren Blättern sich die Zeichnungsfarbe über die Grundfarbe flammenartig ausbreitet; Salamander, bei denen die Blumenblätter mit andersfarbigen Punkten übersäet und daneben bisweilen noch gebändert sind; Grenoble, deren sammetartig-dunkelgefärbte Blumenblätter gewöhnlich mit feinen weißen Strichen gezeichnet sind u. s. w.

Außer diesen unseren allgemein bekannten Gartennelken sind in neuerer Zeit einige Varietäten kultivirt worden, die bald auch eine größere Verbreitung gefunden haben. Eine sehr geschätzte Spielart bilden die gewöhnlichen Frühnelken, welche anfangs Juni schon zu blühen beginnen und durch niedrige Stengel, sowie durch viele Farbennüancen sich auszeichnen. Eine andere in Frankreich gezogene, ungemein dankbare, niedrige Varietät ist die Zwergnelke, welche nur 5 bis 7 Zoll hoch wird und ihre zahlreichen

gefüllten, duftenden Blumen nicht auf langen Stielen, ſondern nahe über den büſcheligen Blättern trägt. Eine ſehr intereſſante Spielart iſt die Remontantnelke, welche einen höheren, ſtrauchartigen, doch weniger buſchigen Wuchs hat und wie die gewöhnliche Gartennelke in Farbe und Füllung variirt. Wie ſchon der Name anzeigt, unterſcheidet ſich dieſe Nelke von anderen durch ihren Flor, welcher ſich während des Sommers erneuert und ſich auch im Winter fortſetzt, wenn ſie am Fenſter des Kalthauſes oder des Zimmers bei entſprechender Temperatur aufgeſtellt wird. Die Blumen ſind meiſt gefüllt und ungemein wohlriechend. Ihr Hauptvorzug beſteht darin, daß ſich der remontirende (d. h. ſich immer wieder erneuernde) Flor auch während der Wintermonate entwickelt. Um recht ſtarke und reichblühende Stöcke zu erhalten, topft man die jungen Pflanzen anfangs April auf ſorgfältig zubereitete Beete, ſchneidet ſie nach dem Einwurzeln zurück, damit ſie möglichſt viele Nebenzweige bekommen, und pflanzt ſie nach abermaliger Spitzung gegen Ende September mit einem Erdballen in größere Töpfe. Der Flor beginnt dann ſchon im Januar und erfreut uns faſt den ganzen Winter hindurch. Obgleich alle Jahre noch neue Varietäten auch von der Remontantnelke gezogen werden, wobei man den ſtrengen Anforderungen an die Eigenſchaften einer guten Blume immer mehr Rechnung zu tragen begonnen hat, ſo iſt doch ohne allen Zweifel die ſchönſte dieſer ganzen Raſſe die „Souvenir de Malmaiſon“ genannte mit ihren großen gefüllten und rahmweißen Blumen.

Auch die ſogenannte Baumnelke, die ſich durch einen höheren, ſtrauchartigen und kräftigen Stengel, durch brei-

tere, meist zurückgebogene Blätter und große, dunkelbraunrothe oder bunte, reichgefüllte und ungemein gewürzhaft riechende Blumen auszeichnet, ist eine vortreffliche Blume, die jedoch nur im Topfe kultivirt werden kann.

Die Vermehrung der Nelken geschieht durch Senker, Stecklinge und durch Aussaat. Das Absenken ist die einfachste und sicherste Methode zur Erhaltung der verschiedensten Spielarten und besteht darin, daß man einen Zweig zur Bewurzelung bringt, bevor man ihn von der Mutterpflanze ablöst. Das Verfahren ist ungemein einfach und leicht. Man sticht mit einem scharfen Messer mit nach unten gerichteter Schneide ungefähr ³/₄ bis 1 Zoll über einem Knoten mitten in den Stengel, fährt sodann bis in die Mitte des Knotens hinab und schneidet diesen selbst vom Längschnitt quer nach außen durch. Das durch diese Operation entstandene freie Stück wird die Zunge genannt, und gerade diese ist es, woran sich die Wurzeln entwickeln. Nun erhöht man mit bereit gehaltener Erde den Boden so weit, daß der abzulegende Zweig bequem und ohne Gefahr vor Beschädigung aufgenommen werden kann, befestigt ihn mit einem Häkchen aus Birkenreisig so, daß die Zunge senkrecht nach unten zu stehen kommt, und gießt den Ableger vorsichtig an, sobald er leicht mit Erde bedeckt worden ist. In fünf bis sechs Wochen haben sich die Ableger gewöhnlich schon bewurzelt und können, nachdem man sich von der Wurzelbildung überzeugt hat, vom Mutterstock möglichst nahe den jungen Wurzeln abgetrennt und sofort in Töpfe oder an eine etwas schattig gelegene Stelle des freien Landes verpflanzt werden.

Das Absenken der Nelken in Töpfen geschieht am bequemsten, wenn der Topfrand durch angelegte, leicht angeknickte Dachspäne erhöht und der innere Raum so weit mit geeigneter Erde angefüllt wird, bis das Ablegen in der vorhin beschriebenen Weise vorgenommen werden kann. Die Anwendung der sogenannten Nelkenringe und der Bleidüten gewährt ja manche Vortheile, doch setzt sie auch eine größere Uebung im Operiren voraus und erfordert hinsichtlich der Behandlung der Senker eine Sorgfalt, wie sie der Privatmann seinen Pfleglingen nicht immer widmen kann.

Die Vermehrung durch Stecklinge oder Stopfer wird schon im Monat Mai vorgenommen. Man schneidet die zum Stopfen bestimmten, oben gespitzten Zweige unten in einem Knoten quer durch, spaltet dann den unteren Theil kreuzweise in vier gleiche, 6 bis 8 Linien lange Theile, schneidet mit einem scharfen Federmesser das Mark hinweg und bringt dieselben beim Einsetzen in die sandige, leichte Erde in eine möglichst horizontale Lage. Der Vermehrungskasten ist mäßig feucht zu halten und besonders anfangs gut mit Glas gedeckt weniger dem Licht auszusetzen.

Nach einigen Jahren schon fangen die Nelken an schwach zu werden und nur noch minder schöne und weniger zahlreiche Blumen zu liefern; es ist deshalb nöthig, seine Kollektion von Zeit zu Zeit zu erneuern und zu kompletiren, was nur durch Aussäen des von Blumen ersten Ranges geernteten Samens geschehen kann. Natürlich wählt man zu einer solchen Zucht die Früchte von gut gefüllten, mittelgroßen Blumen mit langer Kelchröhre, mit ungezackten

Blumenblättern und vollkommen reiner Grundfarbe. Die Sämlingspflanzen sind widerstandsfähiger gegen die Unbill der Witterung und reicher im Flor, und wenn sich anfangs auch eine Menge einfacher, halbgefüllter und sonst nicht entsprechender Blumen darunter findet, so wird der Blumenfreund doch durch eine Anzahl neuer und schöner Sorten reichlich entschädigt. Der Samen reift im Oktober, wenn die Kapseln sich bräunlich färben, und wird im nächsten April in niedrige Kästchen ausgesäet, welche in ein kaltes Frühbeet oder in ein Zimmer mit entsprechender Temperatur zu stellen und daselbst mäßig feucht, luftig und schattig zu halten sind. Wenn die Pflanzen im zweiten Jahr nach der Aussaat blühen, werden die schönsten Varietäten ausgezeichnet und nach dem Blühen verpflanzt, die minder werthvollen dagegen und die Platzer beseitigt. Jeder Blumenfreund, der seinen Pfleglingen die nöthige Muße widmen kann, wird ohne große Ausgaben reichen Lohn finden.

Was die Ansprüche betrifft, welche die Nelke an den Boden macht, so darf derselbe weder zu mager, noch zu schwer und fett sein, soll sie nicht zurückgehen und ihre besten Eigenschaften verlieren. Sonst gedeiht sie in jedem lockeren, doch nahrhaften und mäßig feuchten Gartenboden, der nicht mit rohen Düngerstoffen gemischt ist. Eine vortreffliche Erde für Nelken erhält man auch, wenn man reinen Kuhdünger den Winter hindurch im Freien läßt und ihn dann im Frühjahr mit Wassersand und lehmiger Gartenerde mischt und einige Male tüchtig durcharbeitet. — Im Sommer lieben die Nelken die Morgen- und Abend-

sonne und reichliches Begießen; zur Blüthezeit sind sie vor der heißen Mittagssonne und vor Platzregen möglichst zu bewahren. An geschützten, trocken gelegenen Stellen durchwintern sie im Freien recht gut, doch gebietet die Vorsicht, sie vor strenger Winterkälte durch eine leichte Bedeckung mit Tannenreisig u. drgl. zu schützen. Nur durch die Winternässe gehen viele verloren, weshalb es stets gerathen ist, im Spätherbst die edelsten Sorten mit dem Erdballen auszuheben, in einem trockenen, etwas luftigen Raum zu durchwintern und Ende April wieder in's freie Land zu setzen.

Unsere freundlichen Leser, die zugleich auch Blumen- und Gartenfreunde sind, werden an der Hand obiger Mittheilungen im Stande sein, ohne fremden Beistand ihre Lieblinge selbst zu ziehen und ihren Nelkenflor zu wählen. Da wir jedoch außer der beliebten Gartennelke auch noch manchen anderen Arten dieser Gattung in unserem Garten einige Pflege zu Theil werden lassen, so halten wir es für angezeigt, dieselben hier noch in der Kürze zu besprechen.

Die Federnelke, welche in manchen südlichen Gegenden unseres Vaterlandes wild vorkommt und in ihrem Naturzustande durch lineal-pfriemliche, blau-grüne, am Rande rauhe Blätter und bis zur Mitte vielspaltige Kronblätter sich kennzeichnet, hat in unseren Gärten eine große Verbreitung gefunden, die sie sowohl ihrem zarten, aromatischen Duft, als auch ihrem anmuthigen Kolorit, sowie ihrem niedrigen Wuchs zu verdanken hat. Die Kultur hat auch auf diese Nelke einen mächtigen Einfluß ausgeübt, und die sonst ziemlich kleinen, weißen oder blaßrothen Blu

variiren bald halb, bald ganz gefüllt und schmücken ihren hellen Grund mit karmoisin- bis ganz dunkelpurpurrothen Abzeichnungen, während die Kronblätter nur noch fein gezähnt oder auch schon ganzrandig sich zeigen und die Blumenkrone bis zu einer Breite von fast 2½ Zoll sich entwickelt. Wegen ihrer geringen Höhe bildet die Federnelke von Ende Mai bis weit in den Juli hinein auf unseren Blumenbeeten eine prächtige Einfassung, welche um so angenehmer ist, als die Kultur und Vermehrung dieser Pflanzen nicht mit großer Mühe verbunden ist. Sie liebt sonnige Standplätze und einen lockeren, etwas fetten, lehmig-sandigen Boden. Ihre Vermehrung geschieht gewöhnlich durch Samen, bei den edleren Sorten jedoch, die den Winter nicht gut im Freien aushalten und sich daher mehr zur Topfkultur eignen, am zweckmäßigsten durch Stecklinge und Senker. Da die alten Stöcke alle drei Jahre umzupflanzen sind, so können sie auch leicht durch Wurzeltheilung vermehrt werden.

Durch künstliche Befruchtung der Federnelke mit der Gartennelke hat man eine prachtvolle Bastardform, bekannt unter dem Namen Anna Boleyn, gezogen, die sich durch schöne, stark gefüllte, hellrothe und mit einem dunkelrothen Kreisband gezierte Blumen auszeichnet, aber im Winter selten im Freien ausdauert und daher eine Behandlung verlangt, wie die zarteren Gartennelken.

Eine ungemein reizende, von Ende Juni bis Anfang Oktober blühende und aus China stammende Zierpflanze ist die Chinesernelke mit ihrem schwachen, oben ästigen Stamme und lanzettförmigen, am Grunde zusammen-

gewachsenen Blättern. „Die prachtvollen, auf die mannigfaltigste Art mit allen blendenden Nüancen von Roth, Purpur, Braun, Schwarz und Weiß reizend gefärbten und gezeichneten, sowie mit herrlichem Sammetglanz geschmückten einfachen oder gefüllten, leider geruchlosen Blumen gleichen schönen bunten Schmetterlingen." Eine ungemein schöne Spielart ist die chinesische Kaisernelke, welche in allen Theilen größer und kräftiger ist und sich durch stark gefüllte Blumen auszeichnet, welche an Farbenreichthum die vorhergehende Varietät fast noch übertreffen. Besonders gesucht sind die reizenden, dicht gefüllt blühenden Spielarten dieser Pflanze zu Einfassungen und kleinen Gruppen. Geradezu ausgezeichnet aber und von einer fast unvergleichlichen Schönheit sind die sogenannten Heddewignelken, eine Varietät unserer Chinesernelke, welche dem Kunstgärtner Heddewig in Petersburg aus japanischem Samen zu ziehen gelang. Die kaum 8 bis 9 Zoll hohen buschigen und verhältnißmäßig dicht belaubten Pflanzen schmücken sich mit 2 bis 3 Zoll großen, verschiedenfarbigen und mit Sammetglanz übergossenen gefüllten und halbgefüllten Blumen, von denen namentlich die gefüllten weißen an Zartheit und Lieblichkeit von keiner anderen Blume so leicht übertroffen werden dürften.

Die Kultur der Chinesernelken erfordert noch weit weniger Mühe, als die der Gartennelken. Sie gedeihen recht gut in einer leichten, etwas fetten Gartenerde und werden aus Samen gezogen, den man Ende März in Kästen säet. Die jungen Pflänzchen versetzt man dann auf ein gut zubereitetes, sonniges Beet, und man hat die Freude, sie bereits

im ersten Jahre reich blühen zu sehen. Nach dem Verblühen sind die Stengel wie bei der Federnelke zurück zu schneiden, damit sie auch im zweiten Jahre einen schönen Flor bieten. Die edleren Sorten vermehrt man besser durch Senker oder Stecklinge. Die Vorsicht gebietet uns aber, auch diesen Pflanzen im Winter eine leichte Bedeckung zu geben, damit sie nicht zu Grunde gehen.

So groß auch der Genuß ist, den die höher hinauf strebenden Pflanzen uns bereiten, so würde es doch ein Fehler und für unsere Gärten ein großer Verlust sein, wenn wir darüber die Kultur der niedrigeren Ziergewächse und namentlich die der „göttlichen Blume", unserer prachtvollen Nelke, vernachlässigen wollten.

Mannigfaltiges.

Der Diebstahl der Krondiamanten in Paris. — Auf dem Platze Ludwig's XV. zu Paris, zwischen der Königs- und der St. Florentinstraße, lag im vorigen Jahrhundert ein lang gestrecktes Gebäude, das königliches Privateigenthum war und im Parterre einen Säulengang zeigte. Die Krondiamanten waren darin aufbewahrt, die, ähnlich wie die Schätze des Dresdener grünen Gewölbes, dem Publikum an bestimmten Tagen

der Woche gezeigt wurden. Bei Ausbruch der Revolution im Jahre 1789 führte dort die Aufsicht François Thiery, ein Royalist vom Scheitel bis zur Sohle, und man fürchtete von ihm, daß er damit umgehe, die Edelsteine für den Hof zu retten. Der republikanische Minister Lüdwig's XVI., Roland, entsetzte Thiery daher seines Amtes und ernannte einen seiner Anhänger, Lecroix, zum Bewahrer der Kronjuwelen. So glaubte man die Gefahr abgewendet zu haben; aber eine andere entstand in den blutigen Septembertagen des Jahres 1792. In dieser wilden Zeit gelang es mehreren Verbrechern aus ihrem Gefängnisse zu entschlüpfen, darunter auch den berüchtigten Dieben Cambon und Douligny, die nun sogleich mit anderen Spitzbuben der raffinirtesten Art eine Bande bildeten und vor Allem auf die Krondiamanten ihr Augenmerk richteten. Cambon und Douligny setzten die Nacht vom 16. zum 17. September zur Ausführung des Raubes derselben fest. Zuvörderst wurde von ihnen noch eine Anzahl Leute herangezogen, die jedoch nicht eingeweiht wurden, sie mußten sich nur, uniformirt und bewaffnet wie Nationalgarden, an den Champs-Elysées zur bestimmten Stunde einfinden. Dort stießen sie auf die Hauptunternehmer, zwölf an der Zahl, von denen sie nun den Befehl erhielten, den Platz vor dem Gebäude abzustreifen, Wachen auszustellen und bei der geringsten Gefahr Lärm zu machen. Cambon erkletterte nun den Säulengang, zerschnitt mit einem Glaserdiamanten eine Fensterscheibe, nahm sie heraus und gelangte so bald in den Saal. Jetzt folgten Douligny und Andere, erbrachen die Schränke und bemächtigten sich der Juwelen, die nun von Hand zu Hand bis zum Fuße des Säulenganges geschafft wurden. Die Diebe waren noch eifrig bei der Arbeit, als plötzlich ein Lärmzeichen ertönte. Eine Patrouille wirklicher Nationalgarden hatte vom anderen Ende des Platzes den Schein der Blendlaternen wahrgenommen und Verdacht geschöpft. Sie eilte herbei und rief die falschen Nationalgarden an. Diese kannten nicht

die Losung und ergriffen sofort die Flucht, während sie zugleich das verabredete Lärmzeichen gaben. Die Flucht der Räuber war jetzt allgemein. Douligny sprang aus dem Fenster, blieb aber auf dem Pflaster mit verstauchtem Fuße liegen. Auch Cambon und sechs andere Diebe wurden ergriffen, die übrigen fliehenden Räuber sofort verfolgt. Einer von denselben warf auf der Flucht einen Theil der Diamanten in die Seine, Andere auf die Straße, wo sie später zum großen Theile wieder gefunden wurden. Cambon und Douligny wurden bei der raschen Justizpflege jener Zeit schon vier Tage nachher zum Tode verurtheilt. Sie versprachen volles Geständniß, wenn man ihnen das Leben schenken werde. Das geschah denn auch. Hierauf gaben die beiden Verbrecher ihre Mitschuldigen an, und es gelang so, auch die meisten noch fehlenden Brillanten und Edelsteine wieder zu gewinnen. Bei einem Diebe, Namens Paul Miette, fand man Juwelen im Werthe von 1,200,000 Francs. Wie viel Juwelen überhaupt abhanden gekommen waren, hat übrigens nicht in Erfahrung gebracht werden können, jedenfalls ist immer noch ein großer Werth bei jener Gelegenheit verloren gegangen. W. G.

Alte Rechtsgewohnheiten. — Bei den alten Deutschen waren Versprechen und Worthalten unzertrennliche Begriffe; der Wortbrüchige wurde von Jedermann gemieden, er lebte sich zur Schande und den Seinen zur Last. Leider wurde im Laufe der Zeit bei steigender Civilisation dieser schöne Charakterzug der alten Deutschen immer mehr verwischt, auch der biedere Handschlag, der lange Zeit statt der Eidschwüre, der Zeugen und der Dokumente galt, konnte, da mit der zunehmenden Kultur die Arten der Geschäfte sich vermehrten, gegen die überhandnehmende Treulosigkeit nicht mehr sichern. Vom Geist der Zeit gezwungen, begann man, die Verträge schriftlich abzuschließen, Garantien zu leisten, Geiseln und Bürgen zu stellen, seine beweglichen Güter zu verpfänden und seine Grundstücke zu ver-

schreiben, wobei sich indeß recht sonderbare Gewohnheiten entwickelten. Besonders sind drei, natürlich auch schon längst veraltete Rechtsgewohnheiten bemerkenswerth, die ebenfalls die Aufrechterhaltung von Treu und Glauben bezweckten, nämlich das „Einlager," die „Schandgemälde" und das „Schelmschelten".

Wenn sich ein Schuldner verpflichtete, für den Fall, daß er seinem gegebenen Versprechen bis zur bestimmten Zeit nicht nachkommen könne, sich entweder allein oder mit einem Gefolge von Menschen und Pferden an einen gewissen Ort zu begeben und daselbst bis zur wirklichen Erfüllung zu bleiben, so nannte man dies das Einlager. Diese damals sehr beliebte Einrichtung war für den Schuldner sehr drückend; denn er mußte nicht nur selbst an einem dritten Orte auf seine Kosten leben, sondern auch seine Gläubiger und guten Freunde, die ihn besuchten, bewirthen, und da man ihn durch diese Schmausereien zur Bezahlung zwingen wollte, so ging man mit dem Aufwande förmlich stufenweise vor, so daß ihm nur die Wahl blieb, entweder zu zahlen, oder sein ganzes Vermögen von den hungrigen und leckeren Gaumen seiner Gläubiger und Bekannten aufzehren zu lassen. Wie allgemein diese Rechtsgewohnheit war, ersieht man daraus, daß sich ganze Stadtgemeinden und Domkapitel derselben unterwarfen. So verpflichtete sich selbst Kaiser Karl IV. einigen Speier'schen und Kaiser Sigismund einigen hanseatischen Bürgern. Auch Friedrich, Landgraf von Thüringen, hielt es nicht unter seiner Würde, eine solche Schuldverschreibung einigen Bürgern zu Mühlhausen, nur über zehn Mark Silbers wegen gekauften grauen Lakens, zu geben, und eine ähnliche ertheilte Graf Johann von Holland im Jahre 1308 einem Lübeck'schen Bürger für ein abgekauftes Seidengewand. So wohlthätig diese Einrichtung als ein Beförderungsmittel des Kredits in ihrem Entstehen auch gewesen sein mochte, eine so reichhaltige Quelle des Unheils wurde sie in der

Folge, da sie in die unsinnigsten Schmausereien ausartete. Sie wurde deshalb durch die Reichs-Polizei-Ordnung vom Jahre 1577 abgeschafft. — Eine nicht minder seltsame Rechtsgewohnheit war die der Schandgemälde. Es bestand nämlich die Sitte, vertragswidrige Handlungen oder Verletzung der Treue ohne Zuziehung des Richters, mit schimpflichen Gemälden zu ahnden. Solcher Schandgemälde bediente man sich vorzüglich gegen Personen von Adel, und man wählte daher zu denselben gewöhnlich solche Darstellungen, welche dem Ritterstande ganz besonders schimpflich waren, z. B. Vorzeigen des Siegelringes unterm Galgen, Vorweisen eines zerschnittenen Mantels oder Tischtuches, des Hundetragens u. a. m., und nachdem die Ritterlichkeit und der Rittereifer nachgelassen hatte, auch andere Darstellungen, wie des Galgens, des Rades, des Reitens auf Schweinen, Eseln u. s. w. Solch' ein Schandgemälde wurde meistens von einem Schand- oder Schmähbriefe begleitet, welcher die Veranlassung und die näheren Umstände enthielt. Beides schlug man an einem öffentlichen Orte, an die Kirchthüre, das Rathhaus oder wohl auch an den Galgen an, und wenn die Veröffentlichung eines solchen Gemäldes auf diese Art erfolgt war, so zog dies die Ehr- und Rechtlosigkeit des Beschimpften nach sich. — Aehnlichkeit mit dem Gebrauch der Schandgemälde hatte die Rechtsgewohnheit des Schelmscheltens. Diese Sitte hatte dieselben Folgen wie die Schandgemälde, und denselben Zweck. Jeder, der solchergestalt öffentlich „bescholten" worden war, wurde in der Folge für ehrlos gehalten, wie denn überhaupt im Mittelalter das Wort „Schelm" für eines der entehrendsten Schimpfwörter galt. Die Schandgemälde sowohl wie auch das Schelmschelten wurden jedoch späterhin wegen des häufig damit getriebenen Unfugs durch wiederholte Reichsgesetze und Erlasse verboten. Eine Spur dieser Gebräuche fand man noch zu Anfang unseres Jahrhunderts, indem die Obrigkeit, wenn sie eines Verbrechers nicht

habhaft werden konnte, ein Bild desselben oder Schandbriefe an denselben an den Galgen schlagen ließ. Im Mittelalter traf die vorsätzlichen Bankerotteurs übrigens außer der Ehrlosigkeit noch die Strafe der Dienstverbindlichkeit, d. h. sie wurden ihren Gläubigern so lange zur „Hand und Halfter" übergeben, bis sie durch ihre Arbeit, deren Bestimmung lediglich dem Ermessen ihres Gläubigers überlassen war, ihre Schuld abverdient hatten.

Indessen fast alle diese Bollwerke, welche unsere Vorfahren gegen die Treulosigkeit aufführten, zerfielen theils in sich selbst, theils wurden sie vom Strome der Zeit fortgeschwemmt. E. K.

Der Hundekönig. — Es war im Jahre 1821, kurz nach der Unabhängigkeitserklärung von Peru, als in ganz Amerika eine Proklamation erlassen wurde, in welcher ein König unter glänzenden Versprechungen Unterthanen für sein noch völlig unbewohntes Reich suchte. Diese Bekanntmachung ging von König Juan, dem Beherrscher der Certos-Insel aus. Juan war von Geburt Kreole und stammte aus Cuba. Als die spanischen Provinzen in Südamerika sich erhoben, um das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, focht Juan in dem Heere der Patrioten von Peru mit vieler Tapferkeit und schwang sich auf diese Weise zu einem hohen militärischen Rang empor. Nach Beendigung des Krieges fehlte es aber in Peru an Geld, um die Helden gebührend abzulohnen. Da kam man denn auf den Ausweg, die Schuld statt in klingender Münze in Land zu bezahlen, und der Kreole erhielt die Weisung, sich eine Insel von den Encantados auszusuchen. Juan wählte sich die Insel Certos, welche noch völlig unbewohnt war, und ließ sich ein Dokument darüber ausfertigen, daß ihm dieselbe als sein völlig unabhängiges Eigenthum übergeben worden sei und er dort als souveräner Herrscher schalten und walten dürfe. Auf seine alsbald erlassene Proklamation meldeten sich etwa achtzig Personen, Männer und

Frauen, welche sich bereit erklärten, ihm nach Certos zu folgen und sich daselbst anzusiedeln. Diese wurden nun mit dem Nöthigsten ausgestattet, mit einigem Werkzeug, Rindern und Ziegen versehen, und dann nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft. Kurz vor der Abfahrt erschien der „König“ selbst und erregte nicht wenig Aufsehen, da er in Begleitung einer Anzahl großer bissiger Hunde auftrat, die sich nur gegen ihren Herrn freundlich und ergeben zeigten, jedem Unbekannten aber bei der Annäherung drohend die Zähne wiesen. Von diesem Augenblicke an erhielt Juan den Namen Hundekönig, den er auch Zeit seines Lebens behielt.

Man kam auf Certos an und traf sofort Anstalten, sich daselbst heimisch zu machen. Aus den Lavablöcken, welche die etwa acht Meilen im Umfange fassende Insel reichlich besaß, wurden Hütten und Häuser gebaut, auch Felder und Gärten angelegt, und als Alle ihr Unterkommen hatten, ließ sich Juan einen möglichst standesgemäßen Palast errichten. Allein die vielen Versprechungen, die er seinen Unterthanen gegeben, vermochte er nicht zu erfüllen und so brach nur zu bald Unzufriedenheit aus, die zu Aufruhr und Angriffen auf den König führte, denn die Mehrzahl der Ansiedler bestand aus Abenteurern und Auswürflingen der menschlichen Gesellschaft, die vor nichts zurückschreckten. Juan bildete sich nun aus den besseren Elementen eine Leibwache, mit der er zu Zeiten gegen seine eigenen Unterthanen zu Felde ziehen mußte. Dabei kam es zu sehr blutigen Zusammenstößen, und endlich mußte der König zu seinem Leidwesen sehen, daß die ohnehin schwache Bevölkerung der Insel in sehr bedenklichem Maße durch sein eigenes Schwert zusammen geschmolzen war. Nur die Hunde blieben in ihrer Stärke und Furchtbarkeit, und nie that er einen Schritt aus seinem „Palast“ ohne dieses Gefolge. Trotzdem hörten die Attentate auf Seine Majestät nicht auf, und Juan sah sich infolge dessen endlich ge-

nöthigt, den Belagerungszustand über sein ganzes Reich zu verhängen und wiederholt das Standrecht auszuüben. Das verringerte die Zahl der Unterthanen noch mehr.

Mitunter legten vorüberfahrende Schiffe an der Insel an, um sich mit Trinkwasser zu versorgen, da Certos einige gute Quellen besaß. Diesen Umstand benutzte Juan, um dem drohenden Niedergang seines Reiches aufzuhelfen, er ließ wiederholt den eintreffenden Matrosen das Anerbieten stellen, auf der Insel zu bleiben, und machte ihnen dabei allerlei verlockende Versprechungen. Obwohl er nun diesen frischen Zuwachs seiner Unterthanen in jeder Weise begünstigte, führten doch gerade diese Letzteren schließlich sein Verderben herbei. Als sie die Verheißungen nicht genügend erfüllt sahen, wurden sie ungeduldig, verbanden sich mit den übrigen Mißgestimmten und begannen gegen den König und seinen Hof offene Feindseligkeiten. Juan sah sich schließlich auf wenige treue Bediente und seine Hunde angewiesen. Mit diesen zog er gegen die Aufrührer zu Felde. Unweit der Küste kam es zur blutigen Schlacht. Sie dauerte drei Stunden und hatte das Resultat, daß der König, nachdem von seiner „Heeresmacht“ drei Mann und dreizehn Hunde gefallen waren, ungerechnet die Verwundeten, welche den Boden bedeckten, mit dem Reste seiner Hunde-Armee die Flucht ergreifen mußte. Die Sieger vertrieben ihn in die Wildniß des Innern der Insel, kehrten dann in die „Hauptstadt“ zurück, proklamirten die Republik und begruben die Gefallenen mit allen Ehren, die todten Hunde aber warfen sie in's Meer. Vom Hunger geplagt, wagte sich endlich der verjagte König aus der Wildniß wieder hervor und versuchte Frieden mit seinen Widersachern zu schließen; diese aber gingen auf keinen seiner Vorschläge ein und erlaubten ihm nur, daß er sich einschiffe und die Insel verlasse. Dies geschah denn auch, und all' seiner Habe wie seiner Würde beraubt, kehrte König Juan nach Peru zurück.

Vergeblich hoffte er dort, daß man ihn zurückrufe. Die Bewohner von Certos verlangten nicht mehr nach dem Hundekönig, der bald vergessen war. Die Zügellosigkeit, welche nun auf der Insel einriß, verleitete später viele Abenteurer, sich dort niederzulassen, die Bevölkerung nahm der Zahl nach daher rasch zu, aber auch die Verwilderung und Unsicherheit von Leben und Eigenthum, so daß allmählig wieder eine Auswanderung begann und die frühere Verödung eintrat. Noch heute ist die Insel verrufen und in sehr geringem Maße bevölkert. Th. W.

Das Geheimniß des Niesens. — Es ist ein uralter Brauch, dem Niesen eine geheimnißvolle Kraft, einen besonderen Einfluß zuzuschreiben, ein Glaube, welcher so ziemlich in allen Welttheilen in irgend einer Form anzutreffen ist, und erst in unserer Zeit bei den gebildeten Klassen Europa's in Wegfall gekommen ist. Dagegen scheint das Niesen noch besonders hoch in Ehren und Ansehen bei den wilden Völkern zu stehen: den Rothhäuten Amerika's, den Kaffern Afrika's, den Bewohnern Neu-Seelands u. s. w. Kommt z. B. ein kleiner Neu-Seeländer zu Welt, so erscheint sogleich der Priester nebst einem Gefolge vo Gevattern und Basen, um das Kind zu taufen, wobei das Niese insofern eine Haupt- und entscheidende Rolle spielt, als dur dasselbe der Täufling seinen Namen erhält. Langsam begin nämlich der Priester Namen für Namen herzusagen; erst we einer der Anwesenden niest, hält er inne, denn diesen Name bei welchem geniest wurde, hat — nach dem Glauben dies braunen Naturvolkes — die Gottheit für das Kind erwählt. — Die Kaffern Afrika's huldigen der Ansicht, daß die Götter de Niesenden besonders nahe, hold und in solchem Augenblick
ten geneigt seien, den Wunsch eines Menschen zu erfüll
n rufen sie beim Niesen schnell aus: „Geist unseres Stamm
ir Kinder!" oder: „Geist unseres Stammes, gib mir Viel
was sie sonst für Wünsche haben, und deshalb haben auch

Zulus und ihre Grenznachbarn eine so große Vorliebe für den Schnupstabak, weil er, nach ihrer Ansicht, ihre Wünsche respektive deren Erfüllung befördern hilft. — Auf den Tongo-Inseln soll das Niesen dagegen eine ganz andere Bedeutung, nämlich eine höchst fatale haben. Soll etwas Kriegerisches unternommen werden, und der Zufall will, daß einer der Krieger zuvor niest, so läßt der Häuptling des betreffenden Stammes sofort das Unternehmen für diesen Tag ruhen; kommt es aber vor, daß ein uneingeweihter Zuschauer bei einer religiösen Ceremonie dort plötzlich niesen muß, so dankt er es nur der persönlichen Milde des Häuptlings, wenn dieser nicht den Störenden mit seiner Keule niederschlägt. — Auch die Hindus legen dem Niesen eine ungünstige Bedeutung bei; in Hindostan wird Alles: ein Weg, eine Reise, ein Tagewerk 2c. aufgeschoben, falls im Augenblicke des Beginnens Jemand niest, und ebenso würde kein Eingeborener dort einen Weg, der ihn z. B. nach links führt, in derselben Richtung weiter gehen, wenn rechts von ihm geniest wird, und umgekehrt. — Uebrigens soll auch bei wilden Stämmen Amerika's und Afrika's die früher auch bei uns allgemeine Sitte zu finden sein, einen Wunsch des Wohlergehens dem Niesenden zuzurufen. So im äquatorialen Afrika, wo die Eingeborenen eine Art von Formel ausstoßen, sobald Jemand anfängt zu niesen, während ein einst sehr mächtiger Stamm amerikanischer Rothhäute zu Florida sich um den Häuptling zu Boden warf, sobald dieser nieste, um für sein Heil „das große Gestirn des Tages“ feierlich anzurufen. K. R.

Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. — König Max Joseph von Bayern (1799—1825) war im gewöhnlichen Verkehr mit seinen höchsten wie niedrigsten Beamten der schlichteste Mensch, im Kreise seiner Familie der bürgerlich-einfache Hausvater. Wenn da nicht Alles klappte, wie er es wollte, wenn z. B. die Kinder nicht recht parirten, fuhr er mit

Worten dazwischen, wie sie ungewählter kaum in der äußersten Vorstadt der Residenz von den Lippen eines Haustyrannen flossen. Eines Morgens erschien Königin Karoline in großer Aufregung beim Könige, der gerade mit der Morgentoilette beschäftigt war. „Max," rief sie, „ich kann es nicht mehr aushalten mit den beiden Mädeln!" Unter diesen „beiden Mädeln" waren nämlich die beiden Prinzessinnen Sophie und Amalie gemeint, von denen die eine später dem Erzherzoge Franz Karl von Oesterreich, die andere dem Kronprinzen Johann von Sachsen die Hand reichte. „Denke Dir nur, was sie thaten! Sie geriethen mit einander in Streit, begannen zu raufen und sich mit Ausdrücken zu traktiren, von denen ich mir gar nicht erklären kann, woher sie dieselben haben." — „Warte nur, Lina," rief der König, indem er nach seinem Rohrstocke griff, „werde schon Ordnung schaffen. Ich sehe schon, ich muß wieder einmal mit einem Himmel-Kreuz-Donnerwetter unter die Bälger fahren!" Starr vor Entsetzen blickte die Königin den Gatten an und murmelte, indem sie mit ihm das Gemach verließ, ganz kleinlaut vor sich hin: „Jetzt weiß ich freilich, woher die Mädel ihre Ausdrücke haben." Pl.

Die Erfindung der Zündhölzchen wurde durch einen Staatsgefangenen gemacht, der innerhalb des Gefängnisses im Jahre 1833 seine Idee zur praktischen Ausführung brachte. J. F. Kammerer, gebürtig aus Ludwigsburg, war zu sechs Monaten Haft auf den Hohenasperg verurtheilt, war jedoch so glücklich, die Aufmerksamkeit und Gunst des Festungskommandanten zu gewinnen, der ihm gestattete, in seiner Zelle ein kleines chemisches Laboratorium einzurichten. Kammerer war schon vorher mit dem Plane umgegangen, die altmodischen Tupfhölzchen durch etwas Besseres zu ersetzen. Diese waren Hölzchen, die an einem Ende mit Schwefel überzogen waren, in ein Fläschchen mit Asbest getupft wurden, das mit konzentrirter Schwefelsäure

befeuchtet war, und sich dann entzündeten. War die Füllung der Gläschen frisch, so war die Wirkung befriedigend, war sie alt, so ließ sie Vieles zu wünschen übrig und man griff lieber zu Stahl, Stein und Zunder. Nach manchen mißlungenen Versuchen begann Kammerer mit Phosphor zu experimentiren und entdeckte in der That gegen Ende seiner Gefangenschaft die richtige Mischung, so daß ein an die Zellenwand gestrichenes Hölzchen sich entflammte. In Freiheit gesetzt, begann er die Fabrikation der Zündhölzchen. Unglücklicher Weise aber konnte bei dem Mangel an einem Patentschutzgesetze ihm seine Erfindung nicht gesichert bleiben, sondern die Analyse seiner Mischung veranlaßte das Entstehen von Konkurrenzfabriken. 1835 wurden die für zu gefährlich gehaltenen Streichhölzchen sogar in mehreren deutschen Staaten verboten. Als diese aber dann in England fabrizirt und nach Deutschland importirt wurden, zog man das Verbot zurück. Jedoch war es für den Erfinder zu spät, noch Nutzen daraus zu ziehen, er starb 1857 im Irrenhause. R.

Der Minister ohne Gesicht. — Der französische Finanzminister Human, ein äußerst geschmeidiger und höflicher Mann, war unter Louis Philipp seit einigen Wochen in's Amt getreten, und da er unverheirathet war, beschäftigte sich die schöne Welt äußerst angelegentlich mit ihm. Die gerüchtweise verbreitete Kunde, er bewerbe sich um die Tochter eines der vornehmsten Häuser des Faubourg St. Germain, erregte eine ganze Theegesellschaft, die sich, wie üblich, am Mittwoch Abend um die Königin versammelt hatte. „Sie wird ihn nicht nehmen," ent-schied endlich die Generalin Leflô, „unter keinen Umständen. Schon wegen seines Gesichtes." ,dem

„Aber, liebe Generalin," mischte sich hier der König ver-Philipp, der es liebte, auf gut bürgerlich in dem T... seiner Gemahlin vorzusprechen, „aber, liebe Ge... dieser Herr Human überhaupt ein Gesicht?

Ein Lachen der Verwunderung ging durch den ganzen Kreis und auch die Königin Amélie blickte fragend zu ihrem Gemahl auf.

„Nun, dies ist nicht übel!“ entgegnete die Generalin mit gewohntem Freimuth und schüttelte den hübschen Kopf. „Blicken denn Eure Majestät Ihren Ministern beim Konseil oder anderen Gelegenheiten niemals in's Gesicht?“

Louis Philipp zuckte die Achseln. „Bei den Uebrigen wohl, aber bei Monsieur Human hat es mir bisher nicht gelingen wollen. Er bückt sich, sobald ich ihn anrede, immer so tief, daß ich bisher nur seinen Hinterkopf kenne. Und der, darin muß ich Ihnen Recht geben, der ist allerdings nicht zum Verlieben!“ Allgemeine Heiterkeit lohnte diesen Stich auf den allzu geschmeidigen Hofmann. L. Z.

Ein edles Wort. — Der verstorbene Araberhäuptling Abd-el-Kader (eigentlich: Sidi-el-Hadschi Abd-el-Kader Uled-Mahiddin, geb. 1807, gest. 1883) erhielt als siebenzehnjähriger Jüngling von seinem Vater ein schönes weißes Pferd zum Geschenke, auf welches alle Kenner erpicht waren, namentlich aber der Häuptling Jusuf. Alle seine Angebote für dasselbe wurden aber zurückgewiesen, und er beschloß, sich durch List des Pferdes zu bemächtigen. Als Abd-el-Kader einst am Spätabend in der Nähe von Oran sein Roß tummelte, flehte ihn ein am Wege sitzender, anscheinend von Müdigkeit überwältigter alter Bettler im Namen des Propheten an, ihn nach dem nächsten Orte zu schaffen. Abd-el-Kader stieg ab und half dem Bittenden in den Sattel, aber kaum war dieses geschehen, so warf dieser seine Verkleidung ab, gab sich höhnisch lachend als Jusuf zu erkennen und jagte davon. Der anfangs überraschte Jüngling rief ihm nach: „Ich schenke Dir das Pferd unter der Bedingung, daß Du Niemandem erzählst, wie Du mich hintergangen hast. Es möchte sich sonst künftig Jedermann scheuen, einem Anderen Gutes zu thun!“ Jusuf hielt bei diesen

Worten an, kehrte reuig zurück und gab das Pferd dem jungen Abd-el-Kader zurück, dessen anhänglicher Freund er sein Leben lang blieb. R.

Bücher zerstörendes Ungeziefer. — Die Bibliotheken in sehr heißen Ländern leiden furchtbar von Ameisen, deren zahllose Heerschaaren in einer einzigen Nacht ihr Zerstörungswerk verrichten können. Auch Ratten und Mäuse sind berüchtigte Buchvernichter. In einem Glaskasten im Kapitelhause der Westminsterkirche in London sind die Knochenreste von sechs oder sieben Ratten aufbewahrt, nebst Fragmenten in gothischen Buchstaben gedruckter Bücher, unter ihnen des berühmten Gebetbuchs der Königin Elisabeth, mit Holzschnitten gedruckt im Jahre 1569. Vor mehr als zweihundert Jahren hatten diese Ratten im Zimmergebälk des damals in Reparatur befindlichen Kapitelhauses ihr Nest eingerichtet und zu diesem Zwecke Stücke dieser kostbaren Bücher durch ein Loch geschleppt, das zur Aufrichtung des Baugerüstes geschlagen worden war. Nach Beendigung der Reparaturen wurde dieses Loch zugemauert und die Rattenfamilie dadurch eingekerkert. Als vor einigen Jahren abermals Ausbesserungen nöthig waren, ... skelette und die Bücherreste. — Die schwarze ... Vorliebe die ... ßboden stehen läßt; ... nwandeinbänden der New- ... Verwüstungen angerichtet. R.

... wurst. — In der Bibliothek zu L. ... der Erlaß: „Von Gottes Gnaden Johannes ... Gebrüdere, Herzogen zu Sachsen. Unsern lieben ... Rath zu Oschatz! Lieben, Getreuen. Nachdem ... eus infimus auf der Schule bey euch am ver- ... Johannis-Tage Bratwurst gegessen haben soll, ... ernstlich an euch empfehlend, daß ihr denselben alsbald gefänglichen annehmet, und uns ihn an-

hero wohl verwahret schicket, auch mit der Sache dermaßen in geheim gehet, daß er nicht verwarnet werde, noch entkomme. Er soll seine gebührende Strafe kriegen. Indeme geschiehet unsers lieben Herrn Vaters und unsre gänzliche Meinung. Euch hiernach habt zu richten. Datum am Sonntag Invocavit A. 1522." Einer Notiz auf diesen Erlaß zufolge erhielt der arme Baccalaureus wirklich eine längere Haftstrafe wegen seines „Verbrechens" zudiktirt. E. K.

Fehlgeschossen. — Lavater, der berühmte Physiognomiker und Pfarrer an der Peterskirche zu Zürich, traf einst in einem Postwagen mit einem Passagier zusammen, dessen sanftes, wohlwollendes Gesicht ihn sofort anzog. „Wo befindet sich Ihre Heerde, Herr College," fragte er denselben, ohne zu zögern. Der Fremde runzelte die Stirne und antwortete kurz: „Ich habe keine Heerde und bin auch kein Hirt!" Lächelnd erwiederte Lavater: „Nun, kein Hirt im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern wie ich, im Dienst des Herrn!" — „Denke nicht daran," lautete die barschere Antwort. „Ich bin der Scharfrichter von Basel!" v. W.

Rasche Antwort. — Ein schüchterner Liebhaber fragte seine Angebetete, die er allerdings erst vor wenigen Tagen kennen gelernt hatte: „Was würden Sie sagen, mein Fräulein, wenn Jemand, den Sie erst seit drei Tagen kennen, Ihnen einen Heirathsantrag machte?" — Die junge Dame antwortete ohne Besinnen: „Ich würde sagen, verschieben Sie niemals auf morgen, was Sie bereits vorgestern hätten thun sollen." Mn.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.



